

Gabi Kreslehner

Raben- schwestern

K R I M I N A L
R O M A N



List

Über das Buch

Als Pflegekind kommt Hanna in Gertruds Familie, wie Zwillingsschwestern wachsen die beiden Mädchen auf, unzertrennlich und einander in Liebe zugetan. Doch aus Hanna wird ein schöner Schwan, während Gertrud das hässliche Entlein bleibt. Und dann tritt Tonio in ihren Kreis, und bald merken sie, drei sind einer zu viel, und eine liebt immer mehr als die andere.

Dreißig Jahre später wird Gertrud brutal ermordet, und Hanna verschwindet spurlos. Es dauert nicht lange, bis Kommissarin Franza Oberwieser um die Verbindung zwischen den beiden Frauen weiß und beginnt, sich mit ihrer gemeinsamen Vergangenheit zu beschäftigen. Doch auch die Gegenwart gibt Rätsel auf. Gertruds Mann wirkt seltsam ungerührt, ihre Eltern haben offenkundig ein Geheimnis – und Franza findet sich in einem Wettlauf um die Wahrheit mit Gertruds fast erwachsener Tochter Lilli wieder. Und dann ist da noch dieser junge Mann, der wie ein Schatten alle Schritte Franzas begleitet ...

Ein atmosphärischer Kriminalroman um zwei Frauen, die als Schwestern an sich selber und ihrer Liebe gescheitert sind. Kommissarin Franza Oberwieser läuft zur Hochform auf: weil es ihr Job ist und sie ihn kann. Und weil sie so am besten den Verlust ihrer neuen großen Liebe zur Seite schieben kann. Schließlich kann man nicht jeden Tag was Süßes backen.

Über die Autorin

Gabi Kreslehner wurde 1965 in Linz geboren. Sie lebt mit ihrer Familie in Oberösterreich und arbeitet als Lehrerin. Für ihr Jugendbuch Charlottes Traum erhielt sie u. a. den Österreichischen Staatspreis 2010. Rabenschwestern ist ihr zweiter Kriminalroman.

In unserem Hause ist von Gabi Kreslehner bereits erschienen:
Das Regenmädchen

Gabi Kreslehner

Rabenschwestern

Kriminalroman

List Taschenbuch

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein-buchverlage.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe im List Taschenbuch

1. Auflage Februar 2014

ISBN 978-3-8437-0673-5

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Chris Cormack Photography/getty images (Landschaft);

© bürosüd° GmbH, München (Zaun, Vogel, Kirche)

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzung wie etwa Vervielfältigung,
Verbreitung, Speicherung oder Übertragung
können zivil- oder strafrechtlich
verfolgt werden.

eBook: [LVD GmbH](#), Berlin

Inhaltsverzeichnis

[Über das Buch](#)

[Über die Autorin](#)

[Titel](#)

[Impressum](#)

[Rabenschwestern](#)

1 Sie blickte auf die Uhr. Zwei Stunden bis zum Abflug. Genügend Zeit. Wunderbar viel Zeit. Ob sie doch ...?

Sie hatte die Fläschchen leuchten sehen, vorhin, als sie am Laden vorbeigegangen war, nur vorbei, nicht hinein, flüchtig hatten ihre Blicke die Regale gestreift, sie hatte sich nicht erlaubt stehen zu bleiben, nicht erlaubt, ihrer Sehnsucht nachzugeben. Aber nun begann ihr Herz schneller zu klopfen, sie schloss die Augen, um es intensiver zu fühlen, konzentrierter. Sie mochte es. Dieses Gefühl. Dieses Prickeln. Die beginnende Erregung. Ihr wurde heiß und zugleich kalt, sie vergaß jede Angst, mit jeder Faser ihres Herzens zog es sie in den Laden, zwischen die Regale, zwischen die Düfte, in die Stille der Glitzerfläschchen.

Kurz stand sie noch da, spannte all ihre Sinne an. Horchte. Schaute. Witterte. Streckte endlich die Hand aus.

Und liebte es. Auf der Stelle. Wie immer. Dieses Gefühl. Dieses Prickeln. Die Kühle des Flakons, die wie eine rasche Welle durch ihre Finger lief, sobald sie ihn berührte, die ihre Hände durchdrang und sich in ihre Haut brannte wie etwas von Bestand.

Darum nur tat sie es. Tat es immer wieder, nicht zu oft, aber doch ... immer wieder, wenn das Glitzern der Flakons ihr mild in die Augen funkelte, wenn das Glitzern der Flakons sachte ihr Herz berührte, wenn es sagte und flüsterte und hauchte: Ich bin eine Möglichkeit. Dann ... tat sie es.

Schaute sich um, witterte wie ein Tier, Augen wach, Ohren hell, Herz im Sturm, sog ein, was es einzusaugen gab ... Stimmen, Bewegung in den Gängen, Blicke, die sie streiften ... gefahrgefahrgefahr ... und wenn ihr Herz sich beruhigte, wenn sein Schlag sich normalisierte, dann griff sie zu, dann schlug sie eine Bresche in die unberührten Reihen der Flakons, dann war sie Tigerin, Löwin, ein Raubtier auf der Jagd, hinter einem Duft her, einem, den sie aus ihrer Kindheit zu kennen glaubte, der ihr abhandengekommen war, gänzlich und verzweifelt abhandengekommen in den Jahren, als sie erwachsen geworden war, in den Jahren, als die Sicherheiten noch immer nicht sicher schienen und sie hineingefallen war in ein Suchen und immer noch nicht angekommen.

Später, in der Ruhe der Toilette, öffnete sie mit zitternden Fingern das Fläschchen und ließ seinen Duft verströmen und augenblicklich ... verlor es seinen Zauber, verlor es die Magie, die noch kurz zuvor ihr Herz zum Jubeln gebracht hatte. Kein Duft des Erinnerns, keiner, nie.

Die Enttäuschung war milder geworden mit der Zeit, erfahrener und abgeklärter, aber blieb niemals aus, zwängte sich in ihre Erinnerung als schaler Geschmack, als Missverständnis.

Sie ging.

Immer ging sie dann rasch, fiel ins Laufen, hatte noch kurz das Bild des Flakons vor

den Augen, der im Müll gelandet war und mühsam versuchte, noch ein wenig zu glitzern, ein wenig zu sprühen, jedoch inmitten von Zigarettenkippen, angebissenen Wurstbrötchen, Apfelbutzen und geknackten Coladosen erlosch.

Manchmal stellte sie sich vor, wie es wäre, wenn jemand sie entdeckte auf einem ihrer Gespensterzüge, wenn jemand auf sie zukäme mit raschen Schritten und entschlossenen Blicken. Sie wusste, sie würde sich wehren. Endlich würde sich auszahlen, was sie gelernt hatte in den Selbstverteidigungskursen im Sportunterricht, zielsicher würde sie mit ihrem spitzen Schuh im Schritt des Angreifers landen, in den Weichteilen dort, die lediglich geschützt waren durch ein bisschen Stoff und also wehrlos ausgeliefert der Spitze eines Schuhs und seiner verheerenden Wirkung.

Lilli fragte sich, wie es sich wohl anfühlte, wenn ihr Schuh an dieser Stelle landete, sie fragte sich, ob der Schrei jenes unglücklichen Flakonwächters ihr mit der gleichen Vehemenz in die Eingeweide fahren würde wie ihm der Schmerz.

Sie wusste, spätestens dann würde sie loslaufen, trotz der Schmerzen, die sie und ihn durchzuckten. Nein, keiner sollte sie ihr entreißen, die Glitzerfläschchen, die Kühlespender, die Trophäen ihrer Unerschrockenheit.

Lilli lächelte zittrig und atmete tief durch. Und dachte an den Flakon im Müll auf der Toilette und lehnte sich zurück und starrte auf die Anzeige auf dem Bildschirm, der ihren Flug ankündigte und dass bald boarding time war und dass sie in ein paar Stunden daheim sein würde, daheim, was immer das war.

Sie lächelte ein wenig verloren, ein wenig erschrocken über die Gedanken, die manchmal in ihr flatterten wie schwarze Vögel, wie Gespenster, vage und durchscheinend wie Schatten, aber doch klar genug, dass Lilli sie als Abgrund erkannte.

Sie dachte daran, wie ihre Hand den Flakon umschlossen hatte, wie sie gespürt hatte, dass der spitze Verschluss in ihre Handfläche stach, wie die Kühle sich in eine matte Wärme verwandelte, aber die Wärme war in ihren Fingern nicht angekommen.

Auch jetzt fror sie, fröstelnd zog sie den Mantel um sich, der dunkelviolette Samt war eigentlich zu warm für die Jahreszeit, für die Wärme des frühen Septembernachmittags, aber sie fror leicht und sie liebte diesen Mantel, liebte seine geraden Linien, die in der sanften Weichheit des Samtes so mild wurden und alle Strenge verloren. Sie hatte den Mantel am Ende des Londonsommers in Soho entdeckt, im winzigen Laden eines noch unbekannten Designers, sie hatte ihr Gesicht auf den Ärmel gelegt, in den Samt, und war augenblicklich versunken in dieser Weichheit, in dieser dunkelvioletten Geborgenheit, und hatte gewusst, sie musste ihn haben, diesen Mantel, koste es, was es wolle. Es hatte dann nicht sooo viel gekostet, eine kleine Stange Geld jedoch allemal, aber das machte nichts, denn sie ahnte, sie würde ihn tragen, bis er ihr in Fetzen vom Leibe fiel.

Es gab noch dies und das in dem Laden, vor allem aber gab es den Designer himself, der, als er Lilli sah, einen eigenartig verzückten Blick bekam, dessen Hingerissenheit sie

nachempfinden konnte, weil sie sie selber für den Mantel fühlte.

Ob sie bleibe, ihm Muse sei, ihre Gesichtszüge, ihr Haar, ihr Körper, ihre Beine, ohhhhh ... alles sei sooooo ... ohhhh ... ob sie bleibe ... your name, miss?

Sie lächelte ein bisschen stolz, ein bisschen verwirrt, gab vor, ihn nicht zu verstehen, sie sei Touristin und very bad in english.

Als sie den Laden endlich verließ, hatte er sie noch in ein Paar Stiefel gesteckt, dunkles Grau, weicher Velours, hohe Absätze, Overknees. Sie saßen so gut und so leicht, sie ging, als flöge sie, und als sie sich noch einmal umwandte, stand der Designer in der Tür, verneigte sich, hob die Hände wie zum Applaus und rief ihr hinterher: »Stay! Please! Stay! Come back, my dear!«

Lilli lachte und begann zu laufen und winkte ihm zu mit der Vehemenz des Glücks, manchmal sprang sie in die Höhe, ahnend, dass unter ihr die Erde sich drehte, unaufhaltsam, ein ums andere Mal, dass das Leben pochte und sie mittendrin war.

Daheim in ihrem winzigen Apartment drehte sie sich vor dem Spiegel hin und her und staunte. Dachte: Wow! Welche Eleganz! Wenn er mich so sähe in der Kanzlei, Mr Greenow, er würde sich verneigen und sagen: »My dear, you're the best!« und es ausnahmsweise auch tatsächlich meinen.

Am Abend dieses Tages wusste sie zum ersten Mal mit Gewissheit, dass sie nicht Anwältin werden würde, und eine kleine Zufriedenheit kroch in ihr hoch und Freude darüber, dass sie bald nach Hause flog.

Das Praktikum war gut gewesen. Die Stadt aber noch besser. Riesig. Laut. Glitzernd. London eben. Sie war eingetaucht in das Leben dieser Stadt, in seine Fremdheit, seine Freiheit und hatte sich wohl gefühlt. Drei Monate. Die nicht lang gewesen waren, wie kleine Stippvisiten, jeden Morgen das dunkle Schimmern des Kaffees, den sie Mr Greenow ins Büro brachte, was er ihr seufzend lächelnd dankte mit dem immergleichen Satz, »You're the best, my dear«, und dann begann der Tag.

Mr Greenow war ein Studienkollege ihres Großvaters und dieser Tatsache hatte sie das Praktikum zu verdanken, diese drei Monate in seiner Kanzlei, wo große Fälle abgewickelt wurden, wichtige Fälle, Steuerdinge, Wirtschaftsgeschichten, Mordsachen, alles eben, was Anwaltstage vielseitig und eindrucksvoll machte.

Lächelnd hatte sie an den Verhandlungen teilgenommen, hatte neben den taffen, jungen Anwälten gesessen, Männern wie Frauen, Tiger allesamt, hatte ihre sicheren Stimmen gehört und jeden Morgen jenes milde »You're the best, my dear«, und von Tag zu Tag mehr gespürt, dass all das ... nichts, aber auch gar nichts mit ihr zu tun hatte.

Es machte sie nicht traurig, im Gegenteil, es machte sie sicher, und das erstaunte sie, denn die Konsequenz war bitter, bedeutete verlorene Zeit, drei Jahre, die sich in Rauch und Grau auflösten. Verbranntes Studium, dachte sie, während sie in der Abflughalle des Londoner Flughafens saß und noch ein wenig an Mr Greenow dachte, der seinen Satz nun

wieder zu jemand anderem sagen würde.

Doch, das Praktikum war gut gewesen, aber die Stadt eben noch besser, und sie würde ihrem Großvater sagen, dass es nicht ihr Ding war, in diesen Beruf einzusteigen, wirklich nicht ihr Ding, dass es etwas anderes geben würde, etwas, von dem sie allerdings noch nicht recht wusste, was es war.

Sie seufzte. Wenn sie auch wenig über ihre Zukunft wusste und wie sie sie gestalten sollte, eines wusste sie schon, nämlich, was er sagen würde, der Großvater, der alternde Anwalt, der sie sich als seine Nachfolgerin gewünscht hatte, als die, der er seine Kanzlei vererben konnte, nachdem schon seine Tochter ihn enttäuscht hatte. »Bist wie deine Mutter«, würde er sagen und diesen Ausdruck der Geringschätzung in den Augen haben, »weißt nicht, was du willst. Verrennst dich in dumme Ideen.«

Nein, dachte sie und musste grinsen, nicht in »dumme Ideen«, in gar keine vorerst. Und fühlte sich ... ein wenig ... leicht. Und fühlte sich ihrer Mutter verbunden, was sie erstaunte, denn sie waren doch ... zwei Welten.

Sie bekam Hunger und stand auf, marschierte an den Reihen der kleinen Lokale entlang, die sich in den riesigen Hallen friedlich nebeneinander erstreckten, und draußen landeten die Flieger und andere stiegen auf. Sie dachte an die Ausstellung, die sie vor ein paar Wochen gesehen hatte, die Ausstellung dieser deutschen Fotografin, Menschen auf dem Flughafen oder so ähnlich, Wartebilder oder so ähnlich. All die Fotografien hatten Lilli seltsam berührt, als würde sie manches kennen, als wäre ihr manches vertraut. Vielleicht war es die Art und Weise, wie die Kamera die Gesichter, die Augen gesehen hatte, sie ... erkannt hatte. Lilli wusste es nicht, aber sie vergaß die Bilder nicht, sie vergaß die Fotografin nicht, wie auch, sie kannte doch ihren Namen, Hanna Umlauf, fand ihn seit jeher seltsam und schön, sie kannte auch ihr Gesicht. Im Hause ihrer Großeltern hing ihr Bild an der Wand neben dem ihrer Mutter.

Das Handy läutete. Sie holte es heraus, ihre Mutter. Nein, dachte sie, nicht jetzt, ließ es wieder verschwinden in der Tasche ihres Samtmäntelchens, ich seh dich ja noch früh genug.

Das Läuten hörte auf, kurze Zeit später das Piepsen einer sms. Lilli seufzte, überlegte, ob sie nachschauen sollte, tat es dann.

Lilli, Liebes, stand da, ich bin am Flughafen, freu mich auf dich, haben uns lang nicht gesehen! Bist du groß geworden?

Unwillkürlich musste Lilli lachen. Was für eine Frage! Ja, dachte sie dann, bin ich, bin groß geworden. Und simste zurück. Ja, bin groß geworden.

»Zwei Lachsbrötchen«, sagte sie, »und ein Wasser und den Schokoladenkuchen und einen Kaffee und den Apfel«, und genoss die erstaunten Blicke des Verkäufers und dankte Gott wieder einmal für ihren gesegneten Appetit und ihren noch gesegneten Verdauungsapparat, der im Nu wieder loswurde, was sie ihm zuvor angedeihen ließ. Sie

setzte sich, aß, trank, der Hunger legte sich.

London, Stansted. Na also. Es war so weit. Wie immer hatte sie sich widerstandslos der überwältigenden Logistik anvertraut, die alle großen Flughäfen auszeichnete. Wie immer hatte die Landkarte des Logischen sie in seinen Bann gezogen, und nachdem sie nun all ihren Dämonen gehuldigt hatte, saß sie wartend in den Sitzreihen vor dem gate, in das Samtviolett ihres Mantels geschmiegt und erkannte fröstelnd, dass nicht alles so klar war, wie es manchmal, aber eben nur manchmal, so wunderbar erschien.

Das boarding würde in einer halben Stunde beginnen und ein paar Stunden später würde sie in München sein.

»May I have the seat here?«

Lilli nickte, ohne aufzuschauen, spürte, wie eine große Männergestalt sich neben sie setzte, alles neben ihr ausfüllte. Ein langer kräftiger Körper, von der Seite nur als Schemen erkennbar, große Schuhe neben ihren Schuhen und das ... ließ sie staunen, denn auch ihre Schuhe waren nicht klein, waren schon Größe 40 und dann solche ... Flossen!

Lilli musste grinsen, ja, das war wohl der richtige Ausdruck, Flossen, und eine leichte Wärme stieg in ihr hoch. Solch große Schuhe, mindestens 45, mindestens, eher 46! Was mussten das für große Füße sein! Und einer mit solch großen Füßen, wie gut musste der im Leben stehen!

Ja, dachte Lilli aus tiefster Überzeugung, ja, und nickte vor sich hin und konnte ihre Augen nicht wenden von diesen Füßen in diesen Schuhen, ja, so einem musste alles gelingen, alles, das Leben, die Dinge darin, alles. Nichts konnte so einen beeinträchtigen, keine Kälte, keine Hitze, nichts. Einer wie er musste keinem Duft hinterherjagen, keiner violetten Geborgenheit, einer wie er trug diese Geborgenheit in sich, einer wie er ...

Und endlich riss sie ihren Blick los von den Riesenschuhen und den ebenso großen Füßen darin und sie wandte sich dem ganzen Mann zu und wollte ihn fragen ... ja ... fragen ... ja ... was ... und plötzlich stand er auf und ging und sie starrte ihm hinterher und hatte nicht einmal sein Gesicht gesehen, kannte nichts von ihm, sah nur seine Füße ganz klar vor sich, seine Füße, die standen im Leben auf sicherem Boden, wie Berge, wie Hügel zumindest, sie wollte nicht übertreiben, aber doch ... ja ... aber doch.

Endlich schloss Lilli den Mund, in dem noch immer die Frage lag, die sie nicht gestellt hatte, die sie nicht einmal in Gedanken formuliert hatte, diese Frage, die nun irgendwo im Nirwana ihres Gehirns verpuffte. Bescheuert, dachte sie, was bin ich bescheuert. Aber muss auch sein, dachte sie und seufzte zufrieden, muss auch manchmal sein, und grinste und dann kam die Durchsage, dass der Flug Verspätung habe, ganze eineinhalb Stunden.

2 Sie ist schon immer so gewesen, dachte Gertrud, diesen Hochmut hatte sie schon als Kind, und ich weiß ja, von wem sie ihn hat.

Sie blickte auf die Uhr, dann auf die Tafel, die die Flugzeuge anzeigte, die gelandeten

und die nichtgelandeten, dann wieder auf die Uhr.

Sie hätte sich melden können, dachte Gertrud, es wäre Zeit gewesen, von London aus eine SMS zu schicken. Ich hätte mich nicht so hetzen müssen.

Na gut, dachte Gertrud, noch eineinhalb Stunden. Saumäßige Verspätung. Kaffee also.

Sie drehte sich um und schlenderte in das Rund der riesigen Halle, setzte sich in ein Bistro und bestellte Kaffee. Ach Lilli, dachte sie, du kleine Kröte, wie hab ich dich lieb. Wie hab ich dich vermisst. Werde ich dir die Wahrheit sagen müssen? Ist es nun so weit?

Sie rührte im Kaffee, schaute in die schwarzen Schlieren, ließ Zucker einrieseln. Augenblicklich waren die letzten Tage da. Was geschehen war. Vor einer Woche. Einer Woche bloß. Sie hatte sofort geahnt, dass die Welt sich nun anders drehen würde, als sie es für gewöhnlich tat. Schneller. Und in die falsche Richtung. Zurück. In die Vergangenheit. Wo keiner hinwollte. Gertrud zumindest nicht. Nein, sie nicht. Auf keinen Fall. Gab keinen verfluchten Grund für die verfluchte Vergangenheit. Aber das sah er anders. Dieser Mann. Der plötzlich da gewesen war.

»Ich bin Tonio«, hatte er gesagt und gelächelt. »Und Sie sind Gertrud. Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschrecke, ich weiß ja, dass ich meinem Vater sehr ähnlich sehe.«

Dann erzählte er diesen Mist, dass er beobachtet hätte, wie sie durch die Allee kam, die zu ihrem Haus führte, dass er sie im Stillen gebeten hätte, stehen zu bleiben. Dass er gedacht hätte: Bleib stehen! Warte auf mich. Dreh dich um! Und sie sei tatsächlich stehen geblieben. Und er sei losgegangen. Auf sie zu. Wie von Fäden gezogen.

Sie schüttelte heftig den Kopf, holte sich zurück in die Gegenwart, spürte, dass sie zitterte. Wenn die jüngere Vergangenheit sie schon so maßlos erschreckte, was erst, wenn es weiter zurückging, und das wäre wohl der Fall, das ahnte sie, das war so sicher wie das Amen in der Kirche.

»Darf ich Ihnen noch was bringen?«

Sie fuhr herum, ihr Blick fiel auf die riesige Uhr, die über dem Tresen hing. Spät geworden. Zeit übersehen. Die Maschine aus London musste nun doch schon angekommen sein, das Förderband mit dem Gepäck würde schon laufen.

»Nein, danke. Ich möchte zahlen.« Sie schaute den Kellner an, merkte, dass er auf den Tisch starrte, in ihre Kaffeetasse. »Aber sie haben ja gar nicht ...«

Er deutete auf den Kaffee, der vor ihr stand, wie er ihn gebracht hatte, lediglich kalt geworden. Sie winkte ab, drückte ihm einen Fünf-Euro-Schein in die Hand, wartete seine Erwiderung nicht ab, ging. Er blickte ihr hinterher, schüttelte den Kopf, zog die Augenbrauen hoch.

Sie tauchte ein in das Getümmel der Ankommenden und Abfliegenden, der Abholer und Abgeholt, fiel in einen hastigen Laufschrift, das Stimmengewirr vermengte sich zu einem gleichmäßigen Summen. Jetzt komm ich doch noch zu spät, dachte sie und musste schmunzeln, sie wird schon auf mich warten und mich missbilligend mustern. Ich werde

sie in den Arm nehmen und fest an mich drücken und anfangs werde ich ihren Widerstand spüren und dann allmählich, wie er sich löst.

Ja, Gertrud kam zu spät. Ein wenig. Lilli war schon durch die Schleuse. Lilli wartete schon. Und stand da. Kleines trotziges Mädchen. Und war groß geworden. Erwachsen. Elegant. Gertrud staunte. Wie ist sie schön, dachte sie, warum hab ich das nie gesehen?

»Mama«, sagte Lilli, »hallo, Mama!« und ließ sich umarmen und merkte, dass sie weich wurde, ein wenig.

3 Gertrud stand auf der Terrasse, ein letztes Glas Wein in der Hand. Die Kinder waren im Bett, Moritz schon seit zwei Stunden, Lilli seit eben. Christian räumte das Geschirr in die Spülmaschine. Sie hörte ihn rumoren und dachte an das Essen, dessen entspannte Atmosphäre sie alle genossen hatten. Der Kleine war bald müde geworden, und nachdem er noch eine Weile wie eine Klette an Lilli gehangen hatte, bis diese ihm endlich versprochen hatte, morgen früh auch noch da zu sein, konnte sein Vater ihn endlich ins Bett bringen.

»Ich hab ihn vermisst«, sagte Lilli leise und lächelte. Gertrud nickte. »Er ist ein kleiner Schatz, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Lilli, »ja, das ist er wohl.«

Leichter Wind kam auf, brachte den Duft reifer Zwetschgen.

Lilli musste lächeln. »Marmelade? Wie jedes Jahr?«

Gertrud lächelte auch. »Natürlich«, sagte sie, »man kann die vielen Früchte doch nicht verkommen lassen.«

»Nein«, sagte Lilli, »kann man nicht. Soll ich dir helfen? Krieg ich ein paar Gläser?«

»Ja«, sagte Gertrud. »Das wäre schön! Und natürlich kriegst du welche!«

Sie schwiegen ein bisschen, dann: »Bleibst du eine Weile hier?«

»Nein«, sagte Lilli, »morgen will ich heim.«

Gertrud spürte einen Stich des Bedauerns. »Aber ich könnte mich doch um deine Wäsche kümmern, du könntest dich ausruhen und in Ruhe ankommen!«

»Nein«, sagte Lilli.

»Aber du ...«

Lilli schüttelte den Kopf, schnitt ihr das Wort ab, keine Diskussion. Kurze Stille. »Ich war in ihrer Ausstellung«, sagte sie schließlich und wartete darauf, dass Gertrud erstarrte, sich kühl wappnete, so wie es immer geschah, wenn dieser Name fiel, Hanna, und er fiel auch so gut wie nie, war ein Tabu, war ein rotglühender Stein, niemand sprach von Hanna, niemand. Lediglich das Foto an der Wand im Wohnzimmer der Großeltern bewies, dass es sie einmal in dieser Familie gegeben hatte.

Aber dieses Mal erstarrte Gertrud nicht. Sie trank einen Schluck Wein und schaute ihre Tochter müde an. »Und? Sind sie schön, ihre Fotos? Haben sie dir gefallen?«

»Ja«, sagte Lilli überrascht. »Ja, sie sind wunderschön!« Und hoffte, dass Gertrud weitersprechen würde, aber sie tat es nicht. Sie schaute in die Dunkelheit des Gartens, schaute.

»Mama«, sagte Lilli und berührte vorsichtig ihren Arm, »Mama!«

Gertrud schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie und hörte selbst die Heftigkeit in ihrer Stimme, »nein, frag mich nicht. Ich kann dir nichts sagen. Vielleicht irgendwann, vielleicht ...«

Sie brach ab, Lilli nickte, streichelte über Gertruds Arm, schwieg.

Hanna, dachte Gertrud, von überall her Hanna, und begann zu frösteln im Dunkel der Terrasse. »Vielleicht«, sagte sie, »vielleicht sperre ich den Laden zu und flieg für ein paar Tage nach Griechenland. Es wäre die richtige Zeit dafür. Würdest du dich ein wenig um Moritz kümmern, während Christian arbeitet?«

»Sicher«, sagte Lilli.

Christian kam wieder, schenkte Wein nach, Lilli erzählte von London, die Zeit begann zu laufen. Irgendwann stand Gertrud allein auf der Terrasse mit dem letzten Glas Wein, darauf wartend, dass Christian kommen und sie von hinten umarmen würde, wartend, dass er mit seinem Mund ihren Hals entlanggleiten würde. Sie würde ihn abschütteln und sagen: »Es ist spät. Ich bin müde.« Und sie würde gehen, sich nicht umdrehen und trotzdem wissen, dass er da stand mit hängenden Schultern und resigniertem Gesicht und sie auf den Mond wünschte oder zum Teufel oder wohin auch immer.

Sie zuckte die Schultern. Sie konnte nichts tun, es war, wie es war. Und jetzt gerade war eben Tonio zurückgekehrt, auf irgendeine geheimnisvolle, wahnsinnige Weise zurückgekehrt in ihr Leben und irgendwie auch in Lillis und wahrscheinlich auch in Hannas, und also Hanna auch in ihres, Gertruds.

Er war einfach auf sie zugekommen an einem der letzten milden Augustabende, als der Herbst schon längst in der Luft lag. Sie war durch die Allee zu ihrem Haus gegangen in einem Kleid aus Kupfer und Stein, die bräunlichen Monde ihres Busens wogten im Rhythmus ihrer Schritte, schwarz-roter Schatten fiel aus dem Dach der Ahornbäume – eine Einheit, kostbar und selten. Und er war einfach losgegangen. Auf sie zu. Wie von Fäden gezogen. Im Stillen bat er sie stehen zu bleiben. Er dachte: Bleib stehen! Warte auf mich. Dreh dich um!

Und wirklich blieb sie stehen, wandte ihr Gesicht zum Licht, schloss die Augen, sog die Luft ein, diese frühe Ahnung des Herbstes, erstaunt über einen Augenblick des Friedens und der Stille.

»Wie seltsam«, sagte er, berührte sie leicht am Arm. »In Gedanken habe ich Sie gebeten, stehen zu bleiben. Und Sie sind wirklich stehen geblieben.«

Er grinste, verlegen, nervös, räusperte sich. »Ich muss wohl hypnotische Fähigkeiten haben.«

Sie starrte ihn an, schüttelte leicht den Kopf. »Was ...?«, sagte sie, stockte, trat einen Schritt zurück. Er genoss ein bisschen ihre Fassungslosigkeit und ihr Erschrecken.

»Ich weiß«, sagte er und tat ein wenig zerknirscht, »dass ich meinem verstorbenen Vater sehr ähnlich sehe. Vielleicht hätte ich Sie warnen sollen. Dass Sie sich nicht so erschrecken.«

Sie starrte in sein Gesicht, in seine Augen, sie starrte seine Haare an, seine Kleidung, ihr war klar, dass er kein Geist war, keine Illusion, ein anderer als jener aus der Erinnerung, und doch ...

Sein Vater?

Sie fühlte, wie ihr Herz kalt wurde, sie sah, dass ihre Vergangenheit sich öffnete, ein Abgrund.

»Darf ich Sie auf einen Kaffee einladen? Oder lieber Tee? Oder vielleicht ein Glas Wein?«

Verlegen redete er auf sie ein, sein Atem war nah an ihrem Gesicht. Was für eine Unverfrorenheit, dachte sie, was für eine Unverfrorenheit!

Sein fehlender Sinn für Distanz irritierte sie, machte sie wütend, sie trat einen Schritt zurück, schüttelte den Kopf, schweigend, und starrte fasziniert in dieses merkwürdig bekannte Gesicht.

Es kann nicht sein, dachte sie und starrte unverwandt auf seinen Mund, die Linie seiner Wangen, das Grau seiner Augen, deren Vertrautheit ihr die Kehle zuschnürte.

»Wer sind Sie?«, fragte sie atemlos. »Wer sind Sie?«

»Entschuldigen Sie«, sagte er und kaute nervös auf seiner Lippe, nannte seinen Vornamen und seinen Nachnamen, nur den Vornamen behielt sie, der Nachname war ihr fremd. Aber der Vorname erschreckte sie noch einmal, denn er machte klar, dass das hier kein Zufall war, dass da einer auf der Suche war, nach ihr, nach Hanna, nach der alten Geschichte.

»Wie mein Vater«, sagte er noch und sie spürte endlich, wie er sich vor Verlegenheit wand, und dachte, wie sein Vater, was für ein Dummkopf, das ist ja wohl offensichtlich.

»Den haben Sie gekannt, nicht wahr?«, fragte er und hoffte auf Zustimmung, aber sie schüttelte den Kopf, hastig, räusperte sich, sagte: »Nein.«

Es kann nicht sein, dachte sie, schüttelte erneut den Kopf und dachte wieder und wieder, dass es nicht sein könne und dass sie sich wehren werde, den Versuch immerhin sei es doch wert.

»Nein«, sagte sie lauter als nötig. »Lassen Sie mich in Ruhe. Belästigen Sie mich nicht!« Und wandte sich ab.

»Bitte«, sagte er, »gehen Sie nicht einfach! Lassen Sie es mich erklären! Bitte!«

Aber sie war schon ein paar Schritte weiter, er folgte ihr, drückte ihr einen Zettel in die Hand. »Meine Handynummer. Ich würde so gern ...! Bitte rufen Sie mich an. Bitte! In ein

paar Tagen, in einer Woche. Wann immer Sie wollen!«

Sie starrte ihn an, dann den Zettel in ihrer Hand, dann wieder ihn, dann ließ sie ihn endgültig stehen. Zu Hause holte sie die alten Fotos hervor, sie war allein, Christian bei Freunden, Moritz im Bett, eine der letzten Hitzenächte des Jahres, Ende August, der Sommer ging zur Neige. Sie war nicht froh darüber. Vielleicht ahnte sie, dass ...

Nein. Sie ahnte nichts. Es war nichts zu ahnen.

Sie starrte die Fotos an, Hanna, Tonio, sich selbst. Wie jung sind wir gewesen, dachte sie, wie jung, und sehnte sich kein bisschen danach.

Tonio also. Immer wieder Tonio. Sie spürte den schalen Geschmack im Mund, ging zum Fenster, beugte sich hinaus in die Nacht, spürte das Schwappen in ihrem Magen. Scheiße, dachte sie, scheiße, aber es war schon zu spät.

Hilflos lag sie später auf dem Sofa und begriff endlich im Herzen und im Kopf, was so logisch und augenscheinlich war. Vom Vater hatte er gesprochen, vom verstorbenen Vater, und vermengte die Vergangenheit derart mit der Gegenwart, dass nichts mehr im Lot blieb.

Er hat uns also betrogen, dachte sie, er hat uns betrogen, das Arschloch, Hanna vor allem, aber irgendwie auch mich.

Er hat seinen Schwanz auch in andere gesteckt, dachte sie wütend, wer weiß, in wie viele, und einen Sohn gezeugt, wer weiß, wie viele, und selbst den Namen hat er ihm vererbt.

Dieser Junge kommt in mein friedliches Leben, dachte sie und fühlte sich hilflos, er kommt hier hereinspaziert, als ob das nichts wäre. Er wird dafür sorgen, dass alles kaputtgeht.

Sie sprang hoch, lief wieder zum Fenster, blickte hinaus in die Nacht, das Dunkel war weich, war wie Flaum, man konnte sich nicht daran festhalten.

Na gut, dachte sie endlich und wurde ruhig, na gut, dann soll es so sein. Die Zeit schien stillzustehen für einen winzigen Augenblick, sie drehte sich ... zurückzurückzurück ... damalsdamalsdamals ...

4 Zehn Kilo! Franza stöhnte. Zehn verdammte Kilo! Zehn läppische Kilo! Und es passierte einfach nicht. Dass sie verlorengingen. Einfach so. Nebenbei. Wie der Schnee im Frühling. Das funktionierte doch auch. Warum nicht bei ihr?

Franza seufzte und musste grinsen. Sie steckte fest. In dieser schrecklich engen Kabine. Was man noch hätte aushalten können. Notfalls. Aber was noch viel schlimmer war, sie steckte in Jeans fest. Und das ... war nicht auszuhalten. Oder nur schwer. Nur mit angehaltenem Atem. Und eingezogenem Bauch.

Wie Himbeereis, dachte sie und träumte sich ein bisschen weg, wie Himbeereis in der Sonne. Du legst dich auf so einen Sonnenfleck und schon beginnst du zu schmelzen und

nach zehn Kilo ist Schluss und du stehst auf, atmest tief durch, schüttelst dich ein bisschen und schaust, ob auch alles noch an den richtigen Stellen sitzt, der Busen am Busen, der Bauch am Bauch, der Hintern am Hintern. Und dann, dachte Franza, ja, dann gehst du in diese Boutique und die Verkäuferin lächelt dich nicht mitleidig an, weil du zehn Kilo zu früh gekommen bist, sondern sie lächelt aufrichtig und warmherzig, weil sie weiß, dass die Jeans, diese Wahnsinnsjeans, sich an dich schmiegen werden wie eine zweite Haut, dass sie nach mehr verlangen werden, nach dem richtigen Shirt, der richtigen Bluse, vielleicht sogar der richtigen Jacke, dieser Wahnsinnslederjacke, die da vorne im Schaufenster hängt, und dass sie, die Verkäuferin, deshalb ein Wahnsinnsgeschäft machen würde.

Franza grinste, ließ langsam ihre Bauchmuskeln los, entspannte sich. Es ging. Irgendwie. Sie staunte. Es geht irgendwie, dachte sie, es geht!

»Passt sie?«

Forsch drang das Piepsestimmen in die Kabine, und Franza registrierte zufrieden den schrillen Ton. Wenigstens das, dachte sie, wenigstens zur Barbiefigur eine Piepsestimme.

»Ich bin noch nicht sicher«, sagte sie, schob den Vorhang der Kabine auf und trat ein paar Schritte hinaus, weg vom Spiegel, und gleich sah die Welt ein bisschen anders aus, ein bisschen besser. Na ja, dachte sie, so schlimm ist das gar nicht, bloß eine Nummer zu klein. Zwei Wochen nix essen und dann passt sie wie angegossen. Und Sport. Ein bisschen Sport.

Sie schloss seufzend die Augen.

Na ja, vielleicht besser Sex. Wilder heißer Sex. Den mochte sie lieber als Sport. Viel lieber. Schließlich sollte man das Leben doch genießen, in jeder Hinsicht. Sie dachte an Port, mit dem sich so herrlich vögeln ließ, sie dachte daran, dass sie Lust auf ihn hatte, jetzt in diesem Augenblick, dass sie Lust darauf hatte, dass er ihr diese verdammten engen Jeans vom Leibe riss, sie dachte daran, dass er gerade Probe hatte und abends eine Monstervorstellung und dass er also bis spät in die Nacht nicht zu erreichen war und dass er dann, spät in der Nacht, müde sein würde, unendlich müde ... also vielleicht doch besser Sport.

Seufzend stellte sie sich die frischgebackenen Kekse vor, die sich in einer Dose in ihrer Tasche befanden und auf der Stelle losduften würden, sobald sie den Deckel herunternahm. Felix und Arthur werden sich freuen, dachte sie, während sie sich vor dem Spiegel hin und her drehte.

»Sagen Sie, diese Jacke im Schaufenster, diese hellbraune Lederjacke, die würde ich gerne probieren.«

Die Verkäuferin räusperte sich vorsichtig. »Das tut mir sehr leid«, sagte sie, »aber ich fürchte, die haben wir nicht in Ihrer Größe.«

Franza drehte sich um und sah ihr fest in die Augen, sie setzte ihre

Kommissarinnenmiene auf, aber ahnte, das würde nichts helfen. »Fürchten Sie?«, fragte sie. »Und wenn Sie doch mal schauen würden?«

»Ja«, sagte die Verkäuferin und seufzte unmerklich, »wenn Sie meinen. Das kann ich gerne tun.« Und ging. Auf die Suche. Nach der richtigen Größe.

Blöde Kuh, dachte Franza, es gibt doch wohl mehr Frauen wie mich! Und sooo unmöglich war ihre Größe schließlich auch wieder nicht.

»Du bist leichtsinnig gewesen, Franza«, murmelte sie, »was gehst du auch in so eine Boutique!«

Eigentlich hatte sie nichts Besonderes vorgehabt, bloß ein bisschen bummeln gehen und nebenbei diese unglaublich leckere Pasta besorgen, die sie im Feinkostladen unten an der Ecke hatten. Auf dem Kommissariat war nichts los, das musste man ausnützen, kam nicht oft vor, und nun baute sie Überstunden ab, die sich ohnehin so rasch ansammelten wie die Staubflocken in ihrem Wohnzimmer.

Ja, Zeit, herrlich viel Zeit, und also schlenderte sie durch das Einkaufszentrum von Geschäft zu Geschäft, die Rolltreppe hoch, an den Schaufenstern vorbei und dann war da plötzlich die Jacke gewesen, die Lederjacke, die sie nun nicht in ihrer Größe hatten. Dieses hellbraune Wunderding hatte sie angelacht und darum war sie durch die Tür und darum hatte sie sich in die Jeans gezwängt, denn zu ihren alten ausgebeulten Hosen hatte sie die Jacke nicht anprobieren wollen.

Das hatte sie nun davon. Sie ging zurück in die Kabine, setzte sich auf den Hocker, öffnete vorsichtig den Reißverschluss der Jeans, genoss die wiedergewonnene Freiheit ihres Bauches und wartete. Dass die Verkäuferin wiederkommen würde. Dass sie vielleicht doch fündig geworden war. Aber Madame ließ sich Zeit.

Egal, dachte Franza, die von außerhalb der Kabine so gut wie nicht zu sehen war, und sah sich etwas um. Es waren kaum Leute hier, was nicht verwunderte angesichts der stolzen Preise. Neben Kleidung führte der Laden auch Schmuck, Parfüms, Schuhe, alles in edler übersichtlicher Zahl ausgestellt auf einer übersichtlichen Fläche. Allmählich begann Franza sich zu langweilen und sie fragte sich, was die Verkäuferin wohl gerade tat, sich die Fingernägel polieren, in der Nase bohren, sich mit tausend Freunden auf Facebook unterhalten?

Plötzlich öffnete sich die Ladentür, eine junge Frau trat herein, blickte sich um. Wow, dachte Franza, schicke Person, süßes Mädel. Mantel aus lila Samt, Stiefel bis übers Knie, Haare hochgesteckt, kluger gerader Blick.

Ich kenne sie von irgendwoher, dachte Franza, woher kenne ich sie, und ließ aus alter Gewohnheit die Verbrecherkartei an ihrem inneren Auge vorbeilaufen. Gleichzeitig schalt sie sich kopfschüttelnd und leise lachend eine Idiotin, denn was hätte eine junge Frau wie diese zwischen den harten Jungs verloren?

Obwohl ... Erstaunt beobachtete Franza sie und wurde mit jeder Sekunde unruhiger.

Voller Begierde schien die junge Frau plötzlich zu sein, der Samt des Mantels vor Anspannung zu glühen. Es war, als witterte sie in die Luft, als wolle sie erspüren, ob Gefahr drohe, vorsichtig wandte sie den Kopf nach beiden Seiten. Rasch duckte Franza sich in ihren toten Winkel, um nicht gesehen zu werden.

Es waren Parfüms, edle kleine Glitzerflakons, die die Aufmerksamkeit des Mädchens erregten. Franza sah, wie die Hände über den Fläschchen schwebten, eine ewige Sekunde lang, dann griffen sie zu. Ein letzter rascher Blick flog durch den Laden, dann schien die junge Frau sich sicher zu fühlen und der Flakon verschwand in den Tiefen ihrer Handtasche.

Franza saß auf dem Hocker, ein bisschen erstarrt, ein bisschen amüsiert, ein bisschen erstaunt. Einer kleinen Taschendiebin war sie also auf die Schliche gekommen, einer kleinen Kleptomanin, denn so, wie die sich benommen hatte, hatte das sehr nach Zwang ausgesehen, nach Wiederholung. Ja, dachte Franza, Wiederholung, Zwang, und dann hörte sie das Klicken der Tür, das Mädchen war gegangen, wie sie gekommen war, leise, unauffällig. Die Verkäuferin hingegen war immer noch verschwunden, als ahnte sie, dass die Polizei ohnehin da war.

O.k., dachte Franza und schoss hoch, dann wollen wir mal, dann kommen wir mal unserer Pflicht nach, und spürte, wie ihr Instinkt erwachte, ungebärdig, wild, raubtierhaft. Sie hetzte los, hinter dem Mädchen her zur Tür und hinaus, im Laufen hörte sie noch die Verkäuferin schreien, was das solle, sie, Franza, trüge eine teure Designerjeans und sie, die Verkäuferin, könne doch nichts dafür, dass sie die Jacke nicht in ihrer Größe hätten, und wenn sie, Franza, nicht sofort zurückkäme, werde die Polizei gerufen.

Als hätte die Diebin die schrille Stimme auch gehört, drehte sie sich um, sah Franza auf sich zukommen, erkannte die Gefahr, Raubtier gegen Raubtier, und sprintete los, Richtung Rolltreppe, Richtung Ausgang, Richtung Rettung. Sie war schnell, erstaunlich schnell, trotz der hochhackigen Stiefel und Franza spürte plötzlich, dass sie selber ... keine Stiefel anhatte, nicht einmal Schuhe, nein, nichts, dass sie ... nichts an den Füßen hatte außer dünnen Baumwollsöckchen, weil ihre Schuhe neben ihrer Tasche in der Kabine standen. Einen kurzen Moment lang war Franza irritiert und stockte und es war, als übertrage die Irritation sich auf die junge Frau, denn sie stockte auch, drehte sich um, blickte auf Franzas laufende Sockenfüße, wurde langsamer. Die Rolltreppe kam in Sicht, sie hetzten sie hinunter, Franza spürte unangenehm die Rillen an den Sohlen, ihr wurde klar, was sie hier für eine Figur abgab, einem Mädchen hinterherhetzend, auf Socken und mit offenem Jeans-Reißverschluss.

Was bin ich für eine Idiotin, dachte sie, blieb stehen und stützte ihre Hände auf den Knien ab. Was misch ich mich in Sachen ein, die mich nichts angehen, eine kleine Verrückte, die Parfüms klaut in einem völlig überteuerten Scheißladen! Kann mir das nicht einfach egal sein?

Sie atmete tief durch, hob den Kopf, blickte nach vorne. An der Eingangstür zum Einkaufszentrum zwanzig Meter entfernt stand die junge Frau und schaute in ihre Richtung. Franza schüttelte den Kopf und schnappte nach Luft. Spinnt die, dachte sie und setzte sich wieder in Bewegung, spinnt die??? Wartet die jetzt auf mich???

Ja, sie wartete, ging noch durch die Drehtür, stand dann da und blickte Franza entgegen.

»Sie sind nicht schlecht in Form«, sagte sie und grinste ein bisschen, »für Ihr Alter.«

»Ach ja«, schnaufte Franza und versuchte ruhig zu atmen. »Finden Sie?«

»Ja.« Die junge Frau nickte. »Schließlich sind wir jetzt durch das halbe Einkaufszentrum gerannt und Sie noch dazu in Socken.«

Wieder grinste sie spöttisch und blickte auf Franzas Füße. »Warum eigentlich?«

Franza hob die Augenbrauen und ärgerte sich noch ein wenig über die Respektlosigkeit und den Spott ihres Gegenübers, aber in ihrem Inneren hatte sie sich längst beruhigt.

»Warum was? Warum ich Ihnen hinterherlaufe oder warum in Socken?«

»Beides.«

»Hm!« Franza überlegte. »Warum ich Ihnen hinterhergelaufen bin, wissen Sie. Und warum in Socken ... tja, manchmal ist das Leben so.«

Das Mädchen lächelte und Franza fühlte sich berührt, spürte ein vages Mitgefühl, eine Sorge.

»Gute Antwort«, stellte das Mädchen fest.

»Ja?«, sagte Franza, »danke.«

»Kann ich jetzt gehen?«, fragte das Mädchen.

Franza verharrte für den Bruchteil einer Sekunde, dann nickte sie, blickte in die nachdenklichen, aufmerksamen Augen des Mädchens. »Wer sollte Sie aufhalten? Ich doch nicht. Ich sollte mir meine Schuhe holen.«

»Aus dem Laden?«

»Ja, aus dem Laden. Ein Scheißladen im Übrigen.«

Das Mädchen lachte. »Ich weiß. Warum gehen Sie da überhaupt hin? Das haben Sie doch gar nicht nötig.«

Nicht nötig! Franza konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken, wurde aber gleich wieder ernst. »Und Sie?«, fragte sie. »Haben Sie das nötig? Wie oft müssen Sie das tun?«

Helle Röte übergoss plötzlich das Gesicht der jungen Frau, auf einmal wirkte sie ganz klein, ein Bäumchen, das dem Wind nicht standhielt. Sie zuckte mit den Schultern. »Das geht Sie nichts an! Oder wollen Sie mich in eine Therapie schicken?«

Sie setzte ihr spöttisches Lächeln wieder auf, doch ihr Spott war zittrig, und Franza hatte das Bedürfnis, sie in die Arme zu nehmen, ein bisschen zu wiegen, aber natürlich tat sie es nicht.

»Nein«, sagte sie, »nein, ich schick Sie in keine Therapie. Das müssen Sie schon selber

tun.«

Das Mädchen schwieg.

»Aber das wird wohl noch ... eine Weile dauern?«, fuhr Franza vorsichtig fort.

Das Mädchen zuckte die Schultern. Franza streckte ihre Hand aus. »Franza«, sagte sie, »und Ihr Name?«

Vorsichtig ergriff das Mädchen die Hand. »Ich weiß«, sagte sie, »Sie sind Bennys Mutter. Sie sind Polizistin. Das hab ich immer bewundert.«

»Oh!« Franza staunte. »Sie kennen Ben? Woher?«

»Aus der Schule. Wir sind irgendwann mal in einer Klasse gewesen. Ich muss jetzt gehen.« Sie entzog Franza die Hand und ging.

»Ihr Name?«, rief Franza, »Ihr Name?«

Das Mädchen drehte sich noch einmal um. »Lilli«, sagte sie. »Ich bin Lilli.«

Dann war sie weg, verschwunden in der Menge. Franza stand noch eine Weile nachdenklich da. »Lilli«, murmelte sie und sah noch die Augen vor sich, helles Braun, kleine Pünktchen darin.

Sie kehrte ins Einkaufszentrum zurück, fuhr die Rolltreppe hoch, begegnete den Blicken, die sie maßen, sie und ihre Sockenfüße, sie und ihre immer noch offenstehende Hose, begegnete den Blicken mit Hochmut, als ob es das Normalste der Welt wäre, in Socken und offener Hose durch das Einkaufszentrum zu laufen.

Die Verkäuferin stand an der Tür zum Laden, eine alt gewordene Barbie, sie redete wild gestikulierend auf einen Polizisten ein, der ihre, Franzas, Tasche in der linken und ihren Dienstausweis in der rechten Hand hielt.

»Ach«, sagte Franza zu der Verkäuferin, »Sie haben sich Verstärkung geholt«, und lächelte den Polizisten an, dem die Erleichterung ins Gesicht geschrieben stand, als er Franza vom Foto her erkannte. »Na, Gott sei Dank«, sagte er, »dann löst sich ja alles in Wohlgefallen auf. Was war denn los, Frau Kommissarin?«

Franza schüttelte den Kopf und lächelte. »Nichts, Herr Kollege. Falscher Alarm. Sie können mir gerne meine Sachen wiedergeben.«

»Oh«, sagte er und drückte ihr beides in die Hand. »Entschuldigen Sie!«

»Keine Ursache«, sagte Franza, und an die Verkäuferin gewandt: »Ich werde mich jetzt wieder salonfähig machen.«

Sie ging in den Laden, warf in der Kabine einen letzten Blick auf sich in den Jeans, zerrte sie dann herunter und schlüpfte in die alten, die es auch noch eine Weile tun würden.

Die Verkäuferin war ihr gefolgt, stand nun ein wenig ratlos vor der Kabine herum und räusperte sich. »Ich wusste ja nicht, dass ... Sie ... bei der Polizei ...«

»Macht doch nichts«, sagte Franza, atmete tief ein und freute sich, wie bequem ihre alten Hosen waren.

»Werden Sie die Jeans ...?«

»Nein«, sagte Franza, »ich werde die Jeans nicht ..., denn ich nehme nicht an, dass Sie sie in meiner Größe haben.«

Die Verkäuferin schwieg betreten, wahrscheinlich hatte sie ein mulmiges Gefühl, weil sie nun wusste, dass Franza Polizistin war. Wahrscheinlich dachte sie an ihre Verkehrssünden oder dass sie hin und wieder kiffte, obwohl ... nein, das wahrscheinlich nicht, Barbies kiffen nicht und Altbarbies schon gar nicht, Barbies fuhren höchstens einmal ein bisschen zu schnell um die Kurven, dass die Reifen quietschten und sie ganz doll lachen mussten. Aber ansonsten waren Barbies brav, angepasst und schön und an Sonntagen fuhren sie mit Ken auf den Rummel und aßen ... keinen Eisbecher. Franzas hingegen taten das, und zwar mit Genuss, Franzas sündigten manchmal, was das Zeug hielt, und hatten nicht einmal ein schlechtes Gewissen dabei.

Genau, dachte Franza befriedigt, genauso ist das. Manchmal brauchte man einfach die Einfachheit einfacher Weltbilder.

Und Franza ging aus dem Laden und dem Einkaufszentrum und hinaus in die Sonne. Sie ging beschwingt, die Franza, und dachte ... an nichts, an alles, an nichts.

5 Damalsdamalsdamals ...

Damals war die Welt klein. Und doch riesig. Riesig hoch. Riesenhoch. Viel höher als heute. Die Häuser hoch, die Menschen, die Bäume, der Himmel. Passend für die Riesen, denen man nur bis zum Bauch reichte. Kinderwelt, Kopf bis zur Hüfte, Stimmen von oben, Blicke von oben.

Mama hatte Kuchen gebacken und trug wie immer diese Kette mit den Kugeln um den Hals, von denen sie sagte, sie hießen Perlen und seien sehr wertvoll und darum müsse Gertrud aufpassen und nicht zu stürmisch sein, wenn sie Mama um den Hals fiel, denn die Kette könnte reißen und dann wären die Perlen dahin.

Mama backte selten Kuchen, das machte immer Sabine, die unter der Woche für den Haushalt sorgte. Am Wochenende nicht, da sorgte Mama für den Haushalt, so gut sie es eben konnte, aber Mama war Ärztin und im Haushalt nicht wahnsinnig gut.

Heute war Wochenende, ein besonderes Wochenende, denn heute würde Gertrud eine Schwester bekommen, und darum hatte Mama einen Kuchen gebacken.

Vor drei Tagen waren Mama und Papa zu Gertrud ans Bett gekommen, hatten sich an sie gekuschelt und Mama hatte gefragt: »Gertrud, möchtest du eine Schwester bekommen?«

Gertrud war gerade sieben geworden und ja, sie wollte gerne ein Schwesterchen, so ein kleines Püppchen, das man bemuttern und ein bisschen herumschleppen konnte und wenn es schrie, zu Mama brachte oder zu Sabine oder auch zu Papa. Also sagte sie begeistert: »Ja! Ja, das will ich! Wann?« Und schaute auf Mamas Bauch, aber Mamas

Bauch war flach wie immer, also würde es wohl noch eine Weile dauern.

»Am Wochenende«, sagte Mama lächelnd und strich Gertrud über den Kopf und freute sich, wie einfach das war. »Schon am Wochenende!«

Gertrud staunte. Wie war das möglich! Vor drei Wochen hatte die Mama von Renate, ihrer besten Schulfreundin, ein Baby bekommen, aber das hatte lange gedauert, viele Wochen und Monate, und der Bauch von Renates Mama war langsam immer größer und dicker geworden und hatte endlich das Baby ausgespuckt, Renates kleinen Bruder. Und hier sollte das nun so schnell gehen? Gertrud staunte.

Vielleicht, überlegte sie, hatte der liebe Gott Papa mit ein bisschen Zauber ausgestattet und er brauchte nur mit dem Finger zu schnippen und das Baby kam und Mama musste nicht extra dick werden. Vielleicht ging das, weil Papa ein wichtiger Mann war, einer, der, wenn er zur Arbeit ging, immer Krawatte trug und Anzug, einer, der eine Kanzlei in der Stadt hatte, wo er allen Menschen, die zu ihm kamen, half, und wo die Räume so hoch und weit waren, dass die Welt noch ein Stück größer wurde und Gertrud vor Ehrfurcht erstarrte.

»Was für ein braves Mädchen«, sagte Frau Umlauf jedes Mal und strich ihr dann über den Kopf und immer fragte sich Gertrud, ob Frau Umlauf, die Papas Sekretärin war, deshalb Frau Umlauf hieß, weil sie ständig zwischen allen Räumen der Kanzlei herumlief.

»Erinnerst du dich an Hanna?«

Gertrud schaute Papa an. »Hanna?«

Er nickte. »Ja«, sagte er, »Hanna. Sie war doch schon mal hier. Die Tochter von Frau Umlauf, meiner Sekretärin aus der Kanzlei. Erinnerst du dich wirklich nicht?«

Doch, Gertrud erinnerte sich. Hanna war ein dünnes, blasses Mädchen mit Karottenhaaren. Wer solche Haare hatte, musste einem leidtun. Sie war einmal zu Besuch gewesen, weil ihre Mutter noch von Gertruds Vater gebraucht wurde. Also war Sabine losgefahren und hatte das Kind abgeholt, damit es nicht alleine zu Hause war. Anfangs hatten die beiden gleichaltrigen Mädchen nichts miteinander anzufangen gewusst, aber schließlich war es Sabine gelungen, sie zum Spielen zu bringen.

»Hanna ist ein ganz armes Mädchen«, sagte Mama, »Hanna hat gar niemanden mehr, und darum kommt sie jetzt zu uns. Du musst lieb zu ihr sein.«

Gertrud staunte. Und brachte kein Wort heraus. Anfangs. Später konnte sie nicht mehr aufhören zu fragen.

Hanna hatte keinen Vater, ja, das gab es, dass Menschen keinen Vater hatten. Hanna hatte auch keine Oma und keinen Opa und keine Tanten und keine Onkel, überhaupt niemanden. Auch das gab es. Aber Hanna hatte nun auch keine Mutter mehr. Zwar war ihre Mutter nicht ... gestorben, aber irgendwie ... schon gestorben. Umgefallen. Wie ein Stein. Liegen geblieben. Wie ein Stein. Vor zwei Wochen. In der Kanzlei. Mitten im Diktat.

»Ist das nicht schrecklich?«, fragte Mama und strich Gertrud übers Haar. Und Gertrud

nickte und kuschelte sich an Mamas Bauch und Mamas Busen und um ihren Hals und dachte daran, dass sie auf die Perlenkette aufpassen musste, damit die Perlen nicht irgendwohin rollten.

In der Nacht schlief Gertrud schlecht, schreckte immer wieder hoch, träumte von Mamas, die einfach umfielen und nicht mehr aufstanden. Drei Tage später fuhr Papa los und brachte Hanna mit. Sie hatte nur ein kleines Kofferchen und in der Hand eine Puppe mit blonden Zöpfen, die Helga hieß. Sie bekam das Zimmer neben Gertrud, das Mama und Sabine notdürftig hergerichtet hatten und das in den nächsten Wochen noch viel freundlicher gestaltet wurde. Hanna redete nicht viel an diesem ersten Tag, dafür redeten Papa und Mama umso mehr, vielleicht, weil sie nicht genau wussten, was sie sagen sollten. Am Abend rief Papa noch einmal bei der Fürsorge an und sagte, dass alles in Ordnung sei und dass er den Papierkram schnellstens erledigen werde und dass das für ihn als Anwalt überhaupt kein Problem sei.

Als es im Haus dunkel und still geworden war und alle schon schliefen, schreckte Gertrud noch einmal hoch. Sie kletterte aus dem Bett und marschierte auf den dunklen Flur, was sie fast noch nie in ihrem Leben gemacht hatte. Sie schlich zur Nebentür, öffnete sie, huschte in das Zimmer und in das Bett, in dem das kleine Mädchen lag, das niemanden mehr auf der Welt hatte und das zusammenzuckte, als es den fremden Körper spürte, das aber sofort seine Arme um Gertruds Hals legte, sich an sie drückte und zu schluchzen begann, ganz leise nur, aber eben doch.

»Schschesch«, machte Gertrud. Langsam wurde Hanna ruhiger und hörte zu zittern auf. Gertrud machte weiter »schschesch«, streichelte die Karottenhaare, die im Mondlicht schimmerten, und dachte, dass sie eigentlich schön waren, eigentlich schön ...

Irgendwann schliefen sie ein, die Kinder, die kleinen Mädchen, die Schwestern, die noch keine Schwestern waren, aber es irgendwann irgendwie wurden, und sie hielten sich im Schlaf umarmt, waren sich Stütze, waren sich Halt, waren sich Last.

Ich habe jetzt eine Schwester, schrieb Gertrud in das rote Buch, das sie zum letzten Geburtstag bekommen hatte. Eine Schwester hat man für ein Leben. Meine Schwester heißt Hanna.

Es war schön, eine Schwester zu haben, eine, mit der man alles teilen konnte, jede Freude, jeden Schmerz. Es war schrecklich, eine Schwester zu haben, eine, mit der man alles teilen musste, jede Liebkosung von Mama, jedes gute Wort von Papa.

6 Tonio stand auf dem Hügel und beobachtete das Haus. Er schalt sich ein bisschen verrückt, dass er tat, was er tat, sie belauern, sie beobachten, aber er tat es trotzdem.

»Sie müssen aufhören damit«, hatte Gertrud gesagt, nachdem er sie zum dritten Mal angerufen und um ein Treffen gebeten hatte, »das führt zu nichts. Ich kann Ihnen nichts über Ihren Vater sagen. Ich hab ihn gekannt, ja, aber nicht besonders gut. Er ist tot,

lassen Sie ihn ruhen, freuen Sie sich über das Erbe und leben Sie einfach.«

Aber er rief ein viertes Mal an. »Wenn Sie nicht aufhören, mich zu belästigen«, sagte sie da, »muss ich die Polizei informieren.«

Aber sie hatte die Polizei nicht informiert, das machte ihn sicher und noch dreister. Er verfolgte sie weiterhin, sprach sie auf der Straße an. Allmählich geriet sie in Panik, er merkte es, sie begann sich aufzulösen. Aber immer noch ... keine Polizei.

Ich habe also recht, dachte er, mit dem, was ich spüre. Irgendetwas liegt in der Luft, irgendetwas ... Böses von damals, als mein Vater noch gelebt hat. Und das, dachte er, will ich wissen. Will ich einfach wissen!

Vielleicht, dachte er, ist das sein Vermächtnis an mich, sein Geschenk. Vielleicht, dachte er, stürzt es mich ins Verderben, dieses Wissen, wenn ich es dann habe, aber ... ich kann nicht anders, ich bin es ihm schuldig, meinem Vater. Ich bin es mir schuldig!

Nein, er konnte nicht anders, Tonios Sohn, der hieß und aussah wie sein Vater. Er hatte ihn nie gesehen, seine Mutter war für diesen Mann eine einmalige nächtliche Angelegenheit gewesen, nicht einmal eine Liebelei. Nichts gab es, was Vater und Sohn verband, nichts, nur diesen Namen und dass der eine aussah wie der andere. Wahrscheinlich war das ein Fluch und Gertrud hatte recht, er sollte sein Erbe genießen und Schluss. Einem solchen Vater war man nichts schuldig, absolut nichts.

Tonio erinnerte sich noch gut an jenen Tag vor wenigen Wochen, als er endlich den Brief des Notars von der Post geholt hatte. Ein Scheißtag war das gewesen, wieder war einer gestorben auf der Station, dann endlich Dienstschluss und zum Auto. Der Motor heulte auf, drüben am Teich stand Rasmus und rauchte, schaute in die Luft, sein Gesicht ausdruckslos, leer.

Arschloch, hatte Tonio gedacht, während er sich gleichzeitig über seinen Zorn wunderte, der absolut übertrieben war, bloß durch dieses dämliche Grinsen begründet, das Rasmus aufsetzte, sobald ihm Leute über den Weg liefen. Musste sich allem und jedem anbieten, jedem blöd ins Gesicht grinsen, zusammendreschen musste man ihn, halten musste ihn einer und dann – volle Kanne!

Er kurvte vom Parkplatz runter, im Rückspiegel wurde Rasmus kleiner und kleiner und als Tonio ihn nicht mehr sah, tat er endlich, was er schon die ganze Zeit hatte tun wollen, er hielt den Mittelfinger hoch und fluchte lauthals durch die Frontscheibe und meinte gar nicht Rasmus allein, meinte alle, meinte die Welt, meinte die Einkaufstempel, die Fitnesscenter, die Unterrichtsmethoden, die Verkaufsgespräche, den Frieden, alles ... und hoffte endlich auf Erleichterung und Ruhe und Befreiung, aber nichts dergleichen stellte sich ein, die Schatten blieben und der Regen, den sie den ganzen Tag schon angekündigt hatten, prasselte endlich vom Himmel, der Tag wurde finster vom Gewitter, verdüsterte sich, als ob die Welt untergehen wolle.

Als Tonio an der Ampel hielt, starrte er in ihr Rot, das am Himmel hing wie angeklebt,

das ins Graue auslief, wenn er die Augen zusammenkniff, das seine Augen durchdrang und seinen Körper, während der Wind den Regen durchs offene Autofenster peitschte, und Tonio spürte das Kalte und Scharfe des Regens, das ihm ins Gesicht sprang, an die Arme, ins Hirn, und er wünschte, es wäre das Ende, und er wartete und wartete, aber es war nicht das Ende.

Wie aus weiter Ferne hörte er das wütende Hupen der hinter ihm stehenden Autofahrer, längst war die Ampel auf Grün gesprungen, er aber stand wie angeklebt, wie festgenagelt, wie ein unüberwindbarer Felsen. Arschlöcher, dachte er, ihr seid doch alle Arschlöcher, leckt mich doch!

Und dachte an Rasmus, an sein ständiges Gegrinse, mit dem er sich alles vom Leib hielt, dachte an das Krankenhaus und an die vielen Kranken, die dort lagen, an die schon beinahe Toten, dachte daran, dass er weg wollte, wegmusste, in ein anderes Leben, dachte an das Gekotze, an den Eiter, an die immer neuen Geschwüre.

Hinter ihm hupen sie, blinkten, wütend, genervt, es waren neue Geschwüre, andere, er stieß die Autotür auf, sprang raus, streckte die Mittelfinger und die Arme hoch, drehte sich um sich selbst, brüllte: »Erschießt mich, erschießt mich doch!«, und rannte los, quer über die Kreuzung, Arme und Finger immer noch hochgereckt, Bremsen quietschten, erneut Gehupe, Geschrei, das Auto mit offener Tür an der Ampel, ein Ärgernis, ein Würgebrocken, ein Magengeschwür.

Das U-Bahn-Zeichen kam in Sicht, er stürzte darauf zu, glitt treppab in die Schächte, in die Kathedralen der Stille, flutschte die Rolltreppen herunter und in einen Zug hinein, wurde ruhig im seltsamen Schweigen, das da herrschte.

Einmal hatte er gesehen, wie ein Jugendlicher Anlauf genommen hatte und in das Dröhnen eines Zuges gesprungen war, in das Dunkel der Schienen, der Junge verschwand in der Tiefe und Tonio dachte an Blut, an Hirnmasse, an Matsche, drehte sich und ging, weg vom Knäuel der Passagiere, die plötzlich vereint schienen im Entsetzen, im Aufschrei, im Gaffen.

Ihr Penner, hatte er geflüstert, ihr verdammten Penner!

Man kann ihr nicht entkommen, dachte er, als er die U-Bahn verließ und in die Menge eintauchte, die an ihm vorbeiströmte, mit Regenschirmen bewehrt und in Kapuzenjacken, meistens dunklen, man entkommt dieser Stadt nicht, sie schießt dir ihren zähen, klebrigen Schleim ins Hirn, dann lässt sie dich los, ein bisschen nur, du springst wie von einem Trampolin, hebst kraftvoll ab, und sie holt dich zurück und schießt dich wieder zu.

»Was hast du denn? Bist du nicht mit dem Auto gekommen?«, fragte Kristin, als er tropfnass zu Hause ankam. »Was ist denn los?«

»Nichts«, sagte er. »Was soll sein? Lass mich in Ruhe.«

Er ging ins Bad, legte sich in die Wanne und obwohl er es sich so sehr wünschte, löste er sich nicht auf.

Scheiße, dachte er, Scheiße, ich verliere die Kontrolle. Alles kam ihm zu nahe, fraß sich an ihn heran, das Krankenhaus, seine Station, die Krebsfälle, die Halbtoten. Ihre Augen waren schon umflort von anderen Welten, deren Existenz er allerdings bezweifelte.

Aber das konnte er ihnen nicht sagen, und wenn sie vom Übergang sprachen und vom Hineintreten in ein anderes Leben, in ein weißes, gelbes oder rotes, in was für eins auch immer, und nach seiner Hand griffen und um Zustimmung baten und die Bestätigung ihrer Hoffnung, dann glaubte er manchmal selbst zu sterben vor Mutlosigkeit und Scham, weil er diese Hoffnung, diese verfluchte, nicht im Geringsten hatte.

Es gab keine Abgrenzung mehr. Er spürte das. Alles drang in seine Gedanken, in seine Gefühle. Nicht einmal jetzt war er frei. Nicht einmal hier in seiner Badewanne, an seiner Waschmaschine. Später, das wusste er, würden die Bilder in seinen Schlaf kriechen, in seine Träume, wie Leguane oder Spinnen, würden ihre Netze auslegen und er würde sich darin verfangen, endgültig, würde ein klebriges Beutestück sein, ein Fleischbrocken, den sie aussaugten, und wenn er leer war, weg mit ihm und auf zu neuen Opfern.

Ja, so war das. So. Ein langsames Ersticken. Ein Verbrennen. Sie grub sich zu ihm heran, die Erschöpfung, eine diffuse Angst, in beständigen Wellen, sie schwappte hoch, machte ihn müde und langsam, nahm ihm die Luft, den Atem, blockierte sein Denken.

Er fröstelte. Und merkte, dass das Wasser kalt geworden war. Kristin steckte den Kopf herein. »Hast du Hunger?«, fragte sie.

Er nickte und wunderte sich über ihren versöhnlichen Ton und ihre Freundlichkeit, obwohl er sie doch vorhin so brüskiert hatte.

Als er aus dem Bad kam, hatte sie schon zu kochen begonnen und fragte: »Hast du den Brief geholt?«

Er wurde unwirsch. »Jeden Tag fragst du das. Was geht dich das eigentlich an?«

Sie blickte hoch, strich sich mit dem Handrücken eine Haarsträhne aus der Stirn. »Immerhin steht in der Benachrichtigung, dass es ein Notariatsbrief ist. Also ist es wichtig. Wer weiß, vielleicht hast du geerbt.«

Er lachte kurz auf. »Ich? Geerbt? Das hättest du gerne, was?«

Sie warf das Messer auf den Tisch und funkelte ihn an. »Weißt du was, ich hab's nicht nötig, mich von dir abkanzeln zu lassen. Und ich bin vom Fach, falls du das vergessen hast, ich weiß also, dass Notariatsbriefe keine Strafzettel enthalten.«

»O.k., o.k.«, erwiderte er besänftigend, »ist ja schon gut.«

»Geh und hol ihn«, sagte sie streng, »du hast noch fünfzehn Minuten, bis sie zumachen.«

»Also gut!« Er seufzte. »Damit du endlich Ruhe gibst! Leihst du mir dein Auto?«

Sie fragte nicht nach, holte ihren Schlüssel aus der Tasche, warf ihn ihm zu.

Als er mit dem Brief in der Hand zurückkam, hatte sie den Tisch gedeckt. Es roch nach frischer Pasta, Salat, Gewürzen und er spürte, wie sich ihm der Magen zusammenzog vor

Hunger. »Mach ihn auf«, sagte Kristin.

Er machte ihn auf und dann hatten sie es schwarz auf weiß. Dass es einen Großvater gegeben hatte in dieser Stadt an der Donau, zwei Autostunden südlicher. Dass der nun gestorben war. Dass es ein Testament gab. Dass es eröffnet werden sollte. Dass dabei seine, Tonios, Anwesenheit erforderlich sei.

Sie starrten einander an, Tonio und Kristin. »Du erbst«, sagte sie, »ich hab's doch gewusst!« Sie schüttelte staunend den Kopf und lachte. »Wann?«, fragte sie, »wann ist die Testamentseröffnung?«

Er schaute nach und erschrak. »In drei Tagen«, sagte er, »schon in drei Tagen!«

Wieder schüttelte sie den Kopf. »Weil du ihn so lange nicht abgeholt hast«, sagte sie, »Wahnsinn! Wahnsinn!!!«

Irgendwann beruhigten sie sich ein wenig, redeten sich ein, dass er ein paar Bücher erben werde oder ein paar alte Schallplatten und dass es das gewesen sei. Sie aßen endlich die kalt gewordene Pasta, tranken Wein, sie fragte nach dem Großvater, aber Tonio wusste nichts. Nie hatte es diesen Großvater für ihn gegeben, wie auch, wenn es keinen Vater gab.

Später schlief er mit Kristin oder besser, er versuchte es, aber es ging nicht, irgendwie ging es nicht, zu viel Wein, zu viele Gedanken.

»Scheiße«, sagte er und rollte von ihr herunter. Was war das doch alles für ein Quatsch.

»He«, sagte Kristin und strich ihm über den Rücken. »Kann doch mal passieren.«

Er schüttelte sie unwirsch ab, stand auf, öffnete die Tür zur Terrasse. Es regnete immer noch.

»Was ist denn?«, fragte Kristin ungeduldig und er wusste plötzlich, sie würde ihn verlassen, wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen, auf alle Fälle bald.

»Nichts«, sagte er. »Ist egal. Lass mich zufrieden. Frag mich nicht ständig Sachen, die dich nichts angehen.«

»Was?«, fragte sie und war nun wirklich empört. »Wie kaputt bist du eigentlich? Und wie besoffen?«

Sie sprang hoch, zog sich das Shirt über, schlüpfte in die Jeans, lief aus dem Zimmer.

Morgen also, dachte er und wettete mit sich selbst um eine Flasche mörderischen Absinths und stellte sich den herben, anhaltenden Geschmack vor, den das Gebräu auf seiner Zunge hinterlassen würde, und dachte, dass Kristins Spuren in seinem Leben weit weniger tief sein würden.

Er drehte sich auf die Seite und wartete auf die Stille in seinem Kopf, aber sie kam nicht. Keine Stille.

Draußen rumorte Kristin. Was macht sie bloß, dachte er ungeduldig und sehnte sich nach einem Schluck, der ihm in die Glieder fahren würde wie ein Schuss. Da knallte die

Wohnungstür wie ein Schuss, ach, dachte er, heute schon, hab ich meine Wette also verloren. Schade um den Absinth.

Am Morgen fand er in der Küche ihre Schlüssel und eine Nachricht, in der sie ihn bat, ihre restlichen Sachen einzupacken und vor die Tür zu stellen.

Sonst nichts.

Er ging ins Schlafzimmer, öffnete den Schrank, strich über ihre paar Kleidungsstücke, die da hingen und lagen, schnupperte daran, nahm eine große Papiertüte, warf alles hinein, was ihr gehörte und brachte sie vor die Wohnungstür. Dort würde sie stehen, bis Kristin sie abholte. Dann spätestens würde alles endgültig sein.

Kurzes Gastspiel, dachte er, gerade sechs Monate, die Abstände werden kleiner, und er spürte, was ihn verwunderte, einen leichten Hauch von Bedauern. Wieder allein, dachte er, wenn ich nach Hause komme, keiner da, der Morgengeruch nicht ausgemieft, kein frisches Brot.

Er zuckte die Schultern, nahm die Weinflasche, die noch vom Abendessen auf dem Tisch stand, und goss sich anstatt eines Kaffees den letzten Schluck in die Kehle. Es schmeckte grauenhaft und er verzog das Gesicht, aber letztlich passte es zu der Leere, die er empfand, und dazu, dass Kristin gegangen war.

Na ja, dachte er, zur Not also wieder die Degenhard, die würde ihn immer an ihr Herz drücken, ihre Liebe war groß und hoffnungslos, und das Leben war nun mal nicht so, dass es an allen Ecken und Enden tolle Frauen bereithielt.

Der Himmel war blank geputzt nach den anhaltenden Gewittern der Nacht, Tonio schloss geblendet die Augen, als er auf die Straße trat. Er schaute sich nach seinem Auto um und erinnerte sich im gleichen Augenblick.

Erneut schloss er die Augen, ballte die Fäuste, fluchte. Das also auch noch. Er würde zu spät kommen. Nicht zum ersten Mal. Die Oberschwester würde ihn wieder zusammenstauchen und Rasmus ... Und das Auto würde abgeschleppt sein, irgendwohin, an irgendeinen elenden Rand dieser elenden Stadt, Scherereien, nichts als Scherereien.

Er begann zu laufen, zu schwitzen, spürte, wie die in der Luft hängende Feuchtigkeit sich wie ein klebriger Film auf seine Haut legte. Irgendwann blieb er stehen. Ganz plötzlich.

Dort vorne das Krankenhaus, der gläserne Eingang, links die Lifte, siebter Stock, Onkologie, Rasmus mit dem ewigen Grinsen dem Tod trotzend, der aber trotzdem immer kam, Frau Beurer, die ihn, Tonio, vielleicht vermissen würde, aber sie würde ohnehin nicht mehr lange leben, das kleine Mädchen, das gestern eingeliefert worden war, ihre blauen Augen, ihre spindeldürren Ärmchen.

Ein letzter Blick hin zum Eingang, die Drehtür schwang und spuckte ein Häuflein Menschen aus, die sich rasch in alle Richtungen verteilten.

Also gut, dachte er und versuchte weiterzugehen, aber es funktionierte nicht, es war,

als klebe er fest. Ich klebe fest, dachte er und war überrascht, dass ihn das nicht überraschte, es geht hier nicht weiter, dachte er, nicht in diese Richtung.

Kurz stand er noch da, dann machte er kehrt, ging zurück in die andere Richtung, in die, aus der er gekommen war, zurück zur Wohnung, sperrte die Tür auf, warf erneut Kleidungsstücke in eine Tasche, diesmal aber seine eigenen, dazu Zahnbürste, einen Kamm, Handtücher, ganz obendrauf den Brief. Schließlich ging er. Hinaus auf die Straße. Zum Bahnhof. In ein anderes Leben.

Sollten sie sein Auto ruhig abgeschleppt haben. Sollten sie ihn im Krankenhaus verfluchen, weil sie seine Arbeit nun mit erledigen mussten. Sollte Kristin reuevoll vor der Wohnungstür schluchzen. Das alles bedeutete nun nichts mehr. Denn er ging. In ein anderes Leben. Ein südlicheres. Ganz egal, ob Schallplatten oder Bücher oder ein Kugelschreiber oder was auch immer. Ein anderes Leben auf alle Fälle. Ab jetzt. Es gab immer irgendwann diesen Augenblick. Und dass man dann Mut hatte.

Als der Zug losfuhr, stand er am Fenster, das man nicht öffnen konnte, und starrte den Bäumen hinterher, die vorbeihuschten wie Flattertücher.

In einem billigen Hotel am Bahnhof quartierte er sich ein, erkundete zwei Tage lang die Stadt, spazierte stundenlang an der Donau entlang.

Am dritten Tag ging er zu der Adresse, die im Brief angegeben war, betrat das Büro, keiner sonst da außer ihm und dem Notar und der Sekretärin. Er staunte. Alles war für ihn bestimmt, kein anderer Nachkomme, er war der einzige. Er staunte. Und nahm in Empfang: einen Schlüssel zu einer Wohnung und ein Sparbuch mit Geld, nicht besonders viel, aber doch genug, dass man einige Zeit davon leben konnte, wenn man sparsam war.

»Alles Gute«, sagte der Notar und schüttelte ihm die Hand, »machen Sie was draus!«

»Ja«, sagte Tonio, »das werde ich!«, und ging und hatte schon dieses merkwürdige Gefühl im Magen, das ihn die nächsten Tage begleiten würde. Es war wie ein angedeutetes Lächeln, eine Stille, die Ruhe vor dem Sturm.

Er fragte sich durch zu dieser Wohnung, betrat das Haus, ein altes Haus in einer alten Wohngegend, gefüllt vom Mief der Bewohner, die den Kranken ähnelten, den Siechen, die er gerade noch tagtäglich zu pflegen gehabt hatte. Er sperrte die Tür zu der Wohnung auf, immer noch überrascht über das, was ihm da geschah, er schloss sie hinter sich, lehnte sich an sie und blickte sich um in einem winzigen, finsternen Korridor, der nach Schweiß und Katzenpisse roch. Als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, tastete er sich vorsichtig voran in die anderen Räume, Küche, Bad, Wohnzimmer, Schlafzimmer. Alles vollgestellt, Möbel über Möbel, Schränke, Schubladen, vollgestopft mit Zeug, wesentlichem und unwesentlichem. Die Fülle raubte ihm den Atem

Er setzte sich auf das Sofa, schloss die Augen, atmete tief durch und staunte. Erneut zog er das Schreiben hervor, das der Notar ihm zusätzlich übergeben hatte, diesen Brief eines Großvaters an seinen Enkel, der diesen nie gesehen, nie etwas von ihm gewusst

hatte. Er las die Zeilen zum fünften Mal und verstand sie genauso wenig wie die vier Male zuvor. Irgendwann begann er zu suchen. Und wurde fündig. Fand Fotos. Briefe. Kopien der Polizeiberichte, Übersetzungen aus dem Griechischen ins Deutsche und die akkuraten Mitschriften des Großvaters, der jene Tage damals protokolliert hatte mit einer Akribie, die an Besessenheit grenzte, von der Nachricht des Todes bis zur Überführung des Leichnams und zum Begräbnis.

Irgendwann ging Tonio zurück ins Hotel, checkte aus und quartierte sich in der Wohnung ein.

Die Tage vergingen, eine Woche, zwei, der Sommer neigte sich, aber war noch immer voll klarer Intensität.

Tonio drehte Runden durchs Viertel, die Menschen begannen ihn zu grüßen, er grüßte zurück. Er begann auszuräumen, langsam, aber mit großer Sicherheit, begann mit der Kleidung, den Schuhen, brachte weg, weg, weg. Wäsche, eingestaubte Vorhänge, Zeitungen, Bücher, abgelaufene Lebensmittel, uraltes Toilettenzeug. Er zertrümmerte Möbelstücke, Elektrogeräte, entsorgte sie im Sperrmüll, kaufte Putzmittel, schrubbte Böden, Fenster, Wände, Fliesen.

Kaum etwas behielt er, bloß eine Matratze auf dem Boden, die Küchenzeile, den Tisch, einen Stuhl, den Plattenspieler und ein paar Platten, je leerer die Wohnung wurde, desto leichter atmete es sich.

Er fand wenig Zeit etwas zu essen, holte sich Pizza vom Stand um die Ecke, aß Brot, trank Wasser. Die Welt wurde ganz klein, eine winzige Insel, die mühelos in diese Wohnung passte. An den Spuren eines Großvaters gesund werden, dachte er spöttisch.

Als alles geleert war und er die Stille in seinem Kopf endlich wiedergefunden hatte, zog er sich auf die Matratze zurück und starrte in die Augen der beiden Männer, von denen er sein Leben lang nichts gewusst hatte.

Noch immer hatte er ihnen nicht ihre Namen gegeben, sie waren Namenlose, hingen an der Wand, festgepinnt mit groben Nägeln, gut sichtbar von seinem Lager auf der Matratze, sie schauten ihn an aus seinen eigenen dunklen Augen und allmählich begann er sie zu spüren.

Der eine, der Jüngere, der Vater, schon viel länger tot als der andere, der Großvater, sein halbes Leben lang, nein, er rechnete nach, länger als sein halbes Leben.

Er begann mit dem Vater zu reden, erzählte ihm vom Krankenhaus, von Rasmus, von Kristin, von seiner Mutter, die irgendwo weit im Norden lebte und die er so gut wie nie sah, vielleicht einmal im Jahr, wenn es hochkam.

Wieder vergingen Tage, und irgendwann fühlte er, dass der Zeitpunkt gekommen war, um die Frauen dazuhängen, sie links und rechts neben den Vater zu pinnen. Auch ihnen gab er nicht ihre Namen. Später, dachte er, vielleicht später einmal, während die Geigen auf dem Plattenspieler des Großvaters jaulten und heulten wie Gespenster, kratzig und

viel zu langsam, und die Nachbarin von oben mit dem Besenstiel klopfte, weil die Musik zu laut und es obendrein drei Uhr nachts war.

Dann die Briefe. Liebesbriefe. Schwülstig, fand er am Anfang, schwülstig und triefend von Plattitüden, aber je öfter er sie las, desto schöner fand er sie und versank immer wieder in den Worten. Er fragte sich nicht, wie die Briefe hier zusammengekommen waren, ihre und seine, es war, wie es war, wie es sein musste.

... geliebte hanna ... geliebter tonio ...

Immer war das der Beginn ihrer Gespräche, ihrer Dialoge, die ineinandergriffen wie sich verschränkende Finger.

... geliebter tonio ... schrieb sie. Dass die Tage leer seien. Dass sie ihn erwarte, den Geliebten, mit jeder Faser ihres Herzens, wo er bleibe, wo er sei, dass sie sich nach ihm sehne, dass er ihr fehle, sobald er den Raum verlasse, dass sein Körper ihr Krug sei, ihre Kanne, dass ihre Seele sich in ihm finde und ihr Herz, dass sie ein flaumig gebild sei ohne ihn, das zerfalle, sich auflöse ...

Er schrieb zurück. ... geliebte hanna ...

Dass die Tage leer seien. Dass er sie erwarte, die Geliebte. Mit jeder Faser seines Herzens. Wo sie bleibe. Wo sie sei. Dass er sich sehne. Dass sie ihm fehle. Dass sie ihm immer gefehlt habe. Zeit seines Lebens. Immer. Und jetzt. Sobald sie den Raum verlasse. Dass ihr Körper sein Krug sei, seine Kanne. Dass seine Seele sich in ihr gefunden habe, endlich, und sein Herz, endlich, erwacht sei. Dass er zerfalle ohne sie. Und sich auflöse ohne sie. Als hätte er niemals gelebt. ... als hätte ich niemals gelebt ...

Verrückt, dachte der junge Tonio, was seid ihr verrückt gewesen, und fragte sich, wie es sich wohl angefühlt hatte, und merkte, dass er ein Gefühl dieses Ausmaßes noch nie erlebt hatte, was eigentlich schade war, denn es musste ... unvergleichlich sein, und die Geigen fuhren ihm in die Knochen, die Geigen vom Plattenspieler, wie klagende Sommermale. ... geliebte hanna ...

Er strich über ihr Gesicht, ihr helles, junges Rothaarigengesicht auf den Fotos, dann über das andere Gesicht, Gertruds, und fragte sich, was sein Vater wohl für sie gewesen war, welche Rolle sie für ihn gespielt hatte und wie merkwürdig es war, dass all diese Ereignisse nun so spät auch noch in sein, Tonios, Leben drangen.

Irgendwann kam ihm diese Idee, dieser Wunsch, mehr, alles wissen zu wollen, wissen zu müssen, und weil er ahnte, dass die Briefe ein Schlüssel waren, beschloss er, diesen Schlüssel erneut zu verschicken.

Es war einfach, die Adressen herauszufinden, Gertrud lebte immer noch in dieser Stadt und Hanna hatte ihren Namen nicht geändert. An Hanna schickte er zwei der Briefe. Gertrud sprach er in der Allee zu ihrem Haus an und merkte an ihrem Erschrecken, dass die Fährte heiß war. Sie versuchte ihn abzuschütteln, aber das ließ er nicht zu, begann sie auszuspionieren, verfolgte sie. Er setzte sich in das Café, das sich gegenüber von ihrem

Töpferladen befand. Als sie um neun kam, um aufzusperren, saß er schon da beim ersten Kaffee, schaute ihr zu, wie sie einen Ständer herausstellte, an den sie Tassen hängte und Schmuck. Das Wetter war anhaltend schön, sie klappte draußen vor der Tür einen Tisch auf, um an ihm zu arbeiten, formte kleine Figuren, Schmuckperlen. Kluge Taktik, dachte er, so lockt sie Kundschaft an.

Und so war es, Touristen blieben stehen, redeten mit ihr, schauten zu, sie erklärte und zeigte, lächelnd, freundlich, gut gelaunt, und oft gingen sie dann weiter mit neu erstandener Töpferware.

Tonio mochte nicht, wenn Leute stehen blieben. Sie verstellten ihm die Sicht auf sie, er aber wollte einen freien Blick. Also zahlte er und suchte sich bessere Plätze, wagte sich näher heran, tat, als suche er am Zeitungskiosk nach Zeitungen, Zeitschriften, stellte sich ums Häusereck und rauchte eine Zigarette, tat, als sei alles zufällig, als seien das völlig normale Augenblicke in seinem Leben und nicht, wie es wirklich war, als bliebe die Zeit stehen, als begänne alles neu.

Er wollte sehen, wie sie ihr braunes Haar aus dem Gesicht strich, es hochnahm, dass es sie beim Arbeiten nicht störte. Er wollte sehen, wie sie ihre Hände in den kühlen Ton tauchte, ihn knetete und formte. Er mochte es, wie ihr Gesicht dabei konzentriert und klar wurde und der Ton an ihren Armen, an T-Shirt und Jeans Spuren hinterließ, auch manchmal in ihrem Gesicht, wenn sie sich selbstvergessen mit den Tonhänden die Haarsträhnen wegstrich, die ihr immer wieder in die Stirn fielen.

Am nächsten Tag kam er erneut.

»Hallo«, sagte die Kellnerin, eine gutaussehende Frau um die fünfzig, erfreut, »gefällt es Ihnen bei uns? Sie waren gestern auch schon da!«

»Ja«, sagte er und lächelte. »Ich besuche eine Bekannte.« Er schaute über die Straße und sie folgte seinem Blick. »Ach«, sagte sie, »Gertrud.«

»Ja«, sagte er, »Gertrud.«

Sie zog die Augenbrauen hoch und machte »Aha!« und ließ ihn in Ruhe.

Als er seinen Kaffee ausgetrunken und gezahlt hatte, ging er über die Straße und auf sie zu. Gertrud blickte auf, als sein Schatten auf sie fiel, erstarrte ein bisschen. »Was wollen Sie denn«, fragte sie unwirsch, »das hat keinen Sinn!«

»Reden Sie mit mir«, sagte er, »erzählen Sie mir doch, was geschehen ist.«

Sie saß einen Augenblick ganz still, schloss die Augen: »Sie können nichts dafür«, sagte sie, »aber Ihr Vater war ein arschloch. Wenn Sie gekommen sind, um das zu erfahren, dann bitte, dann wissen Sie es jetzt.«

»Wieso?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht mehr sagen«, sagte sie, »ich will nicht. Es ist so lange her. Sie wühlen alles wieder auf.«

Sie wurde weich, er spürte es. Und bohrte weiter. »Weil er Hanna geliebt hat? Und

nicht Sie? Ich weiß das aus den Briefen. Ich habe Hanna die Briefe geschickt.«

Langsam hob sie ihr Gesicht, schaute ihn an, ihre Augen waren leer. »Gehen Sie«, sagte sie, »belästigen Sie mich nicht mehr.«

Sie sagte es so, dass er wusste, er hatte keine Wahl. Also ging er. Sie blieb sitzen, tat nichts, fühlte nichts, dachte nichts. Sie hatte so sehr gehofft, dass ... aber es wäre wohl zu viel gewesen, zu viel des Glücks, zu viel ... das verdiente keiner, sie am allerwenigsten.

»Sie wird kommen«, flüsterte sie, »du wirst also kommen, Hanna.«

Auf der anderen Straßenseite stand die Kellnerin und schaute.

In der Nacht Gewitter, Blitze fuhren durch den Himmel und zerteilten ihn.

Gertrud hockte auf ihrem Bett, starrte auf die Fotos, die im grellen Licht der Blitze immer wieder aus der Dunkelheit auftauchten. Kinder waren sie gewesen, dann Jugendliche, dann junge Frauen, dann hatte das Leben sie getrennt.

Ich zähle jetzt, dachte sie, und wenn es nicht innerhalb der ersten fünfzig Sekunden in dieses Haus und in dieses Zimmer einschlägt, dann wird dein Sohn, Tonio, eine Lawine losgetreten haben und dann wird nichts bleiben, wie es war.

Sie nahm sein Foto in die Hand, schaute in sein Gesicht, das plötzlich in ihr Leben zurückgekehrt war mit einer Selbstverständlichkeit, die ihr den Atem raubte. Kein Blitz schlug ein, nicht in das Haus, nicht in das Zimmer. Sie nickte und murmelte leise vor sich hin: »Dann ist das jetzt so.«

Dann war es so.

7 Seit ich diesen Brief bekommen habe. ... geliebte hanna ...

Man wird mit allem fertig. Man verschließt es in seinem Herzen. In einem dunklen Winkel. Vielleicht macht es die Seele trüber. So ist das Leben.

Man rührt nicht daran. Nein.

Aber nun ...

Seit ich diesen Brief bekommen habe ... habe ich das Gefühl ... dass die Welt erwacht ... die alte Welt ... die ich weggeschlossen habe ... die mich nichts mehr anging ... sie erwacht. Die Gespenster ... die schwarzen Vögel ... Geschichten wie Sandkörner ... sind durch die Finger gerieselte ... verschwunden ... verweht ...

Aber nun ...

Ich weiß es wieder. Ich fange an, es zu wissen.

Die Vögel. Sie fliegen. Sie schwingen sich hoch. Ich höre ihre Flügelschläge, ich spüre den Luftzug. Seit ich den Brief bekommen habe. Sie sollen fliegen. Jetzt. Ja.

... geliebte hanna ...

Bin ich gewesen. Ja.

8 »Meine Frau ist verschwunden«, sagte der Mann und versuchte die Nervosität aus seiner Stimme zu verbannen, aber Felix Herz hörte sie trotzdem. Er beugte sich auf dem Stuhl vor und rührte in seinem Kaffee, während er beobachtete, wie Kollege Hansen aus der Vermisstenabteilung versuchte, den Besucher zu beruhigen. »Setzen Sie sich doch erst einmal«, sagte er. »Möchten Sie eine Tasse Kaffee?«

Der Mann nickte, setzte sich und nahm dankbar den Kaffee entgegen, den Felix vor ihn hinstellte.

»Also«, sagte Hansen, »beginnen wir von vorne, Herr ...«

»Belitz«, sagte der Mann. »Jonas Belitz.«

»Also gut, Herr Belitz, dann erzählen Sie mal. Was genau ist denn passiert?«

Belitz nahm einen Schluck Kaffee und versuchte sich zu sammeln. »Also es ist so«, sagte er, »wir leben eigentlich in Frankreich, meine Frau und ich, aber sie stammt aus dieser Stadt, hat hier ihr halbes Leben verbracht.«

Er schwieg, als habe er den Faden verloren, schließlich fuhr er fort. »Vor etwa zwei Wochen muss irgendetwas geschehen sein, ich weiß nicht, was, aber sie war plötzlich sehr verändert.«

»Inwiefern verändert?«

Belitz stockte, schloss kurz die Augen, als ob er in sich hineinblicken wollte, dann sagte er: »Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. So, als ob ihr etwas Angst machte. Und am Dienstag letzter Woche schließlich hat sie mir mitgeteilt, dass sie hierherfahren wolle. Sie habe einiges zu regeln.«

»Und was?«

»Das hat sie nicht gesagt. Bloß den Namen des Hotels, in dem sie wohnen würde. Das genügte mir auch. Sie müssen wissen, meine Frau ist beruflich sehr viel unterwegs, es ist also eigentlich nichts Ungewöhnliches.«

»Weshalb sind Sie dann derart beunruhigt?«

»Nun, wir haben anfangs jeden Tag telefoniert oder eine SMS oder eine Mail geschrieben, wie wir das immer tun, wenn einer von uns unterwegs ist. Aber seit zwei Tagen meldet sie sich nicht mehr und ich kann sie auch nicht erreichen. Nicht übers Handy, nicht übers Internet und auch nicht im Babenberger, also im Hotel. Dort hat sie ausgecheckt vor zwei Tagen, das haben sie mir gesagt, als ich dort angerufen und mich erkundigt habe. Darum bin ich hergereist.«

»Aber Sie sagten doch, Ihre Frau kommt von hier. Vermutlich hat sie Verwandte besucht, Freunde, und wohnt nun bei denen und hat einfach nur vergessen, es Ihnen mitzuteilen.«

Jonas Belitz schüttelte vehement den Kopf. »Nein, das hätte sie mir gesagt. Wir sind sehr genau in diesen Dingen.«

»Hm ...«

Peter Hansen, der leitende Kommissar der Kriminalabteilung für Vermisstenfälle und seit Jahren ein guter Freund von Felix Herz, den dieser hin und wieder auf eine Tasse Kaffee in seinem Büro besuchte, klickte nachdenklich mit seinem Stift auf das Blatt Papier, das vor ihm lag. »Das muss aber trotzdem alles noch gar nichts heißen, das ist Ihnen klar?«

»Doch«, sagte Belitz aufgeregt. »Ich bin sicher, das heißt etwas! Noch einmal, es ist nicht üblich, dass Hanna sich von ihren Reisen nicht meldet! Wir sind jeden Tag in Verbindung! Ich bitte Sie wirklich, mich ernst zu nehmen!«

»Aber natürlich tun wir das«, sagte Hansen in beruhigendem Tonfall. »Ich wollte damit nur zum Ausdruck bringen, dass es öfter vorkommt, dass Menschen sich hin und wieder etwas ... zurückziehen und nach ein paar Tagen wieder auftauchen. Also Sie sollten sich jetzt noch keine allzu großen Sorgen machen. Haben Sie denn ein Foto von Ihrer Frau dabei?«

Belitz nickte, holte seine Brieftasche aus dem Mantel und entnahm ihr ein Foto, das er über den Tisch reichte.

»Oh«, entfuhr es Hansen überrascht, als er einen Blick auf das Bild warf. »Eine ... eher junge Frau!«

Er räusperte sich, während er das Foto an Herz weiterreichte. »Entschuldigen Sie, ich wollte natürlich nicht ...«

»Nein.« Belitz schüttelte den Kopf. »Sie haben ja recht. Manch einer wird sich fragen, was eine so junge Frau mit mir altem Mann will.«

Er lächelte ein bisschen und schwieg. Felix betrachtete das Foto. Eine Frau Anfang bis Mitte vierzig. Ein klares kluges Gesicht, helle Haut, kurze rote Haare, strahlend blaue Augen. Der Mann, der ihnen am Tisch gegenüber saß, war mindestens zwanzig Jahre älter als sie, grauhaarig, groß, hager, elegant.

Felix runzelte die Stirn. »Sie kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Hanna Umlauf«, sagte der Besucher und hob den Kopf. »Die Fotografin. Die Fotokünstlerin.«

»Ja«, sagte Felix überrascht, »stimmt. Ich habe unlängst Fotos von ihr in irgendeiner Zeitschrift gesehen. Wirklich sehr ausdrucksstarke Bilder, die sie macht.«

Ein rasches Lächeln überzog Belitz' Gesicht, eine leichte Röte, Stolz, ein Zittern von Glück, um das er nun bangte. Felix war gerührt. Wie ein Vater, dachte er, stolz auf seine Tochter. Oder aber, wie in diesem Fall, auf seine Frau. Die seine Tochter hätte sein können.

Er räusperte sich. »Kann es sein, dass sie ..., nun ja, wie soll ich sagen, Sie meinten selbst, dass Ihre Frau viel herumkommt. Da lernt man viele Leute kennen, andere Männer. Vielleicht ...«

»Nein!«

Belitz' Stimme klang bestimmt und scharf und für einen winzigen Augenblick fand Felix ihn unsympathisch.

»Nein, das wüsste ich. Und wenn es so wäre, müsste sie nicht verschwinden. Sie könnte einfach gehen.«

»Also gut«, sagte Hansen. »Wann also haben Sie das letzte Mal mit ihr gesprochen?«

9 Sie schaute die Chrysanthemen an, orange, gelb, rot, violett, strich ihnen über die Köpfe. Da war es noch ein paar Stunden hin. Ein paar Stunden Gnadenfrist. Ein paar Stunden, bis das Leben beginnen würde, aus ihr herauszuströmen mit jedem Tropfen Blut, der aus ihren Adern floss und den Boden ihrer Küche färbte.

Nein, sie wusste nichts. Hatte keine Ahnung. Wie auch. Schaute die Chrysanthemen an, orange, rot, dazwischen gelb. Sie liebte Chrysanthemen, ihre warme Farbenpracht, und ihre hier im Garten waren besonders schön, waren überstrahlt von der milden Frische dieses Tages, überstrahlt von Moritz' Wärme, seiner hellen Kinderstimme, wenn er »Mama« sagte.

»Bist du hier, wenn ich morgen heimkomme, Mama?«

Und sie: »Aber natürlich, Schatz. Das bin ich doch immer.«

Dann sein Lächeln, seine Umarmung, seine rauen Kinderlippen auf ihren und dann war er hinaus durch die Tür.

Gertrud lächelte und schaute nach den Chrysanthemen und dem Korb unter dem Zwetschgenbaum, der mit saftigen blauvioioletten Früchten gefüllt war, und plötzlich ... spürte sie ein Ziehen in der Kehle. Sie blickte hoch, hielt inne, lauschte in die Luft ... als ahne sie ... als sehe sie ... Bilder, kurz nur, wie Blitze, eine Zwiebel, die vom Tisch fiel, rotblaue Marmelade, ein schneidender Schmerz, Tränen, loslassen, sterben.

Rasch schüttelte sie den Kopf. Nicht, dachte sie, nein, nicht solche Bilder, wir haben doch Sommer, immer noch Sommer.

Aber die Bilder blieben in ihrem Kopf, schlichen sich in ihr Herz. Sie dachte an Christian, an ihre Arbeit, an die Kinder, blieb lange auf der Terrasse, wehrte sich gegen die Bilder, wehrte sich, aber die Uhr lief, alles hatte begonnen, alles würde enden, alles Sich-Wehren sinnlos gewesen sein.

Ein paar Stunden noch. Sie schaute in ihren Garten. Sie liebte Chrysanthemen und Astern und im Frühjahr die Tulpen und den Flieder, Rosen weniger, Rosen verstellten die Wirklichkeit, fand sie, Rosen gaben vor und gaben an und wenn die Blätter fielen, fielen sie ohne Verzug, schneidig und klar. Sie schaute in ihren Garten und endlich, endlich fügte sie sich in die Kühle der Veränderung, nahm sie an wie einen leisen, steten Schlag in der Brust, schaute in eine durchsichtige Sonne, dachte an Regen, an Nieselregen in einem Park, lauschte der Musik, die durch die offene Wohnzimmertür drang, Norah Jones, Sinéad

O'Connor, Tracy Chapman, sah das Auto in die Einfahrt biegen.

Später würde sie das Messer abwaschen und neben die Spüle legen, noch später würde es mit leisem Klirren neben ihr zu Boden gefallen sein. Ausgesperrt war sie dann schon aus der Welt der Lebenden, derer, die ihr Glück zu halten imstande waren, die es hielten mit beiden Händen und dem festen Willen, es nicht loszulassen.

10 Franza stand im Garten ihres Hauses, und wenn endlich alles so klappte wie geplant, würde es bald nicht mehr ihres sein.

Sie blickte sich um. Alles verwildert nach einem Dreivierteljahr ohne Pflege, ohne Sorge. Als wüsste der Garten, dass da keiner mehr war, dass keiner mehr etwas von ihm wollte.

Ein bisschen fremd war alles geworden, Franza spürte es, als sie über den Rasen ging, der viel zu lang gewachsen war, als sie den Rosenbüschen über die Blätter strich.

Sie dachte daran, wie Max und sie schließlich den endgültigen Entschluss gefasst hatten zu verkaufen. In jenen Tagen des letzten Winters, als immer klarer geworden war, dass Ben nicht zurückkehren, dass er in Berlin bleiben würde.

Nach Maries Tod hatten sie ihn heimgeholt, sie und Max, waren in die Hauptstadt gefahren und hatten ihren Sohn heimgeholt in das Haus seiner Kindheit, und was sie so sehr gehofft, aber nicht wirklich erwartet hatten, geschah. Das Haus gewährte ihnen Schutz und ließ das Trauern zu. Sie konnten einander Stütze sein und fanden Geborgenheit. Während Ben um Marie trauerte, das Mädchen, das seine erste große Liebe gewesen und das ermordet worden war, trauerten Max und Franza noch einmal um sich selbst und ihre Liebe, die es nicht geschafft hatte; trauerten um das Haus, das sie verlieren würden, um die Welt, die nicht so war wie in ihren jugendlichen Träumen erhofft und darum, dass Ben dies schon so früh hatte erfahren müssen.

Irgendwann packte Ben seine Sachen und ging zurück nach Berlin, in die Stadt, die er gemeinsam mit Marie zu erobern gehofft hatte.

»Bist du sicher?«, hatte Franza ihn am Tag seiner Abreise gefragt, als sie kurz vor der Einfahrt des Zuges auf dem Bahnsteig standen, aber sie hatte seine Antwort schon gewusst, ehe er den Mund öffnete. Die Antwort war eindeutig gewesen, ohne Zweifel.

Als der Zug längst weg war, standen sie immer noch auf dem Bahnsteig. »Alles haben wir nicht falsch gemacht«, sagte Max irgendwann und legte vorsichtig seinen Arm um Franza und kurz gab sie dem Impuls nach, sich an ihn zu lehnen. »Nein«, sagte sie, »alles nicht. Kaffee?«

Sie hob den Kopf und schaute ihren Mann an, der das schon lange nicht mehr war, und er nickte lächelnd und sagte: »Kaffee. Genau. Ja. Kaffee. Und Torte.«

»Nein«, sagte sie bestimmt. »Keine Torte. Schau mich an.«

Er seufzte und warf einen heimlichen Blick auf ihre Hüften und ertappte sich dabei, dass er sich ein bisschen nach ihnen sehnte, nach ihren Hüften, weil sie immer so wunderbar weich gewesen waren, ihm eine Geborgenheit gegeben hatten, die er, er musste das zugeben, hin und wieder vermisste.

Sie fuhren heim, und er setzte Kaffee auf, während sie frische Kekse auspackte, ein neues Rezept, das allerdings nicht ganz zu ihrer Zufriedenheit geraten war.

Dann saßen sie auf der Couch, schauten in die Dämmerung, die sich langsam in den Garten senkte, und redeten über Ben als Baby, als Kleinkind, als Jugendlichen und darüber, dass er zu trauern hatte lernen müssen. Sie lächelten und lachten über die Erinnerungen, spürten Zorn und Trauer noch einmal und wurden schließlich still, hatten Sorge um ihren Sohn, Angst, aber sie hatten die Kraft gespürt, die er plötzlich in sich trug, und den Mut, das Leben einfach zu leben, ohne Plan, ohne Gerüst. Heimlich bewunderten sie ihren Sohn für seine gerade Rückkehr ins Leben, denn es klappte. Nicht wie am Schnürchen, aber es klappte. Das machte es leichter, ihn ziehen zu lassen und das Haus zu verkaufen. Weil es ihm gutging, dem Ben.

Ein Auto rauschte heran, es stoppte, hohe Stöckel klackten auf dem Asphalt, die Interessentin kam, wieder eine, die sich auf das Verkaufsinserat hin gemeldet hatte. Franza ging zur Gartentür, um sie hereinzulassen. Eine junge Frau, ihr Händedruck fest, ihr Mund groß, ihre Augen glänzend, sie passte nicht in diesen müden Garten und nicht zum Haus im Hintergrund, von dem an mancherlei Stellen schon der Putz bröckelte. Sie war zu jung, zu hübsch, zu taff.

Die Bluse spannte sich über dem Busen, wie es sich gehörte, der Rock reichte knapp bis zu den Knien und die Stöckel ihrer Schuhe waren hoch und spitz und klackten nicht mehr, sondern versanken tief im Rasen, was sie jedoch nicht zu stören schien.

»Aha«, sagte sie und schaute sich um, »das also ist nun das Objekt der Begierde.« Sie lachte ein wenig albern über ihren kleinen Scherz, der keiner war, und Franza zog mühsam die Mundwinkel hoch, um nicht unhöflich zu wirken.

Seit Anfang des Jahres lebte Franza nun in einer Wohnung in der Stadt, in einem Viertel nahe am Fluss und der Au. Zwei Monate später hatte Max vier Nebenstraßen weiter eine Wohnung gefunden, und sie hatten das Haus in die Zeitung gesetzt.

Es war anfangs wie das Auseinanderbrechen einer alten Ordnung gewesen, als ob Jahre ihres Lebens einfach ausgelöscht würden, ein tiefer Schmerz. Sie wusste, es ging Max genauso, aber sie gestanden es sich gegenseitig nicht ein.

Der Verkauf zog sich hin, war schwieriger als gedacht, zwar kamen ständig Leute, um das Haus anzuschauen, aber irgendwie fanden sie immer etwas, was nicht passte. Der Garten zu klein oder zu groß, das Haus zu alt oder zu modern, zu wenige Zimmer, zu viele.

Im Grunde war es allen wahrscheinlich einfach zu teuer und mit den Mäkeleien

versuchten sie den Preis zu drücken.

Nun also wieder eine Interessentin.

»Ja«, sagte Franza, »das ist es.«

Sie musterte das junge Gesicht ihres Gegenübers, als wollte sie feststellen, ob es hierher passte, und entdeckte den Ansatz eines Pickels rechts neben der Oberlippe, ein schwarzes Mitesserchen, das aus der Fassung geriet, und gleich fühlte sie sich selber weniger alt und weniger hässlich und sie begann zu lächeln.

»Willkommen!« Sie streckte ihre Hand aus. »Sie kommen alleine? Ihr Mann hatte keine Zeit?«

»Nein«, sagte die junge Frau bedauernd, wahrscheinlich Anwältin oder Bankerin, irgendetwas mit Geld auf alle Fälle, mit Sachlichkeit und Kühle. »Er steckt noch in einer Sitzung fest, will aber versuchen loszukommen.«

Ihre Blicke schweiften durch den Garten, und Franza musste lächeln. Sie sucht schon, dachte sie, nach Fehlern, nach etwas, was sie bemängeln kann.

»Nun ja«, sagte die Bankerin, »ein bisschen verwildert, nicht wahr. Ist einiges zu tun!«

Sie wandte sich um und blickte Franza an, angriffslustig, aufmerksam, bereit um jeden Cent zu kämpfen.

»Anwaltskanzlei? Bank?«

Verwirrt runzelte die Frau ihre Stirn. »Wie bitte?«

»Ich frage mich gerade, was Sie beruflich machen«, sagte Franza lächelnd und dankte Gott oder wem auch immer für ihre Gelassenheit und Ruhe, die mit zunehmendem Alter immer stärker wurde.

»Ersteres«, sagte die Frau im Garten ein wenig spitz, hob die Augenbrauen und ließ ihre Augen langsam über Franzas heute wirklich etwas unordentliche Erscheinung gleiten.

Franza nickte. Wahrscheinlich hält sie mich jetzt für eine frustrierte Emanze, dachte sie, und natürlich für sexuell unbefriedigt und außerdem noch für undiszipliniert, weil verfressen, was man sieht, und hab ich nicht auch noch diesen Fleck auf dem Shirt, genau in Höhe des linken Busens? Weil ich vorhin beim Kaffeetrinken mit Port nicht aufgepasst habe. Weil Port mich bekleckert hat, dieser Kindskopf.

»Versuchen Sie nicht den Preis zu drücken«, sagte sie, »das wird nicht funktionieren. Entweder wollen Sie das Haus oder Sie wollen es nicht. Entweder will das Haus Sie oder es will Sie nicht. Dazwischen gibt es nichts.«

Sie lächelte ein bisschen und freute sich über das irritierte Gesicht der jungen Frau, die, war Franza sich sicher, sie nun auch noch für gänzlich blöd halten würde, weil sie so sauertöpfisch war und ihr nicht in den Hintern kroch, was sie aber wahrscheinlich wirklich tun sollte, damit endlich einmal jemand dieses Haus kaufte.

Aber vielleicht, dachte sie und seufzte innerlich ein bisschen, will das Haus nicht verkauft werden. Vielleicht will das Haus einfach bei uns bleiben.

Ihr Handy läutete. Das Display zeigte Herz' Büronummer. Oje, dachte sie, kein gutes Zeichen. Kaum nimmt man sich mal einen Nachmittag frei, bringen sich die Leute um.

»Es tut mir leid«, sagte sie, »ich fürchte, ich muss weg. Vielleicht rufen Sie meinen Mann an. Vielleicht nimmt er sich Zeit, mit Ihnen das Haus anzuschauen.«

Sie hob ab. Sie hatten eine Tote gefunden. 12. September.

11 Herz' erster Gedanke war Hanna Umlauf gewesen. Also doch, hatte er gedacht, hat ihr Mann mit seinen Ängsten doch recht behalten? Hätten wir ihn ernster nehmen müssen? Hätten wir etwas tun können? Etwas verhindern?

»Was grübelst du?«, fragte Franza, als sie zu ihm ins Auto stieg.

»Nichts«, sagte Felix, lächelte und strich über ihren Arm, er würde es später erzählen, jetzt war sowieso nichts mehr zu ändern. »Entschuldige, dass ich dich angerufen habe, aber ich dachte, du würdest von Anfang an dabei sein wollen. Haus verkauft?«

»Wir sind mit der Besichtigung nicht fertig geworden«, sagte sie, »aber sie hätte es ohnehin nicht genommen.«

Er lachte. »Ja, das hättest du wie immer zu verhindern gewusst.«

Sie schaute ihn von der Seite an, zog die Augenbrauen hoch. »So schlimm?«, fragte sie.

»Ja«, sagte er und grinste ein bisschen, »so schlimm.«

Sie waren da. Ein Haus, das Franza an ihr eigenes erinnerte. Grün, die Auffahrt entlang Bäume, abgelegen.

Als sie die Haustür öffneten, schnupperte Franza. »Wonach riecht es hier?«

»Zwetschgen«, sagte Arthur, der im Flur stand und sie schon erwartete. »Hier sind in den letzten Tagen eine ganze Menge Zwetschgen eingekocht worden.«

»Ach«, sagte sie und nickte. »Wo müssen wir hin?«

Rasch wies Arthur ihnen den Weg. »Hier lang, Chefin!«

Sie traten ein und sobald sie im Raum waren, begann die Stille zu fließen, die allen Totenplätzen inne wohnte.

Franza schaute sich um. Ein heller Raum, groß, weiße Küchenmöbel, auf der Anrichte standen Unmengen von Gläsern, mit dunkelrot glänzender Masse gefüllt.

In der Mitte des Raumes befand sich ein Tisch, acht Stühle standen locker um ihn herum, am hinteren Ende lagen Zeitungen, Schreibzeug, Kleinkram. Außerdem schmutziges Geschirr, Wassergläser, Weingläser, zwei Kaffeetassen, ein Holzbrettchen, auf dem sich noch Reste von Käse und Wurst befanden, ein angebissenes Brot.

Auf dem Boden zwischen Anrichte und Tisch waren Glasscherben verstreut, Splitter, viele, gerade noch gefüllte Marmeladengläser, nun vehement zu Bruch gegangen, zerbrochenes Glas vermengt mit der frischen Marmelade, ein bisschen einbetoniert unter dem erstarrten Gelee, dunkelrote Spritzer an den weißen Flächen der Küche.

Endlich erfasste Franzas Blick die Frau. Langsam. Behutsam. Sie lag am Boden in ihrem Blut. Braune Haare, mittellang, Anfang, Mitte vierzig, der Mund leicht geöffnet, als ob sie noch etwas hätte sagen wollen, aber letztendlich war der Tod schneller gewesen. Leichte Sommerkleidung, Shorts, T-Shirt, gebräunte Haut. Inmitten des Blutes, den Arm der Frau berührend, lag eine Zwiebel, als hätte sie sie nicht allein lassen wollen, als hätte sie ihr beistehen wollen bis zum Ende, wenn sonst keiner geblieben war.

»Also doch nicht«, sagte Felix leise und atmete erleichtert aus und fragte sich im gleichen Moment, warum er erleichtert war, kannte er doch weder diese hier noch Hanna Umlauf.

»Was?«, fragte Franza.

»Nichts«, sagte Herz, »später.«

Borger, der Gerichtsmediziner, war schon hier, außer ihm die Spurensicherer, sie nickten einander zu.

Franza beugte sich über die Frau am Boden und spürte die Stille, die von ihr ausging, und als ob alle um sie herum das merkten, senkten sie die Stimmen.

Franza schloss die Augen. Lass mich dich spüren, dachte sie, lass mich in dein Herz, nur für einen Augenblick, zeig mir, was dich so sehr bewegt hat, dass es dich hat sterben lassen.

Ich kann noch nicht, sagte die Frau unhörbar in Franzas Gedanken, gib mir Zeit.

Jede Zeit der Welt, flüsterte Franza ihr in die Stille zurück, würde ich dir geben wollen, alles, was du brauchst, auch die Ewigkeit, aber ich ... habe keine Zeit ...

Sie erhob sich, lächelte ein wenig traurig in Borgers still gewordenes Gesicht und lauschte dem Ton nach, der wie ein leises Rauschen in der Ferne verklang ... aber ich, dachte Franza den Gedanken zu Ende, aber ich ... habe keine Zeit ... darum ... hilf mir ...

Es war wie immer. Ein Schweben zwischen Höhe und Tiefe, ein Tasten, ein Fühlen, ein Fallen hinein in das fremde Leben, das fremde Sterben.

Wie ist es gewesen, fragte Franza, wie ist das gewesen, als du die Spitze des Messers an der Haut gespürt hast. Als es eindrang. Als es weich an deinen Rippenbögen vorbei ins Herz flutschte. Weich wie eine Stimme, die dir ins Ohr flüsterte: Es ist gut. Es ist gleich vorbei. Sei ruhig. Es ist gut.

Dann der hohe Ton, der den Himmel ausmaß und die Dichte der Nacht durchleuchtete. Dann starb sie. Dann war sie gestorben. Mit einem Messer in der Brust, das ihr das Herz zerschnitt. Mit einem Schmerz, der sie zerriss und endlich losließ in die Behutsamkeit des Sterbens hinein. Vielleicht war sie erstaunt über diese merkwürdige Tatsache. Dass sie starb. Nun. So plötzlich. So unvorhergesehen. An diesem Ort, der fürs Leben gedacht war, nicht fürs Sterben.

Sie fiel. Ließ ihren Körper los. Ihr Arm sank zur Seite, ihre Hand öffnete sich, bitterweiße Linien, Blut.

Vielleicht spürte sie eine große Einsamkeit, vielleicht fror sie. Vielleicht hörte sie das Messer noch, als es klirrend auf den Boden fiel, vielleicht hörte sie den Ton in der Luft, dann ... nichts mehr. Der Tod schluckte alle Geräusche, dämpfte sie, erstickte sie, tötete sie.

»Gertrud Rabinsky«, sagte Arthur, der schon fleißig gewesen war.

Franza hob rasch die Hand, er stockte, sie atmete tief durch, schloss für zwei Sekunden die Augen, drehte sich schließlich um. »Jetzt«, sagte sie.

»Verzeihung«, sagte Arthur.

»Keine Ursache«, sagte sie.

Er begann. »44 Jahre alt, verheiratet, eine erwachsene Tochter mit einer Wohnung in der Stadt. Ein kleiner Sohn, der hat bei den Großeltern übernachtet, glaube ich, oder bei Freunden. Auf alle Fälle war keines der Kinder im Haus über Nacht. Gefunden hat sie ihr Mann. Den hab ich vorhin weggeschickt, der stand nur völlig verzweifelt in der Gegend herum. Er bringt nun wohl seinen Kindern schonend bei, dass ihre Mutter ... nun ja ...«

Er verstummte kurz.

Gut, Arthur, dachte Franza und spürte eine leise Zärtlichkeit für den jungen Assistenten. Das machst du gut! Lass niemals zu, dass es dich völlig kältsst. Schütz dich, aber sei nicht kalt dabei!

Sie nickte ihm zu, er fuhr fort. »Sie hatte einen Töpferladen in der Innenstadt. In der Nähe des Doms.«

»Ja«, sagte Borger überrascht. »Genau. Jetzt weiß ich, warum sie mir bekannt vorkommt. Ich habe Tassen bei ihr gekauft. Ich habe ihr beim Arbeiten zugeschaut und dann habe ich Tassen gekauft. Es ist noch gar nicht lange her. Hübsche Tassen!«

»Ja«, nickte Franza, »bestimmt«, und spürte die Spur eines Lächelns im Gesicht.

Wie seltsam anders ein Fall wurde, wenn man das Opfer auch nur flüchtig gekannt hatte, wenn man ihm kurz begegnet war, als es noch gelebt hatte. Plötzlich fehlte die schützende Fremdheit.

»Was kannst du uns denn schon sagen?«, fragte Herz, der ein wenig unempfindlicher war, der die feinen Zwischentöne nicht immer hörte oder hören wollte, wofür Franza ihm dankbar war, weil sie so die Brücke bauen mussten zwischen dem Klaren und dem Vagen. Wie oft hatten sie schon festgestellt, dass die Lösung genau in der Mitte lag.

»Stichwunden«, sagte Borger. »Drei. Mit großer Wucht ausgeführt. Vermutlich rasch hintereinander. Typisch für eine Affekttat. Beziehungstat. Große Emotionen. Und das Tatmesser habt ihr ja schon. Ein einfaches Küchenmesser, mit dem irgendjemand wohl vorher noch Wurst und Käse geschnitten hat.«

Er deutete Richtung Tisch, zum Holzbrettchen, dann auf die Zwiebel am Boden. »Und Zwiebeln vielleicht auch. Bloß diese nicht. Aber das werde ich euch dann später genauer sagen, wenn ich die Spuren in den Einstichkanälen untersucht habe.«

Kurze Pause, dann: »Und der Fundort ist mit hundertprozentiger Sicherheit auch der Tatort.«

»Danke, Borger«, lächelte Herz, »aber lass uns auch noch ein wenig Arbeit. Oder hast du den Fall schon gelöst?«

»Wann?«, fragte Franza.

Borger wiegte den Kopf. »Dem Grad der Totenstarre und der Konsistenz des Blutes nach zu schließen, vor etwa vierzehn, fünfzehn Stunden, würde ich sagen.«

»Also in der Nacht.« Sie rechnete zurück. »Gegen eins. Gegen Mitternacht.«

Borger nickte. »Genaueres später.«

»Hat sie sich gewehrt?«

Borger zuckte die Schultern. »Kann ich noch nicht sagen. Außer den Stichwunden gibt es keine ins Auge fallenden sonstigen Verletzungen.«

Er nahm eine Hand der Toten, zeigte auf die Fingernägel. »Was ich darunter finde? Mal schauen, durchaus möglich, dass sich Hautpartikel finden, die von einem Kampf herrühren könnten. Aber ein bisschen Zeit müsst ihr mir schon lassen.«

Franza nickte. »Klar«, sagte sie, »alles wie immer.«

Borger seufzte. »Also am besten gestern.«

»Genau«, sagte sie und musste lächeln. »Was für ausnehmend kluge Männer ich um mich herum habe.«

Anschließend sahen sie sich flüchtig im Haus um, wollten den Beamten der Spurensicherung aber nicht zu sehr in die Quere kommen, würden das Haus, den Tatort, später für sich beanspruchen. Aber einen kurzen Einblick wollten sie gewinnen, ein Gefühl für die Menschen, die hier lebten, für die tote Frau.

Gertrud Rabinsky war wohl jemand mit einem ausgeprägten Sinn für Formen und Farben gewesen, für Wärme und Licht, das zeigte sich im Haus. Auf den Fotos jedoch wirkte sie ein wenig spröde, zurückhaltend, als spürte sie durch das Auge der Kamera eine Fremdheit auf sich zukommen, als gelte es, sich davor zu schützen.

»O.k.«, sagte Herz und steckte ein Porträtbild ein, »das nehmen wir mit. Und jetzt lass uns zu ihren Eltern fahren. Da sind ja jetzt alle versammelt, der Ehemann, die Kinder und eben die Eltern. Arthur, du hältst hier die Stellung.«

Sie gingen aus dem Haus. Im Garten der Zwetschgenbaum, immer noch voller Früchte. Jetzt werden sie verfaulen, dachte Franza, keine Marmelade mehr, kein Schnaps, keine Kuchen. Schade drum.

Sie wird wieder aufgetaucht sein, dachte Felix, Hanna Umlauf wird wieder aufgetaucht und mit ihrem Mann schon längst wieder auf der Rückreise nach Frankreich sein. Und dass er Hansen anrufen und ihn fragen würde. Irgendwann nächste Woche. Es eilte nicht.

Sie fuhren zurück Richtung Stadt, bogen aber vorher in ein Tal ab, an dessen Ende das Haus, nein, die Villa stand. Ja, das konnte man sagen. Kein Haus, eine Villa.

Geschmackvoll. Idyllisch. Von außen. Von innen nicht mehr.

»Herz«, sagte Herz und zückte seinen Ausweis. »Kriminalpolizei. Das ist meine Kollegin Oberwieser.«

»Sie haben sich nicht lange Zeit gelassen«, sagte der Mann, der ihnen die Tür geöffnet hatte. Er war in Hemd und Krawatte, Mitte sechzig etwa, vielleicht hatte man ihn gerade aus dem Büro nach Hause geholt, sein Gesicht zeigte Spuren von Erschöpfung und großer Traurigkeit.

»Ja«, sagte Herz, »das gehört zu unserem Beruf.«

»Brendler«, sagte der Mann und nickte. »Ich bin der Vater. Kommen Sie, wir sind alle da.«

Sie folgten ihm durch das Haus und betraten schließlich ein weiträumiges Wohnzimmer. Eine ältere Frau saß am Tisch, die Arme aufgestützt, der Schock schon sichtbar in ihrem Gesicht, an ihrer Gestalt, und wieder einmal staunte Franza darüber, wie schnell das ging, wie schnell Tragödien in die Körper der Menschen krochen, wie schnell sie sich breitmachten und alle Kraft zerstörten.

Moritz, der Fünfjährige, saß auf einem Sofa, ein Mann hielt ihn im Arm, wohl sein Vater, Franza schätzte ihn auf Mitte vierzig, in Jeans und T-Shirt, blond, Brille, Oberlippenbart, das Gesicht erstarrt, der Schmerz war bei ihm, so schien es, noch nicht ganz angekommen.

»Ich habe sie gefunden«, sagte er, »ich bin nach Hause gekommen und habe sie gefunden. Das ist alles. Mehr kann ich nicht sagen.«

»Doch«, sagte Herz. »Ich bin sicher, das können Sie. Wenn Sie sich nur ein wenig Zeit lassen.«

Er wandte sich an Frau Brendler. »Vielleicht könnten Sie sich um den Kleinen kümmern. Er muss nicht alles mit anhören.«

»Ja«, sagte die Frau und stand auf. »Sie haben recht. Komm, Moritz, komm mit!«

»Ihre Enkelin?«, fragte Felix.

»Wir haben sie angerufen«, sagte Hans Brendler. »Sie ist hierher unterwegs.«

Sie erfuhren nicht besonders viel. Der Ehemann war am Abend auf der Geburtstagsfeier eines Freundes gewesen, die hatte bis in die Morgenstunden gedauert, er war mit Kollegen durch die Lokale gezogen, hatte zu viel getrunken und die wenigen restlichen Stunden der Nacht in seinem Büro geschlafen. Am späten Vormittag war er nach Hause gekommen, hatte geduscht, sich umgezogen, hatte angenommen, Gertrud sei schon im Laden, wollte kurz einen Happen essen, bevor er in die Stadt zurückfuhr, betrat die Küche – und da lag sie.

»Das war gegen zwölf«, sagte Franza und schaute auf den Notizblock in Felix' Hand, der sich mehr und mehr mit Notizen füllte. »Sie haben die Polizei aber erst gegen 13 Uhr 30 gerufen. Warum so spät? Was haben Sie die ganze Zeit gemacht?«

Christian Rabinsky schweig, starrte auf den Boden, das Gesicht in die Hände gestützt, die Ellbogen auf die Knie.

»Ich weiß nicht«, sagte er tonlos, sie verstanden ihn kaum. »Nichts. Ich habe nichts gemacht. Sie lag da und rührte sich nicht. Sie war so was von tot. Was hätte es noch geholfen. Ich wollte einfach eine Weile alleine sein mit ihr. Ja, genau. Das habe ich gemacht, ich war eine Weile allein mit ihr. Das werde ich ja jetzt wohl nicht mehr können. Oder?«

Er hob den Kopf, lehnte sich zurück, schaute Franza ins Gesicht. »Oder?«

»Nein«, sagte sie. »Sie haben recht. Das werden Sie wohl nicht mehr können. Trotzdem ...«

Sie brach ab. Wie hatte er gesagt? Sie war so was von tot.

Er hatte recht. Nichts hätte es geholfen. Nichts. Eine Weile noch allein, er und sie. Konnte wirklich irgendetwas dagegen sprechen?

Sie wandte sich zur Seite, einer Bewegung neben sich folgend. Felix. Er hatte sich erhoben und war näher an die Wand heran getreten. Da hingen Fotos, die zogen ihn an, die Neugier vielleicht, die ihn grundsätzlich durch sein Leben trieb, ein Instinkt. Er wusste nicht, was genau ihn angezogen hatte, doch plötzlich war ihm, als beginne eines der Bilder zu leuchten, ihn anzublicken, als wolle es ihm etwas sagen. Er hielt den Atem an. Ein Rotschopf. Kannte er sie? Eine Erinnerung. Leuchtendes Haar. Jung. Konnte es sein? Konnte es tatsächlich sein? Konnten es ihre Haare sein, die da leuchteten, als ginge es ums Leben, und tat es das nicht auch?

»Wer ist das?«, fragte er und spürte ein Kribbeln, eine Spannung und spürte, wie sie sich in seinem Körper ausbreitete.

»Wer?«

Seine Stimme war lauter als gewöhnlich, er wandte sich um und starrte den Hausherrn an, der langsam näher kam.

»Wen meinen Sie denn?«

»Das Mädchen hier. Das Mädchen mit den roten Haaren.«

»Das? Das ist Hanna«, sagte Brendler. »Warum wollen Sie das wissen?«

»Und daneben? Gertrud?«

»Ja«, sagte Brendler leise und begann mit seinem Zeigefinger über das Gesicht seiner Tochter zu streichen, langsam, immer wieder. »Das ist Gertrud. Meine Tochter.«

»Hanna Umlauf? Die Fotografin?«

»Ja«, sagte Brendler, runzelte die Stirn und Felix bemerkte die plötzliche Aufmerksamkeit in seinem Gesicht, in seiner Stimme. »Hanna Umlauf, die Fotografin. Warum fragen Sie?«

»Was hat sie denn mit Ihnen zu tun?«, fragte Herz angespannt.

Ein schmerzliches Lächeln trat in Brendlers Gesicht, er wandte sich um und schaute

hinaus aus dem Fenster, hinaus in die Bäume, den Garten. Weite grüne Sicht.

»Hanna ist wie meine ... unsere zweite Tochter. Sie ist hier aufgewachsen. Gemeinsam mit Gertrud. Man kann sagen, wir haben ... hatten zwei Töchter.«

Kurz versank er in seiner Erinnerung, dann drehte er sich um, kam zurück. »Schön war das. Ja.«

Wieder eine kurze Pause. »Wir haben sie seit Jahren nicht mehr gesehen. Und jetzt ist Gertrud tot. Ich muss es ihr sagen. Ich muss es Hanna sagen.«

»Das wird zum jetzigen Zeitpunkt schwer gehen«, sagte Herz langsam. »Hanna Umlauf ist verschwunden.«

»Was?«

Für den winzigen Teil einer Sekunde erstarrten sie, Brendler und sein Schwiegersohn, auch Franza. Sie fing sich zuerst. »Was heißt, Hanna Umlauf ist verschwunden?«

»Na, eben genau das«, sagte Herz langsam und schaute abwechselnd Brendler und seinen Schwiegersohn an, um aus ihren Reaktionen zu schließen, was sie dachten und fühlten. »Ihr Mann ist vor etwa zwei Tagen bei uns gewesen und hat sie als vermisst gemeldet. Ich weiß den aktuellen Stand der Dinge nicht, aber wenn ich die Situation hier so einschätze ...«

»Ihr Mann?«, fragte Brendler gespannt, »Jonas? Er ist hier?«

»Ja«, nickte Felix, »so ist es. Sie kennen Jonas Belitz?«

»Natürlich kenne ich Jonas Belitz.« Brendlers Stimme klang schroff und abweisend, aber Felix ließ sich davon nicht aus der Ruhe bringen.

»Ja?«

»Was ja?!«

»Na, erzählen Sie!«

»Es gibt nichts zu erzählen. Wir sind zusammen aufgewachsen, er war mein bester Freund, bis ...« Er zögerte, wandte sich ab.

»Ja?«

Erregt wandte Brendler sich Felix erneut zu. »Sie gehen mir ein wenig auf die Nerven, wissen Sie das! Was tut das überhaupt zur Sache? Meine Tochter wird ermordet, Hanna verschwindet, und Sie fragen mich nach einem Mann, den ich seit mindestens zwanzig Jahren nicht gesehen habe.«

»Na ja«, Felix lächelte ein wenig süffisant, »man könnte fast sagen, er ist Ihr ... Schwiegersohn, also ich denke, er hat durchaus mit der Sache zu tun.«

Brendler beruhigte sich, setzte sich wieder hin, dachte nach. »Ja«, sagte er müde, »so kann man das wohl tatsächlich sehen.«

»Nun?«, fragte Felix.

»Was würden Sie sagen, wenn eines Tages Ihre Tochter kommt und Ihnen mitteilt, dass sie Ihren besten Freund heiraten wird, der fünfundzwanzig Jahre älter ist als sie?«

Felix zog die Augenbrauen hoch und sog tief die Luft ein. »Tja«, sagte er.

»Eben«, sagte Brendler. »Und danach sind sie nicht mehr gekommen.«

Herz nickte. »Gut«, sagte er, »ich denke, das reicht vorerst. Wir werden Erkundigungen einziehen. Vermisstenfälle sind ja üblicherweise nicht unser Revier. Aber es ist schon ein bisschen merkwürdig, würde ich meinen. Dieses Zusammenfallen der Ereignisse.«

Er wandte sich an Franza. »Wir haben hier vorerst genug erfahren.«

Sie gingen, öffneten die Haustür, plötzlich stand Lilli vor ihnen.

Franza erkannte sie auf der Stelle. »Lilli«, sagte sie erschrocken, »Lilli!«

Was für eine Überraschung! Die kleine Kleptomanin aus dem Einkaufszentrum war Gertruds Tochter.

»Ja«, sagte Lilli, »ja«, und brach in Tränen aus. »Ich hab gehofft, dass du ..., ich hab es wirklich gehofft!«

»Schschsch«, machte Franza und zog Lilli in ihre Arme, »alles gut! Alles gut!«, und dachte, was für ein blöder Spruch das war.

Frau Brendler kam zur Tür und zog Lilli an sich. »Komm, Kleines, komm zu mir! Lass uns hineingehen.«

»Ja«, sagte Lilli und wischte sich die Tränen ab, aber sie flossen weiter. Ihre Großmutter zog sie ins Haus und schloss die Tür.

»Was?«, fragte Herz.

Franza winkte ab. »Nichts«, sagte sie, »nichts, wir kennen uns einfach, haben uns vor ein paar Tagen zufällig kennengelernt. Sie ist irgendwann mal mit Ben zur Schule gegangen.«

Sie dachte eine Sekunde nach. »Und diese Hanna? Was hat es mit der auf sich?«

Während sie zurück in die Stadt fuhren, erzählte er von diesem eigenartigen Zufall, der ihn ausgerechnet an jenem Nachmittag in Hansens Büro geführt hatte, als Hanna Umlaufs Ehemann kam, um von deren Verschwinden zu berichten.

»Es gibt keine Zufälle«, sagte Franza und tippte Herz gut gelaunt auf die Schulter. »Das sagt schon der Name. Zufall. Etwas fällt dir zu.«

Es kam in Schwung. Es prickelte schon.

12

Die schwarzen Vögel auf den Feldern fliegen. Zum ersten Mal in diesem Jahr.

Schatten im grauen Morgenlicht. Schreie.

Jeden Morgen vergleiche ich die Bilder miteinander, die Bilder auf dem Schirm meines Laptops, die Bilder in meinem Gehirn. Bis ich endlich den Zug der Vögel im Kopf fühle, auch im Körper, aber mehr noch im Kopf, und ich spüre, wie ich mich auflöse, schwarz werde, Gefieder werde, mich erhebe hinauf in die Endlosweite des Himmels.

Ich fotografiere wieder. Habe nun mein Thema. Die Krähen. Wenn sie ihre frühherbstlichen Flüge fliegen in schwarzen Schwärmen über meinen Kopf hinweg mit

Gekreisch und Gelärm, fotografiere ich die Höhe, den Himmel in seiner Weite und mit den Krähen im Zentrum, wie sie ihre Kreise ziehen, Schwenke vollführen, Wendungen, rasche Kurven.

Ich schaue ihnen nach mit all meiner Sehnsucht in Kopf und Adern und wenn ihre Schreie leiser werden und sich im Gelbgrau des morgendlichen Himmels auflösen, schließe ich die Augen, schicke mich ihnen hinterher, falle in die Vergangenheit.

Die vielen Jahre, die wir uns nicht gesehen haben. Diese lange Zeit. Ich dort, sie hier. Waren Schwestern. So etwas Ähnliches. Aber in Wirklichkeit ...

Ich habe es nicht gewusst. Nie. Erst jetzt. Ich habe nicht gewusst, dass sie mich mindestens so gehasst hat wie geliebt. Ich habe nicht gewusst, dass sie so sehr unter mir zu leiden hatte.

Schon vorher, vor Tonio, lange davor. Ich habe nicht gewusst, dass ich ihr Leben zerteilt habe in die Zeit vor mir und die Zeit mit mir, und sie mir das heimzahlen musste, als die Gelegenheit dafür gekommen war.

Ich habe nicht gewusst, dass ich in Wirklichkeit nie ihre Schwester gewesen bin. Das Leben ist Zwang. Und selten fair. Aber wissen wir das nicht alle? Die Vögel, sie wenigstens sind schön.

13 Nein, sie war nicht wieder aufgetaucht. Ja, sie war immer noch verschwunden. Ein Anruf bei Peter Hansen in der Vermisstenstelle brachte das rasch zutage. Gestern Vormittag war der Ehemann noch einmal bei ihm im Büro gewesen, sie hatten eine Akte angelegt, die Maschinerie begann zu laufen. Und nun kam sie erst recht in Gang.

»Ist sie die Mörderin?«, fragte Franza, als sie ins Büro gekommen waren und zuerst einmal Kaffee aufgesetzt hatten. »Oder ein weiteres Opfer?«

»Wir wollen beides nicht hoffen«, sagte Felix und schob sich den letzten Lebkuchen in den Mund. Er nahm den Telefonhörer ab und rief Hansen an, und dann hatten sie es zwar nicht schwarz auf weiß, aber immerhin von Ohr zu Ohr, was genauso schwer wog.

»Morgen«, sagte Franza, nahm ihre Tasche und stand auf, »morgen sehen wir weiter. Heute können wir ohnehin nichts mehr tun.«

Sie nahm das Foto in die Hand, das Hansen noch rasch herüber gefaxt hatte, betrachtete das schmale Gesicht und erinnerte sich, dass sie als Jugendliche gern rote Haare gehabt hätte. Nicht, weil sie die damals so attraktiv gefunden hätte, so schön. Nein. Weil sie anders gewesen wären. Herausstechend aus der Masse. Ein Kontrapunkt.

Das andere Foto. Gertrud. Auch attraktiv. Aber anders. Zurückhaltender.

»Ab wann spürt man es«, fragte Franza, »was glaubst du, Felix, ab wann spürt man, dass man gehen muss«, und schaute in Gertruds Gesicht, in die braunen Augen.

Er legte ihr die Hand auf die Schulter, dachte nach, er wusste, das waren ihre Fragen,

immer wieder musste sie sie stellen. »Ich weiß es nicht«, sagte er, »genauso wenig wie du. Man kann es ja nicht üben.«

Nein, man konnte es nicht üben, das Weggehen, das Sterben, es war immer neu für die, die es erlebten, das Letzte, was sie durchlebten; alles konnte man üben, alle Kicks dieser Welt, bloß diesen einen nicht.

Franza lächelte. »Ja, mein kluger Herz«, sagte sie und nickte. Wieder schaute sie die Fotos an. »Wir brauchen ihre Geschichte. Was sie verbunden hat.«

»Ja«, sagte Herz. »Herr und Frau Brendler werden uns einiges erzählen müssen.«

Sie verließen das Büro. Ein milder Septemberabend gegen Ende der Ferien. Ein kleiner Junge und ein Mädchen hatten ihre Mutter verloren. Zwei Männer vermissten ihre Frauen. Trotzdem ... ein milder Septemberabend.

Wie immer staunte Franza darüber. Dass niemals sich etwas änderte durch die Tode. Dass die Tage, die Abende blieben, wie sie waren. Milde oder stürmisch, kalt oder heiß, Regen oder Sonne. Sie schaute hoch zum Himmel, versuchte ein leichtes Dunkel zu erkennen, eine Eintrübung, zumindest vorübergehend – aber nichts.

Auf der anderen Straßenseite ging ein junges Pärchen vorbei, hatte die Köpfe zusammengesteckt. »Könnte Marlene sein«, murmelte Felix und schaute ein bisschen zu gebannt und dachte an seine Älteste, von der er so wenig wusste.

»Ja«, sagte Franza, »sie ist übrigens sehr hübsch geworden, deine Lene, kommt wohl nach ihrer Mutter«, und parierte Felix' hochgezogene Augenbrauen mit einem Lächeln.

Sie dachte an Ben, der schrieb neuerdings Prosa und Lyrik und glaubte fest daran, künftig sein Geld damit zu verdienen. Franza hingegen hielt es für eine Therapie und dankte Gott für Max' einträglichen Beruf und die kariösen Zähne seiner Patienten.

Die beiden auf der anderen Straßenseite knutschten jetzt heftig und Franza und Felix schauten ihnen zu, ein bisschen grinsend, ein bisschen verlegen. Franza dachte an den Beginn ihrer Geschichte mit Port. Einmal hatten sie sich im Sommer in der Stadt getroffen, und plötzlich hatte es wie aus Kübeln zu regnen begonnen. Sie liefen unter das Vordach einer Kirche, die Luft war heiß und schwül, ihre feuchten Kleider klatschten aneinander, sie schauten sich an, fielen sich in die Arme, begannen sich zu küssen. Im Augenblick des größten Rausches marschierte ein Trupp Jugendlicher vorbei, sie lachten, piffen und kommentierten anerkennend, was sie sahen, und Franza bekam Panik. Was, wenn Ben unter ihnen war, was, wenn er sie so sähe? Erschrocken barg sie ihr Gesicht an Ports Schulter, drückte sich an ihn, wie um sich zu verstecken und schickte ein Stoßgebet gen Himmel, was sie angesichts ihres Standortes auch nicht unpassend fand.

»Tja!«

Sie seufzte, holte die Zigarettenpackung aus der Tasche, die sie vor drei Tagen gekauft hatte und die optimalerweise auch erst halbleer war, und steckte sich eine Zigarette an.

»Du rauchst? Seit wann denn wieder? Da war doch jetzt so lange Ruhe! Drei Jahre?«
Überrascht schüttelte Felix den Kopf.

»Nein«, sagte Franza, »ich rauche nicht. Nur hin und wieder. Und nur ein wenig.«

Und während sie den Rauch einsog, stellte sie sich seufzend vor, wie ihre Lunge wieder ein bisschen schwärzer wurde.

»Seit wann?«, fragte Felix.

Sie zuckte die Schultern. »Weiß nicht.«

»Gib mir auch eine«, sagte er, und dann standen sie nebeneinander und pafften schweigend und friedlich in die Dämmerung.

Sie wusste es schon. Sehr genau sogar. Seit dieser Nacht vor zwei Wochen, als sie begriff, dass Max nicht ganz so abgeklärt war, wie es zwei Jahre lang den Anschein gehabt hatte, dass er im Gegenteil eifersüchtig war wie ein Springbock, dass ihm nicht passte, dass es diesen Liebhaber gab, dass er sie zurück in seine Arme wollte, an seinen Herd, in sein Bett. Seit sie ihm zusammen mit Port, dem besagten Liebhaber, über den Weg gelaufen war und Max schon ein bisschen zu viel intus hatte. Sie hatte Port nach dem Ende der Vorstellung vom Theater abgeholt und wie üblich wollte er noch kurz in das Lokal um die Ecke, wo sich viele seiner Theaterkollegen trafen. Wer aber konnte erwarten, dass auch Max dort sein würde!

Nun, er war dort, warum und wieso auch immer, er hatte eine 25-Jährige im Arm und ein Glas Bier in der Hand. An seinem Gesicht und seinen Augen sah Franza sofort, dass es keinesfalls das erste Glas war. Er bemerkte Franza, sobald sie die Tür geöffnet hatte, begann ein bisschen betrunken zu strahlen und kam auf sie zu.

Scheiße, dachte sie, blieb stehen, spürte, dass Port sie anstieß, weil sie so plötzlich stehen geblieben war, spürte, wie er sie von hinten umfing und seinen Kopf an ihre Schulter legte. Scheiße, dachte sie noch einmal, runzelte die Stirn und fragte sich, was Max hier machte, bis jetzt hatten sie die Reviere des jeweils anderen immer respektiert.

»Franza«, flötete Max, »meine geliebte mich verlassen habende Franza! Komm, lass uns nach Hause gehen!«

Er umfing sie von vorn, legte seinen Kopf auf ihre andere Schulter und Port, der seinen wieder gehoben hatte, musterte Max überrascht und sagte, »Was zum Teufel ...?«, und dann schauten sie sich in die Augen.

Zum allerersten Mal trafen sie einander, Franzas Ehemann und Franzas Liebhaber, und Franza stand dazwischen wie eine Scheibe Käse im Sandwich, konnte nicht vor und nicht zurück, war sprach- und hilflos, aber nur drei Sekunden lang. Dann entwand sie sich, schnappte Max und zog ihn hinaus vor die Tür. Port kam hinterher.

»Ist das ...?«, fragte er staunend.

»Ja, das ist ...«, sagte Franza.

»Säuft der immer?«, fragte Port.

»Nein«, sagte Franza, »nein, der säuft nicht immer, der säuft eigentlich nie! Ich weiß nicht, was in ihn gefahren ist.«

»DU!!«, schnaubte Max, »du bist in den gefahren, meine Schöne! Aber in dich fährt leider jetzt ein anderer! Der da! Der da!!« Und er ging auf Port los, klatschte ihm seine Hand auf die Brust, einmal, zweimal. Bis Franza ihn packte. Arm auf den Rücken, Körper gegen die Hauswand.

»Au«, sagte er, »Aua! Du tust mir weh!«

»Mir doch egal«, keuchte sie, ließ jedoch ein wenig locker. »Wenn du ein derartiger Trottel bist!«

»Lass ihn endlich«, sagte Port und brachte sich nach Max' Überraschungsangriff wieder in Ordnung, »setz ihn in ein Taxi und komm! Ich habe Hunger!«

Du bist auch ein Trottel, dachte Franza, ein kleiner, egomanischer Trottel, der nur an sich denkt.

»Ich werde ihn nach Hause bringen«, sagte sie und strich Port liebevoll über die Wange, »ich kann ihn in diesem Zustand nicht sich selbst überlassen. Das verstehst du doch, oder?«

»Aha«, sagte Port beleidigt, »aber mich, mich kannst du mir selbst überlassen?« und »Nein! Nein, das versteh ich nicht!«

»Das ist schade«, sagte sie und musste ein bisschen lächeln, »ich dachte wirklich, du bist schon groß und erwachsen«, und dachte noch einmal, ja, du bist auch ein Trottel, aber ein süßer.

»Ach«, sagte Port nun restlos eingeschnappt, »und er nicht?« Er deutete auf Max, der dumpf vor sich hin stierte.

»Nein«, sagte sie und betrachtete ihren Ehemann, »nein, heute irgendwie nicht.« Sie lachte leise, schüttelte den Kopf.

Aber Port war beleidigt. »Und das amüsiert dich auch noch?«

Franza schüttelte den Kopf, rollte innerlich mit den Augen. »Natürlich nicht«, sagte sie, musste aber trotzdem grinsen.

»Ja«, sagte Port gekränkt, »ja, das seh ich. Dann halt heute nicht! Du weißt ja, was dir entgeht, und ich schätze, ich muss nicht eifersüchtig sein, denn der da bringt heute keinen mehr hoch!«

Aber das hatte Max gehört, blitzschnell drehte er sich herum. »Du! Du! Ich zeig dir gleich mal, was ich noch hochbringe! Komm her, du!«

»Aus!«, sagte Franza scharf und schob ihren Mann Richtung Taxi. »Aus! Das reicht jetzt. Wir fahren!«

Aber Max ließ sich nicht beirren. »Meine Gattin!«, schrie er und fuchtelte mit den Händen herum, »seht her, meine Gattin!!! Die ich nicht mehr begatten darf. Es hat sich ausbegattet! Aus! Aus! Aus!«

»Armes Schwein«, sagte der Taxifahrer, »warum lassen Sie ihn denn nicht mehr ran?« Empört schnappte Franza nach Luft.

»Blas mir einen«, jammerte Max, »das hast du schon ewig nicht mehr gemacht.«

»Oh«, sagte der Taxifahrer und grinste, »das ist hart! Machen Sie ruhig. Ich schau nicht hin. Versprochen!« Da platzte Franza endgültig der Kragen, sie hielt dem Mann ihre Dienstmarke vor die Augen.

»Ein falsches Wort noch«, fauchte sie, »und ich verhafte euch beide wegen sexueller Belästigung. Dann setz ich euch gemeinsam in eine Zelle und er kann Ihnen einen blasen, nämlich seine Fahne ins Gesicht.«

»Ups«, sagte der Taxifahrer, »eine ganz Scharfe! Alles klar, Frau Kommissar! Wohin geht's denn jetzt noch mal?«

Während sie an der Donau lang entlangfuhren, kicherte Max vor sich hin und gab zwischendurch beunruhigende Laute von sich.

»Also eines sag ich Ihnen«, sagte der Taxifahrer, »eines sag ich Ihnen, gute Frau, wenn der mir hier reinkotzt ...«

»Klappe«, sagte Franza, »fahren Sie einfach!«

Und während der Mann das gehorsam machte, überlegte Franza, ob sie ihn nicht doch besser auffordern sollte stehen zu bleiben, um ihn dann mitsamt seinem Taxi und ihrem Ehemann in die Donau zu kippen. Aber sie war die Polizei und die Polizei machte so etwas nicht. Die Polizei brachte die Leute schön nach Hause, hievte sie in ihre Betten und deckte sie zu. Zumindest dann, wenn es sich um abgelegte Ehemänner oder dergleichen handelte.

Als Franza endlich Max' Wohnungstür von außen hinter sich zuzog, schwankte sie zwischen einer Pulle Wein und einer Packung Zigaretten. Sie entschied sich für eine Pulle Wein und eine Packung Zigaretten und fuhr damit zu Sonja.

Am nächsten Tag kam Max reumütig zu Franza ins Büro, grüßte rundherum mit einem dezenten Heben der Hand und legte vorsichtig, ganz vorsichtig, als könne jede raschere Bewegung seinen Kopf zum Platzen bringen, einen Strauß weiße Rosen vor Franza auf den Schreibtisch. So, wie er gekommen war, verschwand er wieder, leise, grün, durchsichtig.

»Was war das jetzt?«, fragte Felix entgeistert und folgte Max mit den Augen. »Was hast du mit deinem Mann gemacht?«

»Nichts«, sagte Franza und musste grinsen. »Ich glaube, es geht ihm nicht besonders.«

»Also«, sagte Herz, »wenn ich ihn nicht wirklich gut kennen würde und es deshalb also wirklich besser weiß, würde ich meinen, er hat einen Kater. Kann das sein?« Er schaute Franza prüfend an.

Franza lächelte und schwieg.

Zwei Tage später rückte Port mit dieser Wien-Geschichte heraus.

14 Franza ging den schmalen Steg an der Donau entlang. Sie tat das regelmäßig, besonders nach dem Büro, wenn sie manches noch nicht zu Ende gedacht hatte und diese unfertigen Gedanken nicht in ihre Wohnung tragen wollte. Die sollte unberührt bleiben, ein stilles Refugium ohne Tod und Verbrechen. Aber es gelang selten. Auch diesmal nicht. Der neue Fall war schon in sie eingedrungen, in ihr Denken und Fühlen, das Gesicht der Toten brannte in ihren Augen, das Gesicht der Vermissten kaum weniger.

Zwei Frauen in ihrem Alter, ein wenig jünger zwar, aber irgendwann verschwammen diese paar Jährchen, es gab den Club der Dreißiger, den Club der Vierziger und weiter wollte sie ohnehin nicht denken.

Wie hatte Gertruds Vater gesagt? Man kann sagen, wir hatten zwei Töchter.

Klang einfach. Klang schön. Aber entsprach die Wirklichkeit immer dem Klang?

Franza bog ab zum Haus, sperrte die Haustür auf, fuhr hoch, ging um die Ecke zu ihrer Wohnungstür und da saß sie. Auf dem Fußabstreifer. An die Wohnungstür gelehnt. Eingeschlafen.

Franza schnappte überrascht nach Luft, kam vorsichtig näher, betrachtete sie. Ihr junges Gesicht wirkte ruhig und entspannt im Schlaf, gleich aber würde es sich verändern, wenn sie aufwachte und die Tragödie wieder allgegenwärtig war. Franza berührte sie an der Wange.

»Lilli?«

Lilli schreckte hoch, stieß sich den Kopf an der Tür, verzog das Gesicht über den kurzen Schmerz.

»Wie hast du mich denn gefunden?«

»Sie stehen im Telefonbuch.«

»Waren wir nicht schon beim Du?«

Lilli nickte.

»Komm«, sagte Franza, reichte Lilli die Hand, zog sie hoch. »Komm rein.«

Lilli streifte vorsichtig durch die Wohnung wie eine Katze auf leisen Pfoten. Als ob sie sich anpirsche an ihre Parfüms, dachte Franza und musste lächeln und dachte an die zwei, drei Flakons in ihrem Badezimmerschränkchen. Ob sie morgen auch noch da waren?

»Hast du Hunger?«

Lilli nickte.

»O.k.«, sagte Franza, »das ist gut, denn wir werden kochen«, und packte ihre Einkaufstüte aus. »Apfelstrudel oder Apfelstrudel?«

Franzas Lust zu backen war ungebremst. Besonders, wenn sie mitten in einem Fall waren und sie abends müde nach Hause kam, musste sie mit komplizierten Teigen und raffinierten Rezepten loslegen und am nächsten Tag hatten alle im Kommissariat ihre

helle Freude. Für morgen war als Abwechslung zu den omnipräsenten Keksen Apfelstrudel angesagt, säuerlich-süß hatten die Äpfel im Obstregal gelegen, rotglänzende Teufelchen, die Franza ins Gesicht flüsterten: »Nimm uns, nimm uns, wir sind die burner!«

Franza hatte ihnen geglaubt und ordentlich zugelangt, Äpfel waren schließlich gesund und regten das Gehirn zum Denken an, und weil das in diesem Fall ausgesprochen nötig war, würden sie morgen alle Apfelstrudel essen.

»Apfelstrudel«, sagte Lilli und band sich die Schürze um, die Franza ihr reichte.

Sie arbeiteten schweigend und konzentriert, lediglich unterbrochen von Franzas Anweisungen und Erklärungen, denn Lilli hatte noch nie in ihrem Leben einen Apfelstrudel gebacken. Sie staunte begeistert, als sie den Teig zu einer durchsichtigen, dünnen Haut auszogen, mit zerlassener Butter und Sauerrahm bestrichen, geröstete Brösel und Zimtäpfel darauf verteilten und ihn schließlich mit Hilfe des Strudeltuches einrollten.

Endlich bugsierten sie ihn in Franzas zwanzig Jahre alte Kasserolle, schoben ihn in den Backofen und Franza freute sich, weil der dunkle Schleier, der über Lilli gefallen war, ein bisschen angehoben schien.

Als der Duft des Strudels sich langsam ausbreitete, saßen sie auf der Couch in der Wohnzimmerecke, tranken Wasser und knabberten Nüsse.

»Warum bist du hier, Lilli«, fragte Franza vorsichtig, »was möchtest du mir sagen?«

Lilli zuckte die Schultern, schwieg. »Ich weiß nicht«, sagte sie endlich, »ich weiß es nicht. Vielleicht nichts. Es ist so verwirrend, so schrecklich. Und daheim halte ich es nicht aus. Alle weinen, alle sind kaputt. Ich auch, aber ...«

Sie knabberte an ihrer Unterlippe. »Meine Großmutter hat sich schrecklich darüber aufgeregt, dass ich wieder gegangen bin, sie meint, jetzt muss die Familie zusammenhalten.« Spöttisch war ihr Ton geworden, verletzt, wütend. »Aber wir sind keine Familie!«

»Nein?«, fragte Franza vorsichtig, »warum nicht?«

»Ich weiß nicht. Sind wir irgendwie nie gewesen«, sagte Lilli knapp. »Moritz ist meine Familie.«

»Und dein Vater?«

»Er ist nicht mein Vater. Ich kenne meinen Vater gar nicht. Weiß nichts über ihn. Irgendeine ... Geschichte. Hat sie mir nie erzählt. Wir sind lang allein gewesen, meine Mutter ...«, sie zögerte, »Gertrud und ich, wir sind lang allein gewesen, hatten eine Wohnung hier in der Stadt, sie hat manchmal in einer Bibliothek gearbeitet, aber meistens nicht. Mein Großvater hat uns finanziert, denke ich.«

Klang Sehnsucht aus ihrer Stimme? Oder war es lediglich Trauer vermischt mit Ungeduld? Ungeduld worüber? Und Sehnsucht wonach?

»Warum hat sie nicht regelmäßig gearbeitet? Vor allem, als du älter warst, in die Schule gingst.«

Lilli zuckte die Schultern. »Daran bin ich wohl schuld. Sie ist schwanger geworden, da war sie noch am Anfang des Studiums und dann hat sie es nicht mehr fertiggemacht.«

»Warum nicht? Das hätte man doch alles organisieren können.« Franza war erstaunt. »Bei dem Elternhaus?!«

»Ja. Hätte man. Hat man aber nicht.«

Franza wartete.

»Sie sollte Anwältin werden«, sagte Lilli und verbesserte sich gleich, »oder wollte.« Sie zuckte die Schultern. »Was weiß ich. Du weißt doch, mein Großvater und die Kanzlei. Lange Familientradition.«

Sie hob theatralisch die Arme. »Sie hat ihn wohl sehr enttäuscht, den Alten. Und ich ...«

»Und du?«

»Ich werde ihn auch wieder enttäuschen.«

Franza nickte. »Er wird es verkraften.«

»Ja«, sagte Lilli, »vermutlich. Aber er hat ja immer noch eine Chance. Moritz.« Sie grinste.

»Und dann?« Franza versuchte das Gespräch wieder auf Gertrud zu bringen.

»Was dann?«

»Wie ging es weiter mit euch?«

Lilli dachte kurz nach. »Dann tauchte irgendwann Christian auf.« Sie stockte, dachte wieder nach. »Das war gut, dass er kam. Er mochte sie. Sehr. Sie ihn auch. Das tat ihr ... gut. Sie hat es ... gebraucht.«

»Wie alt bist du denn da gewesen?«

»Zwölf. Etwa zwölf.«

Wow, dachte Franza, ein Kind noch und erkannte das so gut?

»Sie haben geheiratet, mein Großvater schenkte uns das Haus.«

»Großzügig!«

Lilli lachte böse auf. »Großzügig??? Nein! Ich glaube nicht. Er brachte sie lediglich wieder ein Stück mehr unter seine Kontrolle.«

»Oh«, sagte Franza erstaunt, »das klingt hart. Wie kommst du darauf?«

Lilli zuckte die Schultern. »Weiß nicht. Ist so. Immer schon. Er hält die Fäden in der Hand und alle tanzen.«

Sie dachte nach. Und relativierte. »Aber es ist ja nicht schlecht. Wenn jemand da ist. Der sich kümmert. Er ist halt ein bisschen ... dominant.«

»Gab es denn etwas, worum er sich kümmern musste?«

»Gibt es das nicht immer?«

Lilli seufzte und dachte daran, dass sie ihm immer noch nicht gesagt hatte, dass sie nicht weiterstudieren würde. Keine Nachfolgerin also.

»Ich meine, etwas Spezielles. Etwas ... nicht Alltägliches.«

Lilli brauste auf. »Was soll das? Was willst du eigentlich? Willst du mich über meine Familie aushorchen?«

»Entschuldige«, sagte Franza und hob besänftigend die Hände. »Beruhige dich! Ich will dich nicht aushorchen, wirklich nicht! Aber ich habe das Gefühl, du möchtest reden. Bist du nicht deshalb hergekommen?«

Lilli sank in sich zusammen. »Ich weiß nicht, warum ich hergekommen bin. Vermutlich war es ein Fehler. Vermutlich sollte ich jetzt bei meiner Familie sein. Aber ...«

Sie brach ab, wischte sich mit den Händen übers Gesicht, Tränen. »Glaubst du, wir sind es gewesen? Glaubst du, wir haben sie umgebracht?«

Sie fragte es ganz leise, kaum hörbar, ein winziges, entsetztes Flüstern.

»Nein«, sagte Franza beruhigend, »nein, das glaub ich eigentlich nicht.« Sie strich Lilli übers Haar. »Aber irgendjemand muss es gewesen sein, und alles, was du mir sagst, kann uns helfen, es herauszufinden. Und darum ist es gut, dass du mit mir redest.«

Wütend sprang Lilli hoch. »Was bist du für ein Mensch?! Gräbst ständig im Sumpf herum! Willst alles ans Tageslicht zerren, alles schlechtmachen! Fragst du dich nie, wie viel du damit kaputtmachst?«

»Doch«, sagte Franza, »Natürlich frage ich mich das. Immer. Jedes Mal. Aber ich muss das tun. Es geht um die Wahrheit. Muss die Wahrheit nicht ans Licht? Oft können die Dinge nicht noch mehr kaputtgehen. Und wenn etwas daliegt, offen und wund, kann es wieder heilen.«

Ein kleiner Pfeifton, der Strudel war fertig. Gut, dachte Franza, stand auf, ging zum Ofen, wir brauchen diese Pause. Sie zog die Kasserolle heraus, stellte sie auf ein Holzbrett, kam zurück.

»Willst du nicht wissen, was mit deiner Mutter geschehen ist?«

Lilli stöhnte auf. »Ohhh«, fauchte sie. »Ich hasse dich! Ja! Ja, ich will wissen, was mit meiner Mutter geschehen ist. Ich will es wissen, aber vielleicht wäre es besser ...«, sie sank zurück auf die Couch, schlug die Hände vors Gesicht, flüsterte den Satz zu Ende, »... vielleicht wäre es besser nichts zu wissen.«

»Warum?«

»Weil ...« Sie schüttelte den Kopf.

O.k., dachte Franza, nimm dir Zeit, mein Mädchen. Ich kann warten.

»Erzähl mir von ihr. Wie war sie?«

»Gertrud?«

»Hast du sie so genannt?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Warum nennst du sie jetzt so?«

Lilli zuckte die Schultern, blickte kurz hoch, dunkles Flackern in den Augen. »Weiß nicht. Einfach so.«

Franza nickte. »Wie war sie?«

»Einsam«, sagte Lilli wie aus der Pistole geschossen, nickte bekräftigend. »Ja, einsam.« Sie lächelte traurig, ein kleines Schluchzen. »Das hat mir immer weh getan, dass sie so ... war, so allein. Ich hatte immer ein schlechtes Gewissen, wenn ich wegging, schon als Kind, wenn ich zur Schule musste, weil ich wusste, sie war allein. Noch viel mehr allein. Und sie fror immer.«

Lilli erinnerte sich. Wenn sie heimkam von der Schule, die Mutter vor dem Fernseher, eingehüllt in eine Decke. Immer der rasche Blick aus dem Fenster, ob da auch keiner stand, ob ihr, Lilli, keiner gefolgt war.

Einmal fragte Lilli: »Mama, wovor hast du Angst?«

Gertrud lächelte. »Ich habe doch keine Angst. Wovor sollte ich denn Angst haben. Ich habe doch dich!«

Sie zog das Kind an sich, drückte es und flüsterte: »Niemand, hörst du, niemand wird dich mir jemals wegnehmen!«

Sie sagte es wie einen Schwur, wie eine Zauberformel, und Lilli streichelte ihrer Mutter den Rücken und sagte: »Nein, natürlich nicht. Warum auch? Du bist doch meine Mutter.« Aber immer spürte sie die Kühle und den eisernen Ring, den Gertrud um sich gezogen hatte.

Dann kam Christian. Alles wurde besser, aber nichts wirklich gut. Bis Moritz geboren wurde, da war manchmal wirklich alles gut. Wenn auch nur für Augenblicke, für Momente.

»Lass uns essen«, sagte Franza.

Sie aßen, tranken Kaffee, der Strudel zerging auf der Zunge, es war spät geworden, längst war es dunkel, zehn vorbei. Irgendwann sagte Lilli: »Sie war immer auf der Hut.«

Franza staunte. »Auf der Hut? Wovor?«

Kopfschütteln, Schulterzucken, Nachdenken. »Ich weiß es nicht. Ich hab mich das auch oft gefragt. Aber es war so, es stimmt, sie war auf der Hut. Immer. Als ob sie Angst hätte. Um mich. Um sich, ich weiß nicht ... Irgendwie war sie nie entspannt, niemals ruhig und froh und glücklich und entspannt. Wie man es eben einfach manchmal ist. Wie man es sein muss, denn sonst ...«

Schweigen.

»Ja«, flüsterte Lilli irgendwann und lauschte dem Entsetzen in ihrer Stimme nach. »So war das. Sie war nicht glücklich. Ein Mensch, der niemals glücklich war. Irgendwie ... nicht frei genug. Ja. Genau. Nicht frei genug für das Glück. Gefangen.«

Und Lilli wusste ja nun, was es gewesen war. Seit heute Nacht wusste sie es, seit heute Morgen. Sie wusste, was ihre Mutter gefangen gehalten hatte ein Leben lang, warum sie nicht frei gewesen war für das Glück, für sich selbst, für das Leben, warum sie immer ... wachen musste.

Lilli schloss die Augen, dachte nach. Sollte sie? Musste sie? Es Franza sagen? Der Polizistin sagen? Damit sie es einbeziehen konnte in ihre Ermittlungen? Damit irgendwann ... die ganze Stadt davon wusste?

Lilli überlegte hin und her, schließlich ... die Entscheidung.

Nein, sie würde Franza nichts sagen, nichts erzählen, sie hatte schon genug erzählt, zu viel, sie durfte nicht Gertruds Leben im Nachhinein ruinieren, wo alles ohnehin sinnlos war und viel zu spät. Das, nein, das hatte Gertrud nicht verdient.

»Wovon gefangen? Was meinst du? Was möchtest du mir sagen?«

Franzas Stimme war sanft und verlockend, war wie ein Ruhekissen, in das man sich betten konnte, in dem man aufgehoben war. Lilli überlegte noch einmal, eine Sekunde, den Bruchteil einer Sekunde, es würde guttun, Franza alles zu sagen, es wäre wie eine

Befreiung, Franza würde wissen, was zu tun war, sie würde ... aber dann ...

Lilli räusperte sich, schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.« Wollte gehen, wollte aufhören zu reden, aber sie saß wie angeklebt auf dieser Couch neben dieser Frau, die ... Schade, dachte Franza, schade. Sie weiß etwas, Lilli, und fast hätte sie ... schade! Unmerklich schüttelte sie den Kopf und strich Lilli über den Arm.

»Du bist früh ausgezogen von daheim.«

»Ja.« Lilli nickte. »Gleich nach der Schule. Sie hat mich eingeeengt, wie an einer Leine gehalten und mich doch angeschaut, als ob ich eine Fremde wäre. Sie hat mich umarmt und ich hab mich gefragt, wer sie ist.«

Na ja, dachte Franza, das ist jetzt nicht sooo ungewöhnlich. Das kenn ich auch. Sie dachte an die Zeit, als Ben langsam erwachsen geworden war und sie sich manchmal voller Sorge gefragt hatte, wer dieser Mensch neben ihr war, dessen Gedanken und Absichten sie nicht kannte.

»Dann bin ich halt weg«, sagte Lilli und zuckte mit den Schultern, »konnte das nicht mehr ertragen, dieses Enge, dieses Klammern. Und dann ...«

Sie verstummte.

»Und dann?«

Ein rascher Blick, eine rasche Entscheidung. Wieder. »Nichts. Gar nichts.«

Scheiße, dachte Franza, was hat sie sagen wollen. Was ist mir jetzt entgangen. »Lilli«, begann sie, »Lilli, sag mir, was du weißt und denkst! Alles könnte wichtig sein!«

Lilli lachte zornig auf. »Hör auf mit deinen Polizistenwahrheiten! Geh mir nicht auf den Geist damit!«

Franza ahnte, dass es zu spät war, dass Lilli nichts mehr sagen würde, sie versuchte es trotzdem noch einmal. »Hanna?«

Lilli sprang auf, schnappte sich den Mantel. »Ich gehe jetzt«, sagte sie, und ihre Stimme war kühl und fest und voller Hochmut. »Von Hanna weiß ich nichts. Sie war schon weg, als ich kam.«

»Ach, Lilli«, sagte Franza und stand auf. »Bleib doch. Es ist spät. Du kannst hier übernachten. Ich hab ein Gästezimmer. Wir müssen auch nicht mehr reden.«

Lilli nickte, kleines Lächeln. »Stimmt. Wir müssen nicht mehr reden. Und ich gehe jetzt.«

Und dann ging sie. Mantel in Samtviolett, Stiefel bis übers Knie, hübsches, taffes, trauriges Mädchen. Franza sah sie vom Balkon aus die Straße entlanglaufen, dunkel der Himmel, Rauschen in den Bäumen, vielleicht Regen, vielleicht nicht, Septemberregen, man konnte ihn hören, wenn er auf die Blätter traf, man konnte den Wind hören, Septemberwind, und trotzdem noch ein bisschen Nachtwärme, ein bisschen Balkonwärme, in eine Decke gewickelt ging das schon. Frauen froren immer vorm Fernseher und auf dem Balkon, da war Franza keine Ausnahme. Aber sie mochte das,

wenn die Nacht tief wurde und still, dass das Kreisen des Löffels in der Kaffeetasse mitunter klang wie eine kleine, zarte Kreissäge. Sie mochte es, wenn sie nachts auf dem Balkon saß und die Lampe einen Kreis in die Dunkelheit warf, da fühlte sie sich eingeschlossen in sich selbst, abgegrenzt gegen die Welt, die Gedanken liefen ... dann ... gingen sie nur noch ... dann ... blieben sie stehen, dann drang der Nachtwind langsam auch durch die Decke und an Franzas Haut.

»Erzähl mir, Lilli«, hatte Franza gebeten. Lilli hatte erzählt, aber nicht alles. War gegangen, die kleine Kröte, die Parfüms klaute und dann ins Klo schmiss, die um ihre Mutter trauerte und darum, dass die ihr Glück nicht einfach mit festen Händen gepackt hatte.

Wenn Franza sich beeilte, konnte sie ihr Glück heute noch packen. Mit festen Händen oder auch mit sanfteren. Wonach ihr eben der Sinn stand. Sie musste grinsen und stellte sich ihr Glück vor. Es bestand aus einem jugendlich straffen Brustkorb, einem festen, griffigen Arsch, Augen, aus denen meistens der Schalk blitzte, und Lippen, die es schafften, an die unmöglichsten Stellen zu gelangen.

Franza sprang hoch, alle Müdigkeit war wie weggeblasen, sie griff zum Handy. Ja, sie hatte Lust auf dieses Glück. Jetzt. Immer.

15 Sie saßen auf der weitläufigen Terrasse. Die Haushälterin hatte Kaffee gebracht und sich rasch wieder zurückgezogen. 13. September. Der Tag danach.

»Meine Frau kommt gleich«, sagte Hans Brendler, von dem sie mittlerweile wussten, dass er eine große und gutgehende Anwaltskanzlei in der Stadt besaß, in der er mehrere Anwälte beschäftigte.

Brendler räusperte sich, lehnte sich vor, stützte die Arme auf den Tisch, seine Augen suchten die Kaffeetasse, flackerten. Er schien müde, verlegen auch, was Franza überraschte.

Vielleicht, dachte sie, weil er nicht Herr der Lage ist, ganz eindeutig nicht Herr der Lage, und das ist er nicht gewohnt.

Sie kam schließlich. Seine Frau. Dorothee Brendler. Setzte sich zu ihnen, elegant, Perlen um den Hals, aber Franza hatte den Eindruck, als schnürten sie Dorothee die Kehle zu. Eine Aura von Traurigkeit umgab sie, so präsent wie der Herbst in diesem Garten – und noch etwas, Franza versuchte es zu erfühlen. Zorn? Bitterkeit? Resignation?

»Fangen Sie einfach irgendwo an«, sagte Felix. Franza hörte gerührt die Behutsamkeit in seiner Stimme und wieder einmal verspürte sie die große Wärme, die sie für ihn empfand, weil er war, wie er war.

»Irgendwo anfangen«, sagte Brendler, nickte ein bisschen, warf seiner Frau einen Blick zu, den sie nicht erwiderte, räusperte sich. »Irgendwo anfangen. Das klingt so einfach.«

»Wir haben Zeit«, sagte Franza. »Und wir wissen, wie schwer das für Sie beide ist.«

Aber natürlich stimmte das nicht. Sie hatten keine Zeit. Nicht endlos. Zwar war die Tote tot und konnte ruhen, aber es gab noch jemanden, um den sie sich kümmern mussten, mindestens eine Person. Den Mörder. Die Mörderin. Ein weiteres Opfer. Das sie vielleicht ... noch retten konnten.

Franza dachte an die Spurensicherer, die an den Tatort zurückgekehrt waren, um nach Spuren einer weiblichen Person zu suchen, einem roten Haar vielleicht, Lippenstift an einem Glas, der nicht Gertruds DNA trug.

Franza dachte an Arthur, der dabei war, im Umfeld des Töpferladens zu recherchieren, der fieberhaft nach Leuten Ausschau hielt, die Gertrud Rabinsky gekannt hatten, denen in letzter Zeit Merkwürdigkeiten aufgefallen waren, Besucher vielleicht, die bisher nicht aufgetaucht waren, was auch immer.

»Wir haben Zeit«, wiederholte sie leise, lächelte ein bisschen, wandte ihr Gesicht, schaute in die Schattenbilder, die der Wind auffächerte in sonnig, in schattig, in sonnig, in schattig. Es war still, ganz still, diese frühherbstliche Frühmorgenstille, die Geist und Seele ruhig machen konnte.

Porzellan klickte leise. Dorothee Brendler setzte ihre Tasse ab, verschränkte die Finger ineinander. »Du hast sie in dein Herz gelassen«, sagte sie und auch ihre Stimme war wie Porzellan, »mehr als deine eigene Tochter. Das werde ich dir nie verzeihen.«

Wieder ein Augenblick der Stille, und der Schmerz trat auch in sein Gesicht. Zum ersten Mal ganz offensichtlich und Franza wusste, dieser Schmerz würde ein Leben lang bleiben. Hans Brendler öffnete den Mund, wollte etwas sagen, seine Augen flehten Dorothee an, aber sie ... war unerbittlich. Und schon fort. Und hob die Hand. »Nein«, sagte sie. »Sei still. Ich kann nichts mehr hören.«

Sie stand auf, legte eine Karte auf den Tisch. »Sie können mich unter dieser Nummer erreichen, wenn Sie mich brauchen.« Sie nickte Franza und Herz zu und ging. Ins Haus. In die Stille. Dann fuhr ein Auto weg.

»Sie verlässt mich«, sagte Brendler tonlos. »Sie verlässt mich auch. Sie hat es mir heute Morgen gesagt. Sie hat nur noch Ihren Besuch abgewartet.«

Er verstummte, sagte erneut, »sie verlässt mich«, lauschte seiner eigenen Stimme nach und schaute auf die Terrassentür, durch die sie verschwunden war, als sähe er sie noch, aber nicht einmal ein Schatten war geblieben, nicht einmal eine Andeutung.

Franza blickte hoch, der Himmel blau, blauer als die Träume von der Sehnsucht, blauer als das Blau des Erinnerns.

16 Wieder hier. Ich gehe die alten Wege ab. Zweiundzwanzig Jahre bin ich weg gewesen. Weg aus einem Leben, von dem ich vor ewigen Zeiten gedacht hatte, dass es glücken würde. So kann man sich täuschen. So zerfällt deine Welt und nichts kann sie dir

zurückbringen. Ich habe dich nie gehasst, Gertrud. Ich hatte dich vergessen, das war viel effektiver. Aber vielleicht ... hätte ich dich hassen sollen.

... geliebte hanna ...

Was so ein Brief aus dir macht. Ein uraltes Geschreibsel, das man aus unnützer Sentimentalität nicht wegwirft. Heute würde man E-Mails schreiben, die wären rasch gelöscht, keiner würde sie mehr finden und in das sichere Leben anderer einbrechen.

Wieder hier. Die alten Wege abgehen. So lange ist es her.

Der Fluss ist immer noch der Fluss, die Terrasse am Café ebenso. Hier sind wir gewesen und auch hier und hier auch und die Tische sind unverändert und immer noch die gleichen Bilder an den Wänden, die Kloanlagen allerdings haben sie erneuert, sie hätten es damals schon nötig gehabt.

So wenig hat sich verändert. Die Augen der jungen Mädchen auf der Tanzfläche leuchten, das Licht flirrt. Sie fühlen sich leicht, sie fühlen sich schwebend, wie wir damals, wie ich damals, Federn im Wind, das Licht flirrte. Unsere hohen Stöckel klackten auf dem Asphalt, jung waren wir, jung wie der Sommer und ebenso glühend und ebenso neugierig, glänzend das Haar und alles ... so weit fort.

Hier steh ich nun. Hier ist es gewesen. Jung sind meine Augen, froh und strahlend. Tonio hält mich fest, taucht tief in meinen Blick und haucht mir seinen Atem ein, der nach Brandy schmeckt und Zigaretten. Alles ist leicht, alles ist schön, die Liebe ein Brunnen, plätschernd, aber tief.

... und sollten wir eines tages nichts gehabt haben, so wird es doch viel gewesen sein – eine wahrhaftigkeit zwischen den zeilen, zwischen uns, der anflug einer liebe, einer großen sehnsucht ... geliebte hanna ...

Ja, geliebte Hanna bin ich gewesen und wenn ich stürzte, fing Tonio mich auf. Aber dann stürzte er selber ins tosende Schwarz des Meeres, in den Wind, in den Sturm, klar und gerade, ohne Schatten, ohne Schraffur.

17 »Haben Sie Kinder?«, fragte Hans Brendler. »Und lieben Sie sie alle gleich?«

Sie antworteten nicht, er erwartete keine Antwort. Er versank in der Erinnerung, tauchte ein, holte die Geschichte hoch, die Geschichte seines Versagens, seiner Schuld.

»Sie war ...«, sagte er und zog den letzten Ton in die Länge, »sie war von Anfang an so ein ...«

Hannas Mutter war seine Sekretärin gewesen. Manch einer vermutete im Nachhinein, dass sie auch seine Geliebte gewesen war. Aber das stimmte nicht, keine Affäre, nichts dergleichen. Er hatte keine Affäre nötig, war verheiratet mit einer klugen, attraktiven, lebenswerten Frau, die er liebte und die ihn liebte. Sie hatten die Tochter, die sie sich immer gewünscht hatten, beide einen anspruchsvollen Beruf, genügend Geld, ein schönes Haus, was wollten sie mehr?

Doch etwas Schreckliches geschah.

»Sie ist einfach umgefallen«, sagte Hans Brendler. »Sie ist einfach mitten im Diktat vom Stuhl gefallen. Sie lag da. Sie war wie tot.«

Sie war nicht tot. Sie kam zu sich, irgendwie, nicht ganz, aber irgendwie. Sie ruckte mit dem Kopf, röchelte. Ihr Gesicht hatte eine andere Farbe, einen anderen Ausdruck. Er erkannte sie nicht mehr, rief den Notarzt.

Sie überlebte, aber erholte sich nicht wieder von den Schäden, die der Schlaganfall angerichtet hatte. Sie blieb taub, halb gelähmt und ohne Erinnerung an ihr Leben. Sie war zweiunddreißig, hatte keine Angehörigen, hatte die letzten Jahre völlig allein mit dem Kind, mit Hanna gelebt.

Was sollte mit ihr geschehen? Was mit dem Kind?

»Meine Frau war die Erste, die es ausgesprochen hat«, sagte Brendler. »Wir nehmen Hanna, hat sie gesagt. Ganz einfach so: Wir nehmen Hanna. Du bist Anwalt, hat sie gesagt, du wirst das alles regeln können.«

Und er regelte alles. Es gab ja keinen eingetragenen Vater, keine Großeltern, keine sonstigen Verwandten. Das Jugendamt stimmte sofort zu, noch dazu, als Brendler sich verpflichtete, die Kosten für die Dauerpflege seiner ehemaligen Sekretärin in einem Pflegeheim zu übernehmen, was nur deshalb ging, weil die Anwaltskanzlei eine alteingesessene war, die schon dem Vater und vorher noch dem Großvater viel Geld eingebracht hatte.

»Und weiter?«, fragte Herz.

»Und weiter ...«, wiederholte Brendler und lauschte seinen Erinnerungen. »Damit hat alles angefangen.«

Er trank einen Schluck Kaffee, schaute in die Tasse, stellte sie zurück auf den Tisch. »Die ersten Jahre waren einfach«, sagte er. »Ich habe sie oft gar nicht bemerkt. Beide Mädchen nicht.«

Er verstummte, lächelte schmerzlich. »Ich weiß, das klingt nicht gerade ... ehrenvoll für mich, aber Sie wissen vielleicht, wie das ist. Man geht morgens aus dem Haus, da schlafen die Kinder noch, und wenn man abends heimkommt ... ja, wie gesagt.«

Er zuckte die Schultern. Ja, dachte Herz, ich weiß. Ja, dachte Franza, ich weiß.

»Wir hatten eine Haushälterin«, fuhr Brendler fort, »eine sehr anständige, warmherzige Person. Sabine. Eine sogenannte Perle. Hatte selber keine Kinder. Die kümmerte sich um die Mädchen, meine Frau hat ja auch gearbeitet. Im Krankenhaus. Als Internistin. Und so sind sie einfach herangewachsen, Grundschule, dann Gymnasium, sie liefen einfach nebenher mit, manchmal hab ich gedacht, wie schön, dass Gertrud auf diese einfache Weise eine Schwester bekommen hat, eine gleichaltrige noch dazu. Eine, mit der man alles teilen kann, die alles aus dem gleichen Blickwinkel sieht, der man nichts erklären muss.«

Eine, die eine Konkurrentin ist, dachte Franza, eine, die einem das Leben zur Hölle machen kann, im ungünstigsten Fall. Weil sie sich alles nimmt, was man selber gerne hätte. Weil sie immer die erste ist.

»Ich weiß noch«, sagte Brendler, »dass sie eines Tages zu mir ins Büro kamen. Es war später Nachmittag, Winter, schon dunkel draußen. Sie müssen so etwa vierzehn oder fünfzehn gewesen sein. Sie hatten eine Arbeit geschrieben in der Schule, ich weiß nicht mehr, welches Fach. Gertrud kam als Erste, stürmte herein, hatte die bessere Note, wollte mir das auf der Stelle mitteilen, sie freute sich so. Hinter ihr kam Hanna, langsam, ein Lächeln auf dem Gesicht, setzte sich auf den Schreibtisch, ließ die Beine baumeln. Sie streckte sich ein bisschen und für einen winzigen Augenblick fuhr das Deckenlicht in ihr Haar und brachte es zum Leuchten wie einen Feuerball. Sie bemerkte, dass ich sie anschaute, und sie schaute zurück und in diesem Augenblick wusste ich, dass sie Gertrud hatte ... gewinnen lassen. Bei dieser Note. Und bei manch anderen Noten. Oft.«

Er schwieg, dachte nach, sah sie wohl da sitzen mit baumelnden Beinen in Winterjeans.

»Es hat«, sagte er, »für einen winzigen Augenblick weh getan.«

Sein Gesicht verzog sich schmerzhaft, wurde rasch wieder glatt.

»Ich glaube«, fuhr er schließlich fort, »ich glaube, ich habe sie zum ersten Mal gesehen. Und ab diesem Augenblick ... immer.«

Arschloch, dachte Franza, blödes Arschloch, und stellte sich Gertrud vor, wie sie als Kind gewesen war, als Jugendliche, wie sich mehr und mehr herausstellte, dass sie immer im Schatten stehen würde, dass ihr Leben wie ein falscher Film war, und immer gab es jemanden, der sagte: Lach! Lach schöner! Lach besser!

Armes Mädchen, dachte Franza, armes kleines Mädchen!

Brendler schüttelte den Kopf, musste lächeln. »Ich weiß nicht«, sagte er, »wie diese Frau, meine Sekretärin, zu diesem Kind gekommen ist, sie war eine ganz normale Frau, stach durch nichts hervor, aber dieses Kind, ihre Tochter ...«

Schweigen.

»Ja?«, fragte Franza vorsichtig. »Dieses Kind?«

»Gesegnet von den Göttern«, sagte er langsam, »ich kann es nicht anders sagen. Gesegnet von den Göttern. So erschien es mir.«

»So erschien es Ihnen?« Franza schnappte nach Luft.

»Ja«, sagte er. »Ja. Alles ging ihr leicht von der Hand. Sie probierte alles aus, sie konnte alles. Man mochte es, sie anzuschauen, man tat das gerne, sie war ..., sie zog einfach alle Blicke auf sich. Und als ob das noch nicht gereicht hätte, hatte sie auch noch ein zauberhaftes Wesen. Liebenswürdig, witzig, klug, voller Esprit.«

Plötzlich hatte Gertrud es schwer. Plötzlich war eine neben ihr, die alles besser konnte. Die sich besser entwickelte. Die schöner war. Begabter. Ein Schmetterling. Ein

Wunderding.

»Sie war wie ein Wunder«, sagte Brendler, »sie war wie ein Wunder für mich und ich begann zu vergleichen und bei diesen Vergleichen ...«

Er verstummte.

Arschloch, dachte Franza. »Schnitt Gertrud nicht gut ab?«, fragte sie.

Er nickte, kaum wahrnehmbar.

»Schnitt Gertrud nicht gut ab«, wiederholte er flüsternd, »ja«, als wage er diesen Satz nicht laut auszusprechen, als sei dieser Satz vergiftet, und das war er ja auch.

Er stand auf, trat einen Schritt an die Hecke heran. »Ich habe ihr das nie gesagt«, sagte er hinaus in den Garten, drehte sich wieder um und hob wie beschwörend die Hände. »Sie müssen mir das glauben, ich bitte Sie! Ich habe es ihr nie gesagt! Nie! Aber ... sie muss es wohl gespürt haben. Und meine Frau auch.«

»Haben Sie sie ...?«, fragte Herz.

Wieder die abwehrenden Hände.

»Nein!«, sagte er. »Nie! Niemals! Ich habe mich ihr niemals zu sehr genähert. Nicht was Sie glauben. Nichts an dieser Liebe war erotisch. Nicht ein Funke. Ich habe sie nie berührt. Ich liebte meine Frau. Hatte nie den Wunsch nach kleinen Mädchen. Zu keiner Zeit. Nie. Fragen Sie meine Frau, wenn Sie mir nicht glauben. Sie hätte mich vernichtet, wenn es anders gewesen wäre.« Er nickte wie zur Bekräftigung, fuhr fort. »Hanna hat mich ... zum Staunen gebracht. Ich war stolz auf sie. Ich habe sie ... geliebt. Ja. Wie man eine Tochter liebt. Sie war meine Tochter. Nicht mehr und nicht weniger. Meine andere Tochter. Meine zweite Tochter. Meine ... besondere Tochter.«

Er wurde leise, spürte plötzlich eine große Scham, nichts wurde dadurch anders.

»Sie hatte so viel ... Weisheit in sich«, flüsterte er. »So eine wundervolle Klugheit. Oder eine Klarheit. Ich weiß nicht. Etwas, das man einfach hat. Oder eben nicht.«

Er blickte hoch. »Wissen Sie, was ich meine?«

Franza und Felix schauten sich an, wussten nicht, was genau er meinte, aber nickten. Er sprach weiter, erzählte, dass die Mädchen zum Studium nach München gegangen seien. Er erzählte, dass die Jahre vergingen, dass Hanna immer seltener zu Besuch kam, dass sie sich entfremdeten, dass er das immer noch bedauere und keine wirklichen Gründe dafür wisse. Er stellte die Vermutung an, dass es wohl in der Münchner Zeit einen Bruch zwischen Hanna und Gertrud gegeben haben müsse und dass dies wohl der Grund für Hannas endgültigen Rückzug aus der Familie gewesen sei. Oder aber doch die Heirat mit Belitz, die er, Brendler, ja nie gutgeheißen habe.

Er erzählte, dass er heimlich und stolz Hannas Karriere verfolgt habe, dass in der Familie darüber aber nicht gesprochen worden sei. Immer noch redete er nur von Hanna, nicht von Gertrud.

Franza spürte ein Grimmen im Magen und sehnte sich nach einer Zigarette und

beschloss augenblicklich, die restlichen fünf, die sich noch in der Packung befanden, ins Klo zu spülen, aber sie ahnte, dass sie es nicht tun würde.

Arme Gertrud, dachte sie, du hast echt die Arschkarte gezogen, und wollte es ein letztes Mal bestätigt haben und gab ihm den vernichtenden Schlag.

»Wenn Sie sich eine Tochter hätten aussuchen müssen, welche wäre es gewesen?«

Er starrte sie an. Sie sah das Entsetzen in seinen Augen, sein Verrat war ihm bewusst und er beging ihn immer noch und immer wieder. Und verfiel. Wurde grau. Schüttelte den Kopf.

»Stellen Sie diese Frage nicht«, flüsterte er, aber Franza schaute ihn an, ohne Erbarmen, undurchdringlich.

Er senkte die Augen, langsam, kein Duell. »Ja«, flüsterte er und musste keine Sekunde überlegen. »Ja. Hanna. Es wäre Hanna gewesen.«

Felix stand auf, mitten in das Schweigen hinein, räusperte sich. »Gut«, sagte er, »gut, wir haben jetzt immerhin eine Grundkonstellation. Das genügt wohl fürs Erste. Wenn wir noch was brauchen, wissen wir ja, wo wir Sie finden.«

Sie gingen zum Auto, Brendler folgte ihnen, wirkte plötzlich hektisch und nervös.

»Glauben Sie wirklich, dass diese alten Geschichten mit dem Tod meiner Tochter zu tun haben? Und mit Hannas Verschwinden? Glauben Sie wirklich, dass Hanna ...? Das kann nicht sein!«

»Wir werden es herausfinden«, sagte Herz. »Sie müssen Geduld haben.«

Aber Brendler hörte gar nicht zu. »Hören Sie«, sagte er beschwörend. »Hören Sie, ich habe versucht, es wiedergutzumachen. Ich habe es wirklich versucht. Aber ich weiß nicht, ob ...«

Er schüttelte den Kopf.

Die Ermittler fragten nicht mehr nach. Hatten genug gehört. Auf der Fahrt in die Stadt waren sie still, jeder hing seinen Gedanken nach.

»Aber sie wird sie ja auch gebraucht haben, diese Liebe, die Hanna«, sagte Felix irgendwann leise. »Einen Vater. Irgendetwas. Eine Geborgenheit. Braucht doch jeder. Man ist doch sonst im luftleeren Raum. Sie hatte doch nix. Weder Mutter noch Vater. Nix. Haben sie halt teilen müssen, Hanna und Gertrud. Das müssen Geschwister doch immer. Das ist normal. Das muss man doch. Teilen lernen.«

Franza nickte. »Ja«, sagte sie. »Hast schon recht. Wenn es so gewesen wäre. Aber er hatte sich doch entschieden.«

Wieder Schweigen. Sie kamen in die Stadt, reihten sich in den Samstagsmittagsverkehr ein. Irgendwo Blaulicht, uniformierte Kollegen im Einsatz, Notarzt, ein Unfall.

»Die Zwillinge«, sagte Felix schließlich, »sind meine Sterne«, und dachte an die Kleinen. Seine Sterne. Sie hatten vollbracht, was er niemals für möglich gehalten hätte,

nämlich seiner Ehe, seinem Leben, seinem Vatersein eine neue Vollkommenheit zu geben. Nicht, dass er die anderen Kinder weniger liebte, aber seit vor gut eineinhalb Jahren die Zwillinge in ihrer aller Leben gepurzelt waren, war alles ein wenig anders geworden.

Beruhigend legte Franza ihm die Hand aufs Knie. »Andere Geschichte«, sagte sie. »Ganz andere Geschichte.« Dankbar schaute er sie an.

18 Sie war um neun gekommen, wie immer, wenn sie Frühdienst hatte. Sie hatte das Café aufgesperrt, die Kaffeemaschine eingeschaltet, alles wie immer. In der Küche hatte Vasco längst zu backen begonnen, während sie einen letzten Blick auf die Tische warf, ob auch alles in Ordnung war, die Zuckerspender gefüllt, die Blümchen in den Vasen noch nicht verwelkt. Schließlich hinaus und draußen alles gerichtet, denn das Wetter schien gut und geeignet für den Vormittagskaffee im Freien – und da endlich war es ihr aufgefallen. Dass in Gertruds Töpferladen großer Betrieb herrschte. Dass Leute ein und aus gingen, die sie da noch nie zuvor gesehen hatte.

Sie blieb stehen, stützte die Hände in die Hüften, runzelte die Stirn. Was war da los? Der Laden war zu! Eine ganze Woche noch!

Sie hatten geredet, Gertrud und sie, am letzten Abend vor deren Urlaub. Dass sie vielleicht ein paar Tage wegfliegen wolle. Nach Kos an den schwarzen Strand, wo ihr Vater ein Haus besaß.

»Ausspannen«, hatte sie gesagt. »Alles ein bisschen wegschieben. Ohne Christian. Und ohne die Kinder. Für mich sein. Zu mir kommen. Kannst du das verstehen, Renate?«

»Kann ich«, hatte Renate gesagt. »Kann ich absolut! Und recht hast du! Genieß es und in einigen Tagen bist du wie neu.«

Sie lehnte sich zurück und seufzte. »Könnte ich auch gebrauchen.«

Gertrud hatte genickt, war hinaus zur Tür, doch plötzlich zögerte sie, drehte sich um. »Komm doch einfach mit. Platz ist genug im Haus.«

Ein Lächeln. Eines der ganz wenigen offenen, zu denen sie bereit war. »Hast du Lust?«

Renate hatte die Augen aufgerissen. Was für eine tolle Idee. Was für ein verlockendes Angebot! Aber es würde nicht gehen. Sie seufzte. »Wow! Was wäre das schön! Ja, ich hätte Lust. Auf alle Fälle. Aber keine Zeit. Du siehst ja ...« Sie machte eine weitläufige Handbewegung durch das Lokal.

Gertrud nickte. »Schon gut. War so eine spontane Idee. Aber klar, dass du nicht Hals über Kopf wegkannst. Bis bald! Bis nach dem Urlaub!«

Sie winkte, überquerte die Straße zu ihrem Auto. Einem plötzlichen Impuls folgend, lief Renate ihr hinterher. »Gertrud! Warte! Lass dich umarmen! Und dir einen schönen Urlaub wünschen!«

Sie lachten und Renate legte die Arme um sie. Sie fühlte sich gut an, weich und griffig,

und ihren braunen Haaren entstieg der Duft eines würzigen Shampoos.

Dann war sie weg. Renate stand noch einen Augenblick da und dachte an Griechenland, an Kos, das Meer, den schwarzen Sand. Sie hatte erneut geseufzt, kurz die Augen geschlossen und war zurück ins Café gegangen, wo mittlerweile die ersten Gäste saßen.

Und nun?

Was war hier los?

Keine Woche vergangen, sie überschlug rasch im Kopf, nein, gerade mal ein paar Tage, und die Leute da drüben – nicht Christian oder Lilli oder Gertruds Eltern und schon gar nicht Gertrud selbst.

Na gut, dachte Renate, strich sich durch ihren schwarzen Kurzhaarschnitt und machte sich spontan auf den Weg über die Straße zum Töpferladen.

»Sagen Sie mal, was machen Sie hier eigentlich?«, fragte sie ein bisschen entrüstet, als sie sah, dass der Ladentisch voll mit Papieren, Katalogen und Unterlagen war, die die Männer offensichtlich aus irgendwelchen Schränken geholt hatten. »Wer sind Sie? Ich rufe jetzt auf der Stelle die Polizei!«

Sie griff nach dem Handy. Die Männer, vier an der Zahl, waren aufmerksam geworden. Einer von ihnen kam auf sie zu. Er wirkte jung, dynamisch, eigentlich recht sympathisch, trotzdem wich sie ein paar Schritte zurück. Er hob die Arme. »Schon gut, schon gut, keine Angst. Sie müssen die Polizei nicht rufen. Wir sind die Polizei. Und Sie sind?«

Sie erstarrte. Polizei? Was war hier los? Was war hier geschehen?

Langsam nur gewann sie ihren kühlen Kopf zurück. »Können Sie sich ausweisen?«

»Selbstverständlich«, sagte der junge Mann und holte seinen Ausweis aus der Tasche. »Entschuldigen Sie.«

Arthur Peterson stand da, aber sofort vergaß sie den Namen wieder, denn etwas anderes stand im Raum, etwas viel Wichtigeres und, das wurde ihr langsam klar, etwas Schreckliches.

»Was ist passiert?«, fragte sie. »Sagen Sie mir, was passiert ist. Mit Gertrud?«

»Kannten Sie sie? Waren Sie eine Freundin?«

»Eine Freundin? Ja. Doch. Irgendwie.«

Sie dachte an die Einladung nach Griechenland. »Wir arbeiten quasi nebeneinander. Sie hier und ich drüben im Café.«

Sie wandte sich um, deutete auf das Lokal gegenüber und in diesem Augenblick fiel es ihr auf. Dass er in der Vergangenheitsform gesprochen hatte.

Später saßen sie an einem der Tische im Freien. Sie hatte Arthur einen Kaffee hingestellt und sich selber einen Schnaps. An dem nippte sie nun, und wenn Gäste kamen, sagte sie: »Wir haben geschlossen. Trauerfall!«

Sie dachte an Gertrud und dass sie in den letzten Jahren kaum Kontakt gehabt hatten,

erst seit ein paar Wochen wieder, seit diesen letzten paar Wochen, weiß der Teufel, warum.

Was, dachte sie, wäre geschehen, wenn ich ja gesagt hätte zu Griechenland, und das gleich und auf der Stelle. Wenn ich am nächsten Tag das Café geschlossen, die Kaffeemaschine stillgelegt und Vasco für ein paar Tage allein gelassen hätte. Wenn ich Gertrud auf der Stelle gepackt hätte und wir die nächste passende Maschine genommen hätten? Wäre sie ihrem Mörder dadurch entkommen?

Renate seufzte und wischte die Tränen ab, die unablässig liefen. Wer weiß, dachte sie, wer weiß, vielleicht wäre sie dort im schwarzen Sand ertrunken.

»Ich wollte die neuen Tassen bei ihr bestellen«, sagte sie plötzlich und hob ihre Tasse hoch. »Die alten sind schon voller Sprünge. Wo krieg ich jetzt die neuen her?«

Ja, dachte Arthur, wieder dieses Phänomen. Immer sind es die kleinen Dinge, die zuerst fehlen. Der letzte schon geplante Ausflug, der nicht mehr zustande kam. Die Tassen, die jetzt in einer anderen Töpferei angefertigt werden müssen. Der Blumentopf, den man kaputtgemacht und für den man sich noch nicht entschuldigt hat.

Arthur war noch nicht lange bei der Truppe, erst gute zwei Jahre, aber das war ihm rasch aufgefallen. Die Schmerzen, wenn sie kamen, fingen mit den kleinen Dingen an. Ob dadurch alles fassbarer wurde?

»Sie werden eine Lösung finden«, sagte er, »da bin ich mir sicher.«

»Ja«, sagte sie. »Vermutlich haben Sie recht. Wie unsinnig, von diesen Kleinigkeiten zu reden.«

Sie legte kurz die Hände auf ihre Augen. Und der junge Mann fiel ihr wieder ein. Der zwei Tage hintereinander hier gesessen und Kaffee getrunken hatte. Der gesagt hatte, er besuche eine Bekannte. Der über die Straße gegangen war und Gertrud angesprochen hatte. Die erschrocken war. So tief, dass dieses Erschrecken bis hierher, bis über die Straße erkennbar gewesen war.

Und ob sie, Renate, jetzt schuld sei? Weil sie vielleicht Gertruds Mörder bewirtet habe? Weil sie nicht aufmerksamer gewesen sei, nicht die richtigen Schlüsse gezogen habe? Aber wie solle man denn Schlüsse ziehen, die zu einem Mord führten.

»Eben«, sagte Arthur und reichte ihr ein Taschentuch. »Man kann so etwas nicht ahnen. Also reden Sie sich keine unnötigen Schuldgefühle ein. Außerdem muss das gar nichts heißen, kann Zufall sein.«

Er trank einen Schluck Kaffee. »Wie hat er denn ausgesehen, dieser Mann?«

Sie beschrieb ihn und während sie ihn beschrieb, überkam sie das dumpfe Gefühl, dass er sie an jemanden erinnerte, aber je mehr sie sich den Kopf darüber zerbrach, desto mehr entfernte sich das Bild.

Vielleicht fiel es ihr wieder ein, wenn sie morgen aufs Kommissariat kam, um ein Phantombild anfertigen zu lassen.

»Sie wird mir fehlen«, sagte sie, als der junge Ermittler sich mit einem festen Händedruck verabschiedete. »Sie war eine Feine. Sehr zurückhaltend. Sehr still. Fast ein bisschen spröde, wenn man sie nicht kannte. Schüchtern beinahe. Ließ nicht so schnell jemanden an sich heran. Aber wenn man sie kannte ...«

Zittern in der Stimme. Erneut strich sie sich mit der Hand über die Wangen. »Ja«, sagte sie leise. »Sie wird mir fehlen.«

19 Er hatte sich in der Wohnung des Großvaters verschanzt. Ein neuer Plan musste her. Es gab ein Problem. Ein gewaltiges. Damit war nicht zu rechnen gewesen. Nicht mit einer solchen Entwicklung. Die Zeichen standen auf Sturm und er mittendrin. Aber er würde das Spiel nicht verlieren. Er nicht.

Nachts lag er lange wach und sah die Frau vor sich. Kein schöner Anblick mehr. Das Blut. Ihre ausgestreckte Hand. Das Klirren des Messers, als es auf dem Boden auftraf. »Geh nicht«, hatte sie geröchelt, kaum zu verstehen. »Lass mich nicht so hier! Bitte!«

Dann ... kein Komma mehr. Punkt.

Er war hinaus in die Nacht geflohen, zurück in die Stadt, in die Wohnung. Der Hunger nagte an ihm, nichts zu essen, nicht ein Stück Brot, der Kühlschrank leer wie sein Kopf, einen Rest Pizza hatte es noch gegeben von vorher, den hatte er verschlungen, als er nach Hause gekommen war, und noch hatte er sich nicht wieder hinausgewagt, um Essen zu kaufen, Brot, Käse, Butter. Erst brauchte er einen Plan. Einen verdammt Plan. Aber sein Magen grimmte. Und sein Hirn glühte.

Er hatte schon viele Tote gesehen, viel Sterben, das brachte sein Beruf mit sich, aber das hier war anders gewesen. Schrecklicher. Weil es so schnell passiert war, völlig unvorhergesehen, weil es einfach geschehen war, weil er sich nicht hatte vorbereiten können. Bei den Sterbenden im Krankenhaus konnte man rechtzeitig Herz und Kopf verschließen, notdürftig zwar nur, aber eben doch.

In seiner Panik dachte er an Kristin. Vor einem halben Jahr hatten sie sich auf einer Vernissage getroffen, auf die er durch Zufall geraten war, sie stand in der Mitte des Raumes in einer Gruppe von Leuten und er erkannte sie auf der Stelle. Sie fuhren manchmal gemeinsam im Lift, und er wusste, dass sie ein halbwegs hohes Tier in der Krankenhausverwaltung war, was in Hinblick auf ihre Jugend eine ziemliche Leistung darstellte.

Na ja, dachte er von seinem sicheren Sitz an der Bar aus, während er sie beobachtete, vielleicht einfach hochgeschlafen, sieht ja nicht übel aus, und vielleicht schläft sie sich jetzt wieder ein bisschen runter, mal schauen, was geht, ein bisschen was geht immer.

Und so war es. Auch sie hatte ihn erkannt.

»Sie sind der Pfleger, der immer im siebten Stock rausmuss«, sagte sie, als sie sich nach einer halben Stunde neben ihn setzte. Er nickte und musste grinsen, weil sie das so

genau wusste.

»Bestellen Sie mir ein Glas Wein?«, fragte sie und zog die Augenbrauen ein bisschen hoch, was ihr einen kühnen Ausdruck gab. Das rührte ihn.

»Aber für Sie doch immer«, sagte er und winkte dem Kellner.

Sie war bereits ein bisschen angeschickert, das rührte ihn noch mehr. Rasch wollte er ihr hinterher in die Betrunkenheit und stürzte drei Gläser Wein hinunter, aber er wusste, er würde sie nicht einholen, weil er einfach zu viel vertrug.

»Du trinkst zu viel«, sagte sie in strengem Ton. »Ich will mich nicht mit dir schämen müssen. Die kennen mich hier alle.«

Sie kicherte und er kicherte auch, stand auf, marschierte an den Reihen der Bilder entlang, verharrte vor den Objekten, die er allesamt misslungen fand, und überlegte, ob Kristin das genauso sah. Möglich wäre es, dachte er, aber wenn, dann würde sie es nie zugeben.

»Sind scheiße, oder, diese Dinger«, sagte sie, als er zu ihr an die Bar zurückkam. »Die verarschen uns doch alle!«

Er staunte und sie lachte, gluckste und kiekste, was ihn noch mehr erheiterte, und schließlich sagte sie: »Komm, lass uns zu mir gehen. Ich habe eine schöne Wohnung, die will ich dir zeigen.« Sie lächelte und drehte sich eine Haarlocke um den Finger.

»Ah«, sagte er, »eine schöne Wohnung. Ja, die würde ich wirklich gerne sehen.«

Auf dem Weg wurde sie ernst, sie schaute ihn an aus blauen Augen, die tatsächlich eine gewisse Tiefe hatten, und schob ihre Hand in seine.

In der Wohnung tranken sie weiter, sie öffnete eine Dose Kaviar, sie löffelten ihn als Beilage zum Gin und irgendwann leckte er die schwarzen Dinger aus ihrem Bauchnabel.

Sie schliefen miteinander und sie schmeckte, wie sie zu sein schien, nüchtern, sachlich, ein wenig wie das blaue Papier aus der Verwaltung, ein bisschen wie ein Tausend-Euro-Schein, aber auch ein Tausend-Euro-Schein war für etwas gut, das konnte man wirklich nicht abstreiten.

Danach lagen sie still nebeneinander und irgendwann sagte sie leise: »Du bist süß. Wirklich. Ich habe schon lange ein Auge auf dich geworfen.«

In den nächsten Wochen zog sie ein bisschen bei ihm ein, sie mochte seine Wohnung, die etwas Chaotisches hatte, etwas Unfertiges, hatte Freude daran, Frühstück zu machen oder manchmal abends etwas zu kochen. Bis er, Tonio, dann alles verbockte.

Kristin, dachte er, Kristin, Kristin, Kristin, und wälzte sich hin und her auf seiner Matratze. Soll ich dich anrufen? Dir alles erzählen? Von der Wohnung, von all den Dingen, die ich gefunden habe, von dieser schrecklichen Sache, die passiert ist?

Vielleicht konnte sie ihm helfen, vielleicht wusste sie einen Plan in ihrem juristisch klaren Hirn, wie er da rauskam, wie man alles ein wenig geradebiegen konnte.

Er schaute auf die Uhr, es war drei Uhr nachts, kein guter Zeitpunkt für einen Hilferuf,

noch dazu von einem, der sich benommen hatte wie ein Riesenarschloch. Wahrscheinlich hatte sie schon längst ein Auge auf jemand anderen geworfen, auf den Oberarzt der Chirurgie beispielsweise oder den Geschäftsführer des Supermarkts an der Ecke, der ihr so gerne auf den in Seide verpackten Hintern starrte.

Er dachte an ihre taffen Businesskostümchen und die scharfen Teile, die sie gern darunter trug. Die Erinnerung daran fuhr ihm in Hirn und Lenden, er stöhnte auf und rubbelte sich Erlösung ab. Endlich schlief er ein.

20 Sie suchten. Wussten nicht genau, wonach. »Rotes Haar«, hatte es geheißen, »vielleicht findet ihr ein rotes Haar, was auch immer, eine weibliche genetische Spur auf alle Fälle, die weder von Gertrud noch von ihrer Tochter noch von ihrer Mutter stammt.«

Also suchten sie. Die Stecknadel im Heuhaufen. »Konzentriert euch vorwiegend auf die Küche, auf den Tatort. Aber nicht nur. Sie könnte überall im Haus gewesen sein. Das wissen wir eben nicht.«

Also suchten sie. Ein bisschen fluchend. Ein bisschen demotiviert. Wie sollte man eine Stecknadel in einem Heuhaufen wie diesem finden?

Schwierig. Zeitintensiv. Anstrengend. Aber das waren sie ja gewohnt. Und dann fanden sie sie. Die Stecknadel. Auf einem Kopfkissen. Im Ehebett. Ein rotes Haar. Tatsächlich ein rotes Haar. Sie war also hier gewesen. Hanna Umlauf. In Gertruds Haus. In Gertruds Bett.

21 Ich bin dort gewesen. Ja, ich bin dort gewesen, und als sie da stand in ihrem Haus, das nach Zwetschgen roch, als sie mich mit diesen erschrockenen Augen anschaute, die ich sofort wiedererkannte, als sie da stand, hab ich sie erneut geliebt. Wie damals.

Wir setzten uns in ihre Küche, die vorletzten Zwetschgen abgeerntet vom großen Baum in ihrem Garten. Es gab so viel zu reden.

22 »O.k.«, sagte Herz, »Zweiter Tag. Stand der Dinge. Machen wir eine erste Bestandsaufnahme.«

Rund um den Tisch im Besprechungsraum saßen alle Ermittler, die mit dem Fall, oder besser den Fällen, befasst waren, nämlich Franza, Arthur und Hansen von der Vermisstenstelle. Außerdem hatte Borger, der Gerichtsmediziner, Platz genommen und ihm gegenüber der Staatsanwalt Dr. Brückl. Am Kopfende des Tisches saß Felix, stand nun auf, pinnte Gertruds Foto an die Doku-Wand und schrieb ihren Namen darunter.

»Unser Mordopfer. Gertrud Rabinsky, 44 Jahre alt. Sie betrieb einen Töpferladen in der Innenstadt. War verheiratet mit Christian Rabinsky, Mutter zweier Kinder. In der Nacht von Donnerstag auf Freitag wird sie in ihrer Küche erstochen. Wir haben die Tatwaffe

neben der Leiche gefunden, ein Küchenmesser, wie man es zum Gemüseschneiden nimmt oder auch zum Speckschneiden. Der Griff ist nicht abgewischt worden, also wir haben Fingerabdrücke von drei Personen gefunden, eine davon ist das Mordopfer, die anderen beiden sind uns leider noch unbekannt. Wissen wir bereits den genauen Todeszeitpunkt? Borger?»

»Mitternacht«, sagte Borger, »wie ich es ohnehin angenommen hatte.«

»Kannst du uns zu der Art der Verletzungen schon etwas Genaueres sagen?«

Borger nickte. »Drei Stiche wurden mit großer Wucht, also ebensolcher Emotionalität durchgeführt. Alle Stiche befinden sich im Brustbereich, einer ging mitten ins Herz, was den unmittelbaren, schnellen Tod zur Folge hatte. Die Stiche wurden von oben ausgeführt. Wenn ich das mal demonstrieren darf?«

Er stand auf, schaute Franza an. »Darf ich dich bitten?«

Franza erhob sich, stellte sich vor ihn hin. Er hob seine Hand in Kopfhöhe, ballte sie zur Faust und führte sie dreimal mit großer Schnelligkeit gegen Franzas Oberkörper. »So etwa.«

Sie setzten sich wieder, er fuhr fort: »Wenn wir den Einstichwinkeln glauben dürfen, und das dürfen wir, handelt es sich beim Täter oder der Täterin um eine Person zwischen 170 und 185 Zentimeter Körpergröße.«

»Hm«, machte Franza, »das grenzt den Personenkreis nicht wirklich ein. Das ist eine ziemlich herkömmliche Größe.«

Borger zuckte bedauernd mit den Schultern. »Tut mir leid.«

»Und die Wucht der Schläge reduziert nicht auf einen männlichen Täter?«, fragte Arthur.

Borger schüttelte den Kopf. »Nein, keineswegs. Ein scharfes Messer wie dieses dringt rasch ein. Und wenn jemand zornig ist und im Affekt handelt ... Also das schafft auch eine Frau.«

»Gut«, sagte Herz und nickte bedächtig. »Noch etwas, Borger?«

»Nun ja«, sagte Borger, »das ist für die Ermittlungen jetzt nicht wirklich von Belang, aber das Messer, also damit ist im Vorfeld tatsächlich Wurst geschnitten worden, Salami, um genau zu sein, und Emmentaler und Zwiebeln und eine Tomate. Ich habe Spuren davon an den Einstichstellen gefunden. Und sie hat das selber gegessen. Unser Opfer. Henkersmahlzeit sozusagen.« Er hielt kurz inne. »Hab ich in ihrem Magen gefunden. Ziemlich unverdaut.«

Sie nickten. Borgers Mageninhaltsanalysen waren immer sehr plastisch.

»Und noch etwas«, sagte Borger. »Unter ihren Fingernägeln habe ich tatsächlich Hautpartikel gefunden.«

»Aha«, sagte Franza, »dann können wir davon ausgehen, dass es jemanden gibt, dem diese Hautpartikel fehlen und der jetzt entsprechende Verzierungen hat.«

Borger nickte. »Ganz genau, meine Liebe, du hast es erfasst. Kratzspuren. Irgendjemand muss irgendwo an seinem Körper deutliche Kratzspuren haben. Leider, leider habe ich noch keinerlei DNA-Vergleiche. Strengt euch also an, Kollegen. Es fehlt noch ein Puzzleteil.«

»Pf«, machte Herz, »es fehlen noch jede Menge Puzzleteile, aber wir sind ja gewiefte und geduldige Puzzler. Hast du außerdem noch etwas für uns?«

»Nein«, sagte Borger, »vorerst nicht. Wenn ich mich verabschieden dürfte? Ich sage euch Bescheid, sollte es Neuigkeiten geben.«

Sie nickten ihm zu, als er ging, setzten dann die Teamsitzung fort. »Nächster Punkt«, sagte Herz.

Er nahm ein weiteres Foto, pinnte es an die Wand. Hanna Umlauf.

»Hanna Umlauf«, sagte Herz. »Ebenfalls 44 Jahre alt, Fotokünstlerin mit nicht allzu geringem Bekanntheitsgrad, verheiratet mit Jonas Belitz, einem Galeristen, wohnhaft in Straßburg, Frankreich, keine Kinder. Hab ich was vergessen?«

Kopfschütteln, Schulterzucken in der Runde. Felix fuhr fort: »Am Nachmittag vor Gertrud Rabinskys Tod hat Jonas Belitz seine Frau Hanna als vermisst gemeldet. Ich bin zufällig dabei gewesen, als er zu Peter ins Büro kam.«

»Gibt es einen Zusammenhang zwischen den beiden Frauen?« Der Staatsanwalt hatte sich offensichtlich noch nicht in den Fall eingelesen.

»Ich komme gleich dazu«, sagte Felix und nickte in Brückls Richtung. »Peter, gibt es etwas Neues?«

»Nichts«, sagte Hansen. »Absolut nichts. Der Ehemann ist mittlerweile komplett aus dem Häuschen, was man ihm aber angesichts der Lage nicht verdenken kann. Er wohnt im Hotel Babenberger, wo auch seine Frau gewohnt hat. Wir haben ihr Zimmer einer gründlichen Untersuchung unterzogen, aber ihr werdet euch denken können, dass da nichts, absolut gar nichts zu finden war, wird ja jedes Mal geputzt, wenn jemand auszieht.«

»Ja«, sagte Felix, »leider muss man sagen in diesem Fall. Danke, Peter.«

Er wandte sich an Brückl. »Der Zusammenhang besteht darin, dass die beiden Frauen sich sehr gut gekannt haben. Sie sind gemeinsam aufgewachsen. Gertruds Familie war quasi auch Hannas Familie. Es liegen amtliche Nachweise über die Pflegschaft vor. In den letzten Jahren allerdings gab es kaum oder gar keinen Kontakt mehr, sowohl zwischen den Frauen als auch zwischen Hanna und den Pflegeeltern. Laut ihrem Ehemann ist Hanna seit vielen Jahren nicht in dieser Gegend gewesen. Die haben sich übrigens alle gekannt. Auch Jonas Belitz ist früher bei der Familie ein und aus gegangen, war ein Jugendfreund von Hans Brendler, Gertruds Vater.«

»Was vermuten Sie?«

Felix schüttelte den Kopf. »Nichts vorerst. Wir sammeln. Alles könnte natürlich auch

Zufall sein, aber das glauben wir eigentlich gar nicht.«

»Warum hat Frau Umlauf den Kontakt abgebrochen?«

»Das wissen wir noch nicht. Nur, dass es Differenzen gegeben hat.«

»Die die Ursache des Mordes sein könnten?«

Plötzlich schien er hellwach, der Herr Staatsanwalt. Franza musste heimlich grinsen.

Als ob sie das alles nicht selber in Erwägung zögen!

»So ist es.« Felix nickte leicht gönnerhaft und warf Franza einen Blick zu. »Könnte durchaus sein!«

»Die Umlauf also die Mörderin von der Rabinsky? Und nun auf der Flucht?«

»Könnte sein«, sagte Felix und schien völlig unbeteiligt. Lediglich das winzige Hochziehen einer Augenbraue verriet Leuten wie Franza, die ihn gut kannten, dass er ein wenig amüsiert war, denn er wusste, was alle wussten. Der Staatsanwalt witterte Öffentlichkeit, große Auftritte, Glamour. Natürlich wäre eine Filmschauspielerin besser gewesen, aber eine Fotokünstlerin tat es zur Not auch.

»Könnte aber auch ganz anders sein.«

Brückl nickte etwas unwirsch. »Ja, ja. Ich mach schon nicht Ihre Arbeit, Herr Kollege Herz! Auf alle Fälle hat der Fall hohe Dringlichkeit. Frau Umlauf ist eine Person des öffentlichen Interesses. Sie wissen, was das heißt!«

»Aber selbstverständlich wissen wir das«, seufzte Felix. »Oder, Franza? Wissen wir das?«

»Wir wissen das.« Franza nickte freundlich. »Selbstverständlich wissen wir das, Herr Brückl.«

Seit Jahren ging sie bei ihm zu Hause ein und aus, war Sonja, seine Frau, doch ihre beste Freundin seit gemeinsamen Kindertagen, aber zu einem Du hatten sie es immer noch nicht gebracht, standen im Gegenteil des Öfteren auf Kriegsfuß miteinander.

»Ich soll übrigens Grüße von Sonja ausrichten, und Sie möchten doch wieder einmal vorbeischauen«, sagte er und lächelte etwas verlegen, weil er ahnte, dass sie ihn alle durchschauten.

»Danke«, sagte Franza, »sagen Sie ihr doch, ich ruf sie an.«

Sie dachte an ihren letzten Besuch bei Brückls an jenem Abend, als der betrunkene Max im Theatercafé auf sie gewartet und sie ihn nach Hause gebracht hatte. Im Anschluss hatte sie Port angerufen, sie hätte jetzt Zeit, ob er käme. Aber er war immer noch zu Tode beleidigt gewesen und kam nicht. Also fuhr sie mit dem Wein und den Zigaretten, die sie an der Tankstelle gekauft hatte, zu Sonja, und sie setzten sich auf die Brückl'sche Terrasse und tranken und rauchten, während der Staatsanwalt in seinem privaten Büro am PC saß und arbeitete. Manchmal kam er ans Fenster, winkte, lächelte und Sonja winkte zufrieden zurück. »Euch geht es gut?«, fragte Franza und Sonja nickte. »Ja, uns geht es gut. Er arbeitet viel, aber das ist o.k., das mach ich ja auch.«

»Ja«, sagte Franza, »das tun wir ja alle.«

»Besser arbeiten, als in irgendwelchen Chat-Rooms verkehren«, sagte Sonja und erzählte von einer Freundin, die sich regelmäßig in Chatforen einloggte, dort unter irgendwelchen Pseudonymen Männer kennenlernte und sich ab und an zu prickelnden Blind Dates traf.

»Stell dir vor«, lachte Sonja, »du gehst da hin und plötzlich stehst du deinem Nachbarn gegenüber, der immer so nett und verliebt mit seiner Frau tut. Wie schrecklich, schrecklich peinlich!«

Später dann, zu Hause, war Franza ein wenig ins Internet gegangen.

»Gut«, sagte Herz, »wenn alle ihre privaten Dinge erledigt haben, machen wir weiter.«

Sie hoben begütigend die Hände, Franza und Brückl, gleichzeitig, das hieß wohl, dass beide wieder so weit waren.

»Also, ich wiederhole: Es könnte sich natürlich wie eben dargestellt zugetragen haben. Wie gesagt, wir sammeln. Und eine weitere Sammelvariante wäre, dass Hanna Umlauf Opfer des gleichen Täters geworden ist. Vielleicht hat er sie aus irgendeinem Grund, der vermutlich in der gemeinsamen Vergangenheit der beiden Frauen liegt, in diese Gegend hier gelockt und getötet. Auch das würde ihr Verschwinden erklären.«

Er schwieg, dachte nach.

»Wir wissen übrigens mittlerweile, dass sie sich getroffen haben, Hanna und Gertrud. Und zwar in Gertruds Haus. Wir haben Hannas DNA gefunden.«

Überrascht beugte sich Brückl vor. »Aha? Was? Wo? Untermauert das nicht meine These?«

Felix legte den Kopf schief. »Unsere These, Herr Staatsanwalt, unsere.«

Er machte eine kleine Pause, dann fuhr er fort. »Ja, vielleicht. Vielleicht auch nicht. Wir sollten nicht allzu schnell schießen.«

Er warf einen nachdenklichen Blick auf das Bild der Fotografin. »Ein Haar. Von leuchtendem Rot. Natürlich hat das Labor die DNA überprüft, Herr Belitz hatte einen Lippenstift seiner Frau dabei.«

Arthur gab einen erstaunten Laut von sich. »Wer macht denn so was? Hat der von vornherein angenommen, dass seine Frau ... nicht mehr lebt und wir aus irgendwelchen Gründen eine Vergleichs-DNA brauchen?«

»Na ja«, sagte Franza, »der wird im Fernsehen ein paar Krimis gesehen haben. Auf alle Fälle hat es uns die Arbeit ausnahmsweise einmal erleichtert. Straßburg ist ja doch ein Stück weit weg. Wenn er den Lippenstift erst hätte holen müssen, hätten wir jetzt noch keine Bestätigung.«

»Eben«, sagte Brückl, »wo haben Sie das Haar denn gefunden?«

»Hm«, machte Franza gleichmütig. »Im Bett.«

»Im Bett? Im Gästezimmer? Hat sie also dort gewohnt, nachdem sie vom Hotel

ausgezogen war?»

»Nein«, sagte Franza und zog das Wort ein bisschen. »Nicht im Gästezimmer. Im Bett der Eheleute Rabinsky.«

»Aha«, machte der Staatsanwalt, »ahaaaa« und zog das Wort ebenfalls ein bisschen. »Was Sie nicht sagen! Das ist jetzt aber nicht unpikant. Was schließen Sie daraus?«

»Wie gesagt«, sagte Franza und lächelte ihr reizendstes Lächeln. »Wie gesagt: noch nichts. Wir sammeln.«

Brückl seufzte, rollte ein bisschen die Augen, aber gab sich zunächst geduldig.

»Es erweitert vorerst lediglich den Personenkreis, mit dem wir es verdächtigerweise zu tun haben«, fügte Felix hinzu.

»Der Ehemann«, prellte Brückl vor. »Ein Eifersuchtsdrama. Die Rabinsky erwischt ihren Mann mit der Umlauf im Bett, es kommt zum Streit, die Ehefrau stirbt, die Geliebte verschwindet und Rabinsky spielt den trauernden Ehemann.«

Er hatte sich in Fahrt geredet, schüttelte entrüstet den Kopf. »Also, ich weiß nicht, diese Fremdgeherei führt doch immer wieder zu Dramen!«

Felix zog die Augenbrauen hoch. »Tja«, sagte er, »so ist das Leben. Kann man wohl nichts dagegen tun. Oder hätten Sie eine Idee, Herr Staatsanwalt? Neues Gesetz vielleicht? Weil wir ohnehin zu wenige haben?«

Brückl wurde ein bisschen rot und rutschte auf seinem Stuhl hin und her. »Pf«, machte er unwirsch. »Unsinn!«

»Ich meine«, sagte Felix und grinste, »natürlich ist das Abhalten außerehelicher Coitusse nicht zum Vorbild geeignet, aber ein strafrechtlicher Bestand lässt sich Gott sei Dank noch nicht aus der Fremdvögelei im Zustande des Verheiratetseins formulieren.«

Wow, dachte Franza, was für ein Wahnsinnsatz! Sie grinste und schaute in die Gesichter der Kollegen, denen es nicht anders erging. Der Staatsanwalt allerdings fand es eher nicht witzig. »Wollen Sie mich jetzt verarschen, oder was?«, brauste er auf. »Mäßigen Sie sich, Herr Kollege!«

»Nein«, sagte Felix gelassen. »Ich will Sie nicht verarschen. Nichts liegt mir ferner. Aber die Dinge sind nicht immer so einfach, wie sie nach außen erscheinen.«

Brückl seufzte. »Schon gut, schon gut. Ich wollte niemandem hier zu nahe treten. Aber man darf sich seine Gedanken machen, oder?«

Er warf einen kurzen Blick zu Franza, den diese mit einem strahlenden Lächeln parierte. arschloch, dachte sie.

Brückl räusperte sich. »Also«, sagte er, »wo waren wir stehengeblieben?«

Kurz überlegte er. »Ah ja! Rabinsky, der trauernde Ehemann. Spielt er den trauernden Ehemann?«

»Er trauert«, sagte Franza, »ob er die Trauer spielt? Schwer zu sagen.«

»Übrigens«, trumpfte nun Arthur auf, »der verdächtige Personenkreis wird sich gleich

noch mal erweitern.«

Sie wandten sich ihm alle zu, denn da er erst kurz vorher zur Besprechung eingetrudelt war, wusste noch keiner von der neuen Zeugin.

»Frau Rabinsky hat vielleicht interessanten Besuch bekommen«, sagte er und genoss wie immer die Aufmerksamkeit, die auf ihn gerichtet war, während er erzählte, was die Wirtin des Cafés ihm berichtet hatte.

»Also gut«, sagte Felix zum x-ten Mal, »dann haben wir ein paar ganz unterschiedliche Fährten, ganz unterschiedliche Richtungen. Das ist nicht unbedingt vorteilhaft für unsere Arbeit. Vereinfacht sie nicht gerade. Aber es ist, wie es ist. Kann man nix machen.«

Er seufzte. »Teilen wir die Arbeit auf. Arthur, du bleibst an der Wirtin dran, Phantombild und alles. Außerdem klärst du das Alibi von Rabinsky ab. Lass dir die Namen der Leute von dieser Geburtstagsfeier geben. Quetsch sie aus! Wir müssen wissen, ob es ein Zeitfenster gibt, in dem ihn nachweislich keiner gesehen hat. Und ob dieses Zeitfenster groß genug gewesen wäre, nach Hause zu fahren, gewisse Entdeckungen zu machen und gewisse Taten zu begehen.«

Felix nickte Arthur zu und wandte sich an Peter Hansen. »Dich, Peter, würde ich bitten, noch mal mit Belitz zu sprechen. Ob es nicht doch irgendetwas gibt, was ihm aufgefallen sein könnte in der letzten Zeit. Irgendwelche dunklen Flecken, Leichen im Keller quasi, na ja, du weißt schon, was erzähl ich dir!«

Hansen nickte.

»Und wir beide, Franza, wir graben ebenfalls in der Vergangenheit. In der von Gertrud. Und in der von Hanna. Ob es Überschneidungen gibt. Und die gibt es mit Sicherheit. Schnittmengenmathematik nennt man das wohl.«

Er grinste, Franza nickte und grinste auch. »Ei ei, Sör!«

»Dann schließe ich jetzt die Sitzung«, fuhr Felix fort und steckte seine Unterlagen in eine Mappe, »wünsche einen schönen Abend und morgen ein paar neue Erkenntnisse.«

Er nickte, als wolle er sich selbst bestätigen, und stand auf.

»Und der Sonntag?«, fragte Arthur und klang bestürzt.

»Hmm?«, machte Felix. »Und der Sonntag? Ist ein Sonntag. Was soll darüber hinaus mit ihm sein?«

»Ich wollte eigentlich«, stotterte Arthur ein wenig verlegen, »wir wollten eigentlich ...«
Er verstummte.

»Tz, tz«, seufzte Felix, »hat sie sich noch immer nicht daran gewöhnt?«

Arthur zuckte die Schultern, stand auf, knurrte einen Gruß und ging. Sie standen alle auf, nickten einander zu. »Und Ihnen, Herr Brückl«, sagte Felix, »wünsch ich einen schönen Sonntag.«

Sie gingen miteinander die Treppen hinunter, vor der Tür blieben Franza und Felix noch eine kurze Weile stehen, während die anderen in verschiedene Richtungen

verschwanden.

»Echt?«, fragte sie.

Er schaute sie irritiert an. »Was?«

»Na, das Haar! Die Farbe!«

Kopfschütteln. Stirnrunzeln. Leichte Theatralik. Gerade nicht zu viel. »Hähhh?? Was?«

Franza stieß ihn in die Rippen, sie kannte ihn einfach zu gut, sie wusste, dass er wusste, was sie meinte.

»Stell dich nicht so an, Mensch! Hannas Haar natürlich! Echt oder gefärbt?«

Er lachte, reckte theatralisch die Arme. »Meine Güte! Frauen!«

Sie war unerbittlich. »Sag schon!«

Wieder lachte er, legte den Kopf schief, schaute sie treuherzig an. »Echt.«

Franza seufzte. »Ich hab's geahnt.«

»Und Sie möchten doch«, sagte Felix sanft, »wieder einmal auf einen Kaffee vorbeikommen, liebe Frau Oberwieser.«

Mit den Händen fuchtelte er vor ihren Augen herum, während sich sein Gesicht mit dem breitesten Grinsen überzog, zu dem er fähig war.

»Liebe Frau Oberwieser hat er nicht gesagt«, sagte sie und schlug nach ihm, »nicht liebe ...« Er lachte.

»Ach übrigens«, sagte er, während er ihr auswich, »der Apfelstrudel war göttlich! Könnte meine Mutter nicht besser hinkriegen. Den musst du bald mal wieder machen, Schatz!«

Er packte ihre Arme und hielt sie fest.

»Ich hab ihn übrigens nicht allein gemacht«, sagte sie.

»Nein?«, fragte er. »Wer von deinen Männern hat geholfen? Port oder Max?«

»Keiner von beiden«, sagte sie, »Lilli hat geholfen.«

»Lilli?!« Er war überrascht. »Lilli Rabinsky?«

Sie nickte und erzählte und beide fragten sich, was dieser Besuch wohl bedeutete, und Franza dachte daran, dass sie heute Morgen vor Lillis Apartment gestanden und geläutet hatte, dass Lilli aber nicht aufgemacht und dass sie, Franza, den Teller mit dem Apfelstrudel eben einfach vor die Tür gestellt hatte.

Franza seufzte. »Und wie immer«, sagte sie, »kann alles auch ganz anders gewesen sein.«

»Wenn ich dich nicht hätte«, sagte Herz. »Meine kluge Franza!«

»Und wie immer«, sagte sie, »frage ich mich, was meine Sonja mit diesem Brückl will.«

»Tja«, sagte Herz, »wo die Liebe hinfällt.«

Dann umarmte er sie und sie spürte seine Wärme und dass sie ihn mochte und dass er einer ihrer besten Freunde war.

23 Franza saß auf ihrem abendlichen Balkon, nippte am Kaffee und widerstand der Versuchung, sich eine Zigarette anzuzünden.

Sie dachte an Gertrud und Hanna, an den Fall. Zwei Frauen in der Mitte ihres Lebens, kaum jünger als sie, Franza, der nächste Dekadensprung noch ein paar Jahre entfernt, die eine zumindest würde ihn nicht mehr erreichen.

Was mochte geschehen sein? Was war eingebrochen in ihrer beider Leben, dass alles sich zum Tod verschoben hatte?

Franza würde am Montag bei Borger in der Gerichtsmedizin vorbeischaun, sie würde noch einmal kurz mit Gertrud allein sein, würde schauen, was geschah und irgendetwas geschah immer. Mit Franzas Gedanken. Sie wurden weich. Fingen zu fließen an. Oft in die richtige Richtung. Man würde sehen.

Wind kam auf, hinter den Sträuchern in der Au türmten sich Wolken wie Gebirge, aber man versank wohl in ihnen, wenn man versuchte sie zu ersteigen. Franza musste lachen, als sie sich das vorstellte, begann zu frösteln, ging hinein. Im Bad zog sie sich aus, duschte lange, schlüpfte in den Bademantel, erhaschte einen raschen Blick im Spiegel, drehte sich weg, dann wieder zurück, schaute sich an. Ein wenig trotzig, ein wenig resigniert, aber nicht unzufrieden.

Sie war fünfundvierzig, und das Leben zeigte sich, hinterließ Spuren. Aber eigentlich ... war alles gut. Eigentlich. Sie wollte nicht mehr sechzehn sein. Oder zwanzig. Auch nicht dreißig. Diese große Freiheit, die sie empfand, diese Gelassenheit sich selbst und anderen gegenüber, sie war ein Segen der Vierziger. Und also war es gut, wie es war. Meistens.

Ihr Gesicht. Kleine Linien darin, nicht immer da gewesen. Ihre Haare. Brauchten regelmäßiges Tuning. Aber wozu gab es Friseure. Ihr ganzer Körper. Alles an ihm ein bisschen zu weich, ein bisschen zu üppig, aber warm und voller Gelassenheit, ein Spiegel ihres Lebens, das manchmal vielleicht ein bisschen ... zu genussvoll verlief. Zu Heidi Klum allerdings würde sie nicht mehr kommen.

Sie seufzte, drehte sich ein bisschen hin und her, betrachtete sich aufmerksam. Nein, definitiv nicht zu Heidi Klum und, wenn sie ehrlich war, wäre sie auch vor fünfundzwanzig Jahren nicht hingekommen, aber das war egal. Völlig egal. Sie war nie eine Stelze gewesen und wozu auch, Stelzen wurden wahrscheinlich auch nicht glücklicher.

Seufzend lächelte sie sich im Spiegel zu, nickte bestätigend und tippte sich dann an die Stirn. Was für spinnerte Gedanken sie doch manchmal hatte!

Hanna Umlauf kam ihr in den Sinn. Die war rank und schlank und die Farbe ihrer Haare war, wer hätte das gedacht, immer noch echt. Aber ... sie war verschwunden. Auch nicht das Gelbe vom Ei.

Das Handy surrte. Port. Ich möchte kommen, schrieb er. Kurz lehnte sie sich an die Wand, schaute ins Licht. Sie würden nicht viel schlafen, wenn er kam, sie würde morgen

müde sein und Felix' taktlose Blicke zu ertragen haben. Ja, schrieb sie zurück. Komm! Komm schnell!

Während sie auf ihn wartete, fläzte sie sich auf der Couch und genoss die Stille, die Weichheit, die Wärme. Die Wohnung war ihr Rückzugsgebiet. Ihre Oase. Von Anfang an war das so gewesen. Franza hatte die hohen Räume gesehen, die Aussicht vor den Fenstern, den Balkon, die Bäume, die Donau, die an jenem Nachmittag der Besichtigung in durchsichtigem Grau schimmerte; auf der Stelle hatte sie gewusst, das war ihre Wohnung, kein anderer würde sie bekommen.

Sie war ein Stück weit entfernt von Ports Wohnung. Anderer Bezirk, andere Straße, andere Bäume vor dem Fenster. »Wie gefällt sie dir?«, hatte sie ihn gefragt und sich Begeisterung gewünscht, Zustimmung, aber er hatte nur etwas verständnislos die Stirn gerunzelt und gesagt: »Ja. Schön. Aber warum ziehst du nicht einfach bei mir ein?«

Sie hatte ein bisschen gelächelt und den Kopf geschüttelt. Sie wusste, was ihm noch nicht klar war – dass sie sich abgrenzen musste, dass sie ihm nicht noch näher kommen durfte, denn irgendwann ... irgendwann ... würde er gehen, in eine andere Stadt, in ein anderes Leben, und sie würde dahin nicht mitgehen. Also musste sie den Schmerz, der dann wie das Amen im Gebet kommen würde, klein halten, so klein wie möglich – groß würde er ohnehin sein.

Nein, Port hatte nichts von all dem verstanden, hatte allen Ernstes vorgeschlagen, sie solle zu ihm in seine Wohnung ziehen, in das Haus mit den Theaterleuten, den Künstlern, wo immer irgendjemand Arien sang oder Text probte oder auf irgendwelchen Instrumenten spielte. Nicht, dass sie das nicht mochte, ganz im Gegenteil, sie hatte im Lauf der Zeit gelernt, es immer mehr und mehr zu mögen, hatte begonnen, sich hineinfallen zu lassen ins Lauschen, ins Riechen, ins Schmecken, aber trotzdem war es seine, Ports Welt, und sie war dort nie ganz heimisch geworden.

»Meine Wohnung ist doch groß genug«, hatte er gesagt und gegrinst. »Und ich möchte dich doch endlich auch schon am Morgen in aller Ruhe angraben können.«

Sie musste lachen, schlug ein bisschen nach ihm und er hob theatralisch die Arme, um sie abzuwehren und begann lauthals einen dramatischen Monolog zu deklamieren, irgendetwas Griechisches oder Römisches, etwas Uraltes auf alle Fälle, und während er sprach und tat, erschien er ihr auf einmal so jung, wie er tatsächlich war, und sie erschrak, packte ihn, schüttelte ihn, brachte ihn zum Schweigen.

»Au«, sagte er spöttisch und entzog sich ihr grinsend. »Sind wir etwas bissig heute? Etwas verhärtet? Mit dem falschen Fuß aufgestanden?«

Sie hatte ihn gehasst in diesem Augenblick. Ganz kurz nur. Ganz winzig. Aber sie hatte ihn gehasst. So war das Leben.

Es läutete an der Tür. Sie stand auf, ging hin, zog ihn an sich. Er grub seinen Kopf in ihre Schulterkuhle. »Hmm, du riechst so gut«, murmelte er, drängte sie hinein, stieß die

Tür zu.

Wie immer landeten sie ... irgendwo, wie immer war es unanständig, prickelnd, schön und sie dachte, wow, so lange nun schon, gute zweieinhalb Jahre oder mehr, und ich mag ihn immer noch und er mag mich immer noch und eigentlich sollten es bloß kleine Zwischendurchficks werden, kleine Pornotänze, Salz, Chili, Zucker, alles zugleich.

»Weißt du, was ich so an dir mag«, murmelte er, während er mit dem Mund über ihren Körper strich.

»Was«, flüsterte sie und hielt kurz den Atem an. »Was?«

Aber er war beschäftigt, weil er gerade mit dem Mund an ihrer linken Brust andockte, die eine winzige Spur kleiner war als die rechte, und die er deshalb, wie er sagte, immer wieder mal zwischendurch trösten musste.

Aber sie vergaß seinen Satz nicht. Als sie in Bademänteln auf dem Balkon saßen und Kaffee mit Whisky tranken, fragte sie ihn danach.

Er überlegte ein bisschen. »Dass du weißt, was du willst. Und auch, was du nicht willst.« Er lachte. »Und dass du mich willst. Und dass du weißt, warum du das willst. Und dass du weißt, warum du das weißt.«

»Aha«, sagte sie. »Bisschen kompliziert. Warum weiß ich es denn?«

Er schaute sie an in einer Mischung aus Vorsicht und Verschmitztheit, wiegte den Kopf, kratzte sich die Stirn. Sie musste lachen.

»Du darfst aber nicht böse sein«, sagte er. »Ich meine es nicht böse. Ich meine es, wie es ist.«

Sie hörte auf zu lachen, wartete, ahnte, was kommen würde, wusste, sie hätte nicht fragen sollen.

»Weil du alt genug dafür bist«, sagte er und schaute sie auf eine Weise an, dass sie ein bisschen schmelzen wollte. »Frauen deines Alters«, sagte er und begann an ihrem Ohr läppchen zu knabbern, »wissen absolut genau, was sie wollen. Und das macht euch ... verdammt scharf.«

Sie stemmte ihn von sich weg, diesen Süßen. Der so jung war. Was ihr wieder einmal schmerzlich bewusst wurde. »Ich hasse es, wenn du von mir als einer Frau meines Alters redest. Außerdem: Kennst du so viele Frauen meines Alters, dass du das beurteilen kannst?«

Er grinste und verdrehte die Augen. »Oh Gott, diese Nummer! Nein, Gnädigste, ich kenne nur dich! Du genügst mir voll und ganz.« Er sprang hoch und warf sich in eine galante Verbeugung.

»Trottel«, sagte sie, seufzte und ließ es ihm durchgehen.

Er lachte und biss vorsichtig in ihre Schulter. »Lass dich ein bisschen anknabbern. Du schmeckst so gut!« Sie seufzte noch einmal. »Für dein Alter«, grinste er. Da sprang sie hoch und schlug nach ihm, aber er hatte damit gerechnet und hielt sie lachend fest.

»Es sind nur zwölf Jahre«, flüsterte er ihr später ins Ohr, »und ich liebe dich!«

»Ja«, sagte sie leise, »ja«, und spürte der Süße dieses Satzes und seiner Unerschrockenheit nach und spürte sich selber nach und spürte ihre Vorsicht, die sie immer noch nicht losgelassen hatte. Vielleicht, dachte sie und musste bei dem Gedanken lächeln, vielleicht, wenn ich zweiundachtzig bin und er dann mit seinen jugendlichen siebzig immer noch in meinen Falten herumgräbt, dann vielleicht ...

»Ja«, wiederholte sie und lächelte traurig, »weil ich alt genug bin«, und dachte, dass sie es manchmal hasste, alt genug zu sein, weil das hin und wieder älter machte, als man tatsächlich war, aber das konnte sie Port nicht verklickern, das wusste nur jemand, der eben alt genug war.

»Ja«, sagte sie. »Ja, so ist das wohl.« Sie dachte an die Wien-Geschichte und wusste mit der wunderbaren und klugen und beschissenen Abgeklärtheit ihrer fünfundvierzig Jahre noch viel mehr, nämlich dass zwölf Jahre nicht nur zwölf Jahre waren, sondern eben ... zwölf Jahre.

24 Die Wien-Geschichte. Diese blöde Wien-Geschichte.

Natürlich würde ihm Wien gut zu Gesicht stehen, das war so klar wie das Amen im Gebet. Natürlich würde es weh tun. Aber so war das Leben, alter Spruch, der immer recht hatte.

»Würdest du mitkommen?«, hatte er vor zwei Wochen in Franzas Rücken gefragt, während Franza in seiner Küche Salat wusch und kaltes Wasser über ihre Finger rann. »Würdest du das?«

Sie hatte auf der Stelle gewusst, was das bedeutete. Es gelang ihr, noch einen Augenblick stillzuhalten. Dann stellte sie das Wasser ab und verließ die Wohnung, sein Rufen ignorierend, sein Bemühen sie festzuhalten. Sie streckte die Hände aus und es genügte. Er ließ sie fort, stumm, wie sie plötzlich war.

Sie fuhr an die Donau, es war Abend, ein Sonntag, Stille hing über dem Fluss, sie hatte Lust auf das Wasser, auf das Kalte, zog sich aus, ging hinein. Die Wellen gluckerten um sie herum, die Kälte griff sie an, aber das machte nichts. Sie blieb eine Weile und lauschte dem Satz nach »Würdest du das?« und wusste, sie würde das nicht, und wusste, es würde vorbei sein, vielleicht nicht gleich, aber irgendwann, eher früher als später, und wusste, dass sie das doch immer gewusst hatte und schalt sich eine dumme Göre, die nicht in der Lage war, auf sich zu achten, auf sich und ihr Herz.

Wie alt war sie noch mal? Bald sechsundvierzig? Sollte man da nicht endlich gelernt haben, ein wenig über den Dingen zu stehen, ein bisschen von oben herab zu klotzen?

Als sie nach Hause kam, schlotternd vor Donaukälte, saß er auf den Stufen vor ihrer Eingangstür und schaute ihr entgegen. Sie setzte sich neben ihn, legte ihren Kopf an seine Schulter und murmelte: »Entschuldigung.«

Später rubbelte er ihre Haare trocken, sie tranken Wein und er erzählte ihr, dass er diesen Anruf aus Wien bekommen hatte, ein Kollege hätte einen Unfall gehabt, sie bräuchten nun Ersatz und da war sein Name gefallen. Er hätte diese Rolle intus, also wäre es nicht besonders schwierig einzuspringen und es wäre auch nur für ein paar Wochen. Hier würden sie ihn solange freistellen, allerdings müsste er sich rasch entscheiden. Was sie, Franza, denn nun sage.

Sie sagte: »Wow! Tolle Sache! Super Chance für dich!«, und dachte nebenher, dass Wien wie Alaska war, mit drei Meeren zwischen hier und dort, aber das sagte sie ihm nicht.

Sie spürte seine Begeisterung genau wie seine Verzweiflung. Das tröstete sie ein wenig.

»Komm mit«, sagte er ein ums andere Mal. »Lass dich freistellen. Sind doch nur ein paar Wochen. Schau dir die österreichische Polizei an. Polizisten brauchen sie überall. Sogar in Österreich. Und du bist doch eigentlich Österreicherin. Besuch deine Heimat.« Er war begeistert von dieser Idee. »Ja«, wiederholte er strahlend, »genau! Rückkehr! Was hält dich hier!«

Sie lächelte und war gerührt von seiner Euphorie, mit der er sie dabeihaben wollte, und sagte: »Vielleicht. Ja, vielleicht werde ich das tun.«

Aber sie wusste schon, dass sie es nicht tun würde, weil ihr Leben hier war. Seit vielen Jahren. An dieser Donau. Nicht an der anderen, nicht an der in Wien. Sein Leben hingegen würde dort sein, weil es so sein musste.

»Ich muss das tun«, sagte er und sie nickte, weil es ja klar war, sonnenklar, »ich muss einfach. Wenn ich diese Chance nicht nütze, kann ich mir gleich eine Kugel geben.«

»Klar«, sagte sie und legte ihre Hand an seine Wange, »klar musst du das! Das weiß ich doch. Natürlich musst du das.«

Dann schliefen sie miteinander, weil es das Einzige war, was ein wenig tröstete, und weil es das Einzige war, was sie noch trauriger machte.

Dann fror sie drei Tage, hüllte sich in Wolljacken, in Decken und fror.

»Bist du krank?«, fragte Max, wenn sie ihn in seiner neuen Wohnung oder in der Ordination besuchte. »Aber nein«, sagte sie, »ich bin nicht krank, wo denkst du hin? Bloß ein wenig kalt. Bin in der Donau gewesen. Die kühlt dich aus.«

»Bist du krank?«, fragten die Kollegen im Büro, und sie sagte: »Nein, bin nicht krank, wo denkt ihr hin? Bloß ein wenig kalt. Bin in der Donau gewesen. Die kühlt dich aus.«

Aber sie war wohl doch ein bisschen krank, krank vor Liebe, dieser Liebe, die doch gar keine hätte werden sollen und es aber geworden war, hinterrücks, ungeplant, unbeabsichtigt. Kein Gevögele, kein Geficke, keine Zwischendurchpornos mehr. Oder eben nicht nur.

Wie hatte sich alles verändert. Wie war ihre Forschheit klein und ihre Zärtlichkeit groß

geworden. Es war klar. Einfach. Schön. Es würde weh tun.

Später, als er Vorstellung hatte, ging sie ein bisschen chatten. Um sich abzulenken. Zu wappnen. Zu wehren.

25 Sonntag. Dritter Tag. 14. September. Arthur hatte geflucht, als es Zeit war, sich aus Karolinas Armen zu lösen. Aber Schnaps war Schnaps und Dienst war Dienst, auch wenn er einem gerade nicht mundete.

»Tschau, meine Süße«, flüsterte er ihr ins Ohr, aber sie scheuchte ihn weg wie eine lästige Fliege, drehte sich auf die andere Seite und schnarchte leise weiter. Bedauernd seufzend zog er davon.

Sie wartete schon, die Wirtin. Ging vor dem Polizeigebäude auf und ab, lächelte ihm entgegen, als er angehastet kam.

»Nur die Ruhe«, sagte sie. »Sie müssen nicht hetzen. Ist doch Sonntag. Ich habe nichts anderes vor.«

Ja, dachte er, genau, Sonntag. Ich habe auch nichts anderes vor.

»Entschuldigen Sie«, sagte er und sperrte auf.

»Macht doch nichts«, sagte sie. »Ich war ein bisschen zu früh. Ist Gewohnheit. Ich stehe immer so zeitig auf, auch wenn es Sonntag ist und ich ausnahmsweise mal nicht ins Café muss.«

»Ja«, sagte er und rollte ein bisschen mit den Augen, »Sonntag. Genau.«

Sie lachte. »Sie Armer. Sie hätten wohl auch was Besseres zu tun.«

»Ach wissen Sie ...«, sagte er.

Kurze Zeit später saßen sie im Büro des Erkennungsdienstes, der Beamte fuhr den Computer hoch und dann konnte es mit dem Phantombild des Unbekannten losgehen.

Sie ließ sich Zeit. Sie hatte ihn nur zweimal gesehen. Es dauerte. Aber so war das nun mal. Die Augen größer, dann wieder kleiner, dann entschied sie sich für das Mittel. Haaransatz, Stirn, Mund, Nase, Kinn. Langsam entstand ein Bild, ein Gesicht. Immer wieder überprüfte sie ihre Erinnerung, ob alles stimmte, ob das Gesicht auf dem Bildschirm dem aus ihrem Kopf entsprach. Irgendwann waren sie fertig, spät.

Sie lehnte sich zurück, wirkte ein bisschen erschöpft. »Könnte ich wohl noch einen Kaffee haben«, fragte sie. Arthur sprang auf. »Selbstverständlich! Entschuldigen Sie. Ich laufe rasch zum Automaten.«

Als er zurückkam, merkte er sofort, dass etwas anders war, dass sie anders war. Angespannt. Hellwach. Und zutiefst erschrocken. Sie starrte auf das Phantombild in ihrer Hand, das der Beamte inzwischen ausgedruckt hatte.

»Was ist los?«, fragte Arthur alarmiert und stellte den Becher mit dem Kaffee vor sie hin. »Sie wirken, als hätten Sie ein Gespenst gesehen.«

»Ja«, sagte sie und blickte hoch. »Ein Gespenst. Ich sehe tatsächlich ein Gespenst.«

Arthur setzte sich auf die Kante des Tisches. »Ein Gespenst? Hier auf dem Bild? Was meinen Sie?«

»Das ist Tonio«, sagte sie. »Mein Gott, das ist Tonio. Dass mir das nicht aufgefallen ist! Dass ich das jetzt erst sehe!«

Arthur merkte, wie seine Haut zu kribbeln begann, wie seine Nackenhärchen sich ein bisschen aufstellten, wie sein Herz schneller schlug. Herrgott, was mochte er in solchen Augenblicken seinen Beruf!

»Wer ist Tonio?«, fragte er vorsichtig. Nicht zu schnell, dachte er, Zeit lassen, sie nicht überfordern, dass sie mit dem Denken nachkommt.

»Tonio«, sagte sie, stockte, atmete tief ein, »Tonio war Hannas große Liebe.«

Er piffte leise durch die Zähne. Das wurde immer besser. »Hanna? Sie meinen Hanna Umlauf?«

»Ja«, sagte sie. »Hanna Umlauf.«

»Sie kennen auch Hanna Umlauf?«

»Ja, ich kenne auch Hanna Umlauf, natürlich kenne ich Hanna Umlauf, aber ich habe sie seit Jahren nicht gesehen. Seit dem Unglück damals nicht mehr.«

»O.k.«, sagte Arthur und hob beschwichtigend die Arme. »Jetzt mal langsam. Und ganz von vorne. Das müssen Sie mir jetzt genauer erzählen.«

Sie erzählte. Langsam. Und von vorne. Und ausführlich. Was sie halt wusste. Das war nicht so viel, wie Arthur sich erhofft hatte, aber es war auch nicht wenig. Nein, man konnte durchaus sagen, sie waren ein paar Schritte weiter.

Als die Wirtin schließlich gegangen war, saß Arthur auf seinem Stuhl, schüttelte ein bisschen den Kopf und lächelte vor sich hin, während der süße Strom der Erkenntnis ihn durchpulste. Ich muss anrufen, dachte er. Ich muss Bescheid sagen. Sie werden das alles genau wissen wollen. Er griff zum Handy, wählte die Kurzwahl, Karolina meldete sich sofort.

»Oh!«, sagte er. »Karo! Du? Hab ich mich verwählt? Egal. Dann sag ich's halt vorerst dir. Durchbruch!«

»Was?«, fragte sie. »Wovon redest du? Durchbruch? Meinst du etwa Durchknall? Durchgeknallt? Du? Das ist doch keine Neuigkeit, mein kleiner durchgeknallter Knallkopf!«

Sie lachte, er hörte die Zärtlichkeit in ihrer Stimme und sah sie vor sich, wie sie sich feixend in der Septembersonne räkelte. Allein. Ohne ihn. Und spürte sofort die Sehnsucht. Obwohl – ganz so schlimm war es jetzt nicht mehr, schließlich hatte er den Durchbruch geschafft.

»Nein«, sagte er, »nicht durchgeknallt ich! Durchbruch ich! Stell dir vor, Süße, ich habe den Durchbruch geschafft!«

Und schwächte sofort wieder ein wenig ab. »Na ja, vielleicht.«

Und redete weiter, weil ihm gerade danach war: »Ich lieb dich, mein Spätzchen,

weißt du das eigentlich?«, und wieder weiter, weil es sich gerade so leicht redete, weil es irgendwie gerade wie von selber ging. »Willst du mich heiraten?«

Und als das raus war, merkte er erst, was er gesagt hatte, und dass jetzt Karolina am Zug war, und dass, wenn sie nein sagte, er wahrscheinlich der größte Idiot nördlich und südlich des Äquators war, aber das war er wahrscheinlich sowieso, denn wer, wenn nicht ein Volltrottel, wer, wenn nicht der größte Idiot nördlich und südlich des Äquators, fragte seine Angebetete allen Ernstes am Telefon, ob sie ihn heiraten würde.

Ich könnte mich in den Arsch beißen, dachte er, in den Arsch, wieso sagt sie nichts, und fing ein wenig zu zittern an, weil sie nichts sagte, weil sie einfach nichts sagte.

Aber dann sagte sie doch etwas. Sie sagte: »Ja, warum nicht.« Sie sagte einfach: Ja, warum nicht.

Und er hörte das durch den Telefonhörer und er hörte auch, dass sie dazu lächelte, sich freute, und er begann zu jubeln.

Später würde er sagen, er habe sich in diesem Augenblick groß gefühlt, groß wie nie, und ein bisschen wie im Film. Arthur, hatte er gedacht und sich im Stillen zugeprostet, Arthur, was hast du bloß für einen Schlag bei den Weibern! Dann rief er endlich die Oberwieser an. Die hob nicht ab.

26

Franza hatte Dorothee Brendler im Hotel abgeholt, in dem sie jetzt wohnte.

Nun gingen sie durch den Park, der sich daran anschloss. Immer wieder blieben sie stehen, machten Denkpausen, Gesprächspausen.

»Erzählen Sie mir doch einfach von Ihrer Tochter, Frau Brendler«, hatte Franza gesagt und Dorothee hatte genickt. »Meine Tochter. Ja. Ich hatte zwei. Irgendwie sind es ganz plötzlich zwei geworden, und ich weiß, das klingt jetzt schrecklich, aber damit hat das ganze Unglück wohl angefangen.«

Sie nickte, ließ sich auf einer Parkbank nieder, verscheuchte die Tauben, die um Futter bettelten.

»Kennen Sie das Gefühl, dass Sie wissen oder ahnen, etwas läuft total falsch, aber Sie sind völlig hilflos und können nichts tun?«

Franza nickte. Ja, sie kannte dieses Gefühl, dachte an ihren Sohn Ben und an Marie, das Mädchen, das er geliebt hatte und das gestorben war.

»Meine Tochter Gertrud«, begann Dorothee, »ist ... war eine ganz wunderbare junge Frau mit vielen Möglichkeiten. Aber sie hat sie ... lange nicht genutzt.«

»Ihr Mann«, begann Franza, »hat uns schon erzählt, dass ...«

»Ja?«, unterbrach Dorothee. »Das dachte ich mir. Dann wissen Sie schon viel. Aber vielleicht ist es zu einfach, es darauf zu reduzieren.« Sie schüttelte den Kopf. »Ach, ich weiß nicht.«

Eine Gruppe von Kleinkindern marschierte vorüber, vorweg eine Betreuerin, am Ende

noch eine. Die Kinder hielten sich an den Händen, watschelten vorüber wie kleine Enten. Nachdenklich blickte Dorothee ihnen hinterher. »Ist es noch einfach, wenn man so klein ist?«

Franza zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht. Glauben Sie? Hat nicht jedes Alter seine Schmerzen?«

»Ja«, sagte Dorothee, »wahrscheinlich haben Sie recht.«

Franzas Handy klingelte, sie ließ es läuten.

»Wissen Sie«, sagte Frau Brendler, »ich war so froh, als die beiden endlich die Reifeprüfung hatten. Ich dachte, jetzt ist alles vorbei, dieses heimliche Hickhack, das sie niemals öffentlich gemacht hatten, das sie all die Jahre heimlich ausgetragen hatten, dieser ewige Kampf, bei dem Gertrud immer die Unterlegene war. Ich dachte, jetzt können sie sich endlich trennen. Jetzt geht die eine zum Studium in diese Stadt, und die andere geht in eine andere, und dann können sie endlich beide leben. Aber nein.«

Sie schüttelte den Kopf, lachte kurz und bitter.

»Als Hanna verkündete, sie würde nach München gehen, um Fotografie zu studieren, sagte Gertrud auf der Stelle, sie käme mit. Sie würde eben in München Jura studieren und sie könnten sich zusammen eine Wohnung nehmen.«

Sie schüttelte den Kopf, als könnte sie es immer noch nicht glauben, und fuhr fort: »Ich weiß noch, dass ich dachte, ich höre nicht richtig. Auch Hanna schien verwundert, aber sie nickte und sagte: Wenn du meinst! Ich habe in Gedanken die Hände gerungen und später habe ich Gertrud zur Seite genommen und sie angefleht: Gertrud, tu das nicht! Fang mit deinem eigenen Leben an! Aber sie schaute mich an, ganz fremd, und kanzelte mich ab. Was das heißen solle. Ein eigenes Leben anfangen. Das tue sie doch und es sei ihre Sache, was ich mich da einmischte und wir sollten doch froh sein, sie helfe uns Geld sparen, so bräuchten wir nur eine Wohnung zu finanzieren. Es war aussichtslos, nichts zu machen.«

»Sie gingen also nach München.«

Dorothee nickte. »Ja, sie gingen gemeinsam nach München in eine Wohnung, und ich habe mich ununterbrochen gefragt, warum. Warum macht sie das? Warum lässt sie Hanna nicht ziehen?«

Sie schüttelte den Kopf, ungläubiges Staunen im Gesicht.

»Ich habe ewig lange gebraucht, bis ich es merkte. Ich bin blind gewesen. Wahrscheinlich wollte ich es nicht merken.«

Schweigen. Wieder Kopfschütteln. Franza begann etwas zu ahnen.

»Sie hatte sich ... verliebt?«

Dorothee schwieg eine Weile. »Ja, sie war verliebt, meine Kleine.«

Franza nickte vorsichtig. »In Hanna.«

Stille im Park, die Tauben gurrten, von weit her gedämpfte Stimmen, ein leiser

Singsang, ein Radfahrer, der vorüberkam.

»In Hanna. Ja. In Hanna.«

In Dorothees Stimme lag die vorsichtige Traurigkeit der Ahnenden, die nichts hatte abwenden können.

»Sie haben nicht zufällig eine Zigarette für mich?«

»Doch«, sagte Franza, »doch«, und wühlte in ihrer Tasche. Es fanden sich zwei. »Der erste Zug«, sagte Dorothee hastig und blies Rauch aus Mund und Nase. »Es ist immer der erste Zug.« Franza nickte. Nicht nur, dachte sie.

Sie rauchten, blickten den Schwaden nach, die sich in der Luft kringelten und auflösten.

»Wissen Sie«, sagte Dorothee, »meine Gertrud war eine Kümmerin, von Kind an, zuerst kümmerte sie sich um ihre Puppen und als Hanna kam, kümmerte sie sich um Hanna. Aber die brauchte das nur eine kurze Weile, ging klar und gerade ihren Weg und zog mühelos an Gertrud vorbei.«

Dorothee nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette und fuhr fort: »Gertrud hat das nicht gemerkt, lange nicht. Dass wir da eine Gewinnerin hatten, eine, die immer gewann, immer und alles, die nur ein einziges Mal in ihrem Leben verloren hatte, nämlich ihre Mutter, und die dann wohl beschlossen hatte, nie mehr zu verlieren.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das ist natürlich Quatsch. Puppenpsychologie. Hausfrauenpsychologie!« Sie lachte bitter. »Ich habe mich manchmal gefragt, ob Gertrud Hanna hasste, weil die sich alles einfach nahm, sogar den Vater, aber ... ich weiß es gar nicht.«

Sie dachte nach, dann: »Das klingt jetzt, als ob Hanna eine schreckliche Person gewesen wäre, aber das war sie nicht, ganz im Gegenteil. Ganz im Gegenteil.«

Dorothee verstummte. Franza spürte ihre Hilflosigkeit.

»Und irgendwann«, fuhr Dorothee leise fort, »haben Gertruds Gefühle sich ... in diese Richtung verändert. Sie konnte wohl einfach nicht von ihr lassen.«

Franza nickte, zog an der Zigarette, blies den Rauch weg, wartete, nichts kam. Dorothee schien im Schweigen zu versinken. Vorsichtig fragte sie. »Und Hanna?«

Die Frau blickte hoch, schaute Franza an, war ganz weit weg, dachte nach.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Ich weiß es wirklich nicht. Ich habe nie gewagt, sie danach zu fragen. Nicht Gertrud, nicht Hanna. Vielleicht hat sie es gewusst, es geahnt. Vielleicht nicht. Vielleicht erwiderte sie dieses Gefühl sogar auf irgendeine Weise. Vielleicht nicht. Vielleicht hat sie es einfach zugelassen, es geduldet. Aus Hilflosigkeit, aus ... ich weiß es nicht. Wie sie durch die Jahre hindurch vieles einfach hingenommen hat. Vermutlich aus Dankbarkeit uns gegenüber, aus einem schlechten Gewissen heraus. Das aber völlig unnötig war. Wir haben sie geliebt. Auch wenn es ... zwiespältig war. Nicht einfach. Nein. Und natürlich hat sie uns vieles zu verdanken. Und all unser Unglück

hat mit ihr begonnen.«

Zwiespältig, dachte Franza. Ja, genau, das ist ein gutes Wort: zwiespältig.

»Ich weiß, es klingt schrecklich«, sagte Dorothee und barg ihr Gesicht in den Händen.

»Nein«, sagte Franza, »nicht schrecklich. Nur ehrlich. Erzählen Sie weiter. Versuchen Sie sich zu erinnern.«

»Ja«, sagte Dorothee, »ja ...«

Damalsdamalsdamals ... die Jahre flossen ... zurück ...

»Du siehst so schön aus«, sagte Gertrud und schaute Hanna staunend an, »so schön.«

Hanna lachte. »Ach was! Du spinnst doch! Ich und schön!«

»Doch«, sagte Gertrud, »doch«, streckte ihre Hand aus und strich Hanna übers Haar, aber Hanna schreckte zusammen. »Schau mich nicht so an, Gertrud! Ich mag das nicht!«

Sie machte einen raschen Schritt zurück, lauschte in die Stille, in Gertruds Schmerz, den sie ahnte, riss den kurzen Faden der Zweisamkeit und drehte sich. Drehte sich um sich selbst wie ein Kreisel mit Flatterarmen und Flatterbeinen, jagte den Abhang hinunter zum Fluss und Gertrud ... ihr hinterher, hinterher, Hanna hinterher, immer.

»Ich bin ein Adler«, schrie Hanna, lachte, rannte, flog. »Wer ist die Windsbraut, die mich trägt?« Ich, dachte Gertrud, ich, lass es mich sein ... aber wusste doch, ahnte doch mit klarer Bestimmtheit ...

Der Fluss war noch kalt, es hatte viel geregnet in diesem Jahr, die Temperaturen lagen weit unter dem Mittel der letzten Jahre, doch die Wiesen waren satt und grün und am Rand der Au gleißten Sonnenflecken. Hanna sprang ins Wasser, brüllend und lachend, um die Kälte zu überlisten: »Im Purpur die Nesselwangen sinken tiefer und tief!«

Das war es, warum Gertrud sie liebte, dass sie solche Satzgebilde von sich gab, während sie ihr nasses Fell schüttelte wie ein Hund und weiterjagte und weiterjagte am Ufer entlang.

Gertrud liebte Hanna wegen ihrer Leichtigkeit, ihrer Unbeschwertheit, ihres Mutes, ihrer Güte und vor allem ... vor allem liebte sie sie, weil sie all das besaß, was ihr selber fehlte.

»Ich bin ein Adler«, schrie Hanna in das rote Gold der untergehenden Sonne und breitete weit die Arme aus. »Wo ist die Windsbraut, die mich trägt?«

Jemanden lieben, schrieb Gertrud in einer jener glühend heißen Sommernächte in jenem ersten Münchner Jahr in ihr rotes Buch, jemanden lieben vom ersten Augenblick an. Jemandem angehören vom ersten Augenblick an. Ich habe den Mut gefunden, mich berühren zu lassen von den Tatsachen, den Wirklichkeiten. Ich bin endlich ins Lieben getaucht, endlich – ins Lieben und ins Leben und ins Licht.

Das Wetter blieb den ganzen Sommer über heiß und trocken, trotzdem verließ Gertrud

die Wohnung kaum, nur mit Hanna wagte sie sich hinaus auf die Straßen und Plätze, im Dämmerlicht erwanderten sie die Stadt, die golden und durchsichtig schien.

Am Morgen, wenn Hanna aus dem Haus gegangen war, schlich Gertrud sich ins Badezimmer, schloss die Augen und konnte sie riechen, nur noch Reste ihres Duftes, aber sie spürte sie auf. Meiner Liebsten folg ich bis an den Rand aller Tage.

In Hannas Zimmer öffnete sie alle Schränke, Kästen, Schubladen, berührte nichts, betrachtete nur, wollte immer wieder sehen, wie, wer, was ...

Manchmal ließ Hanna Notizen auf ihrem Schreibtisch liegen – jemandem auf die Spur kommen. Da war Gertrud plötzlich ihr auf die Spur gekommen, das erschreckte, machte schuldbewusst. Auf dem Bett liegend, brachte sie den Satz nicht mehr aus dem Kopf. Hanna, komm auf meine Spur ...

»Verbrenn nicht!«, beschwor sie sich. »Verrauch nicht. Maß dir keine Gewissheit an.«

Aber es war schon geschehen. Gäbe es ein Foto aus diesen Tagen, es zeigte Gertrud wesenlos.

Das Handy läutete. Plötzlich das Handy. Störte Franza beim Zuhören. Zum zweiten Mal. Wieder das Handy. Arthur zum zweiten Mal. Schien dringend zu sein.

»Entschuldigen Sie, Frau Brendler«, sagte Franza, »aber da muss ich wohl rangehen!«, stand auf, ging ein paar Schritte weg.

»Ich heirate«, sagte Arthur.

Franza riss die Augen auf. »Was? Bist du noch bei Trost?«

»Weil ich heirate?«, fragte er und schien ein bisschen gekränkt. Sie verdrehte die Augen. »Arthur«, sagte sie, »es ist schön, dass du heiratest. Wirklich. Wunderschön. Aber wenn du deshalb anrufst ...«

»Oh«, sagte er, »nein, natürlich nicht.«

»Arthur«, sagte sie. »Komm auf den Punkt!«

»O.k.«, sagte er, »Entschuldigung. Also der Punkt. Frag Frau Brendler nach Tonio.«

Franza legte auf. Gut, dachte sie, Tonio also. Dann wollen wir mal.

»Tonio«, sagte Franza. »Erzählen Sie mir von Tonio.«

Dorothee Brendler blickte auf, überrascht, irritiert, schüttelte leicht den Kopf. »Wie kommen Sie denn jetzt ...?«

»Egal«, sagte Franza, »erzählen Sie.«

»Tonio«, murmelte Dorothee und starrte auf den Kiesweg zu ihren Füßen. »Er tauchte ganz plötzlich auf. Ein Mann schon. Knapp dreißig. Kein Junge mehr. Hatte schon ein Leben. Hat sich Hanna geholt.«

Er tauchte ganz plötzlich auf. Ein Mann schon, kein Junge mehr, knapp dreißig. Er kam ins »Renates Inn«. Das sperrte mittags auf und in den späten Nachtstunden zu. Ein kleines

Lokal in der Nähe der Uni, viele Studenten verkehrten da. Vasco, Renates Freund, den sie sich aus Spanien mitgebracht hatte, backte kleine Küchlein, die waren der große Renner. Sie schenkten Guinness aus, Cola, Wasser und sonst nicht viel, aber das Lokal lief wie geschmiert, vielleicht gerade deshalb. Die Gäste sagten, hier höre man die beste Musik aller Zeiten. Auch da hatte Vasco seine Hände im Spiel, er legte nachts auf, wozu er Lust hatte, manchmal spielten groovige Bands, man konnte tanzen, wenn man wollte, man konnte aber auch einfach nur zuhören.

Hanna und Gertrud waren oft da. Und dann auch Tonio. Eines Tages saß er an der Theke. Hanna betrat den Raum. Tonio sah sie sofort. Und sie sah ihn. Das war alles.

Am nächsten Abend tauchte er wieder auf, am übernächsten ebenso und auch am dritten und sobald Hanna kam, wich die Unruhe aus seinem Körper. Am dritten Abend begann Hanna zu tanzen, das hatte sie nie zuvor gemacht. Sie schnappte Gertrud an der Hand, zog sie mit sich und dann tanzten sie. An der Bar mit Blick auf die Mädchen saß Tonio, er schaute Hanna zu, eindringlich, mit leichtem Grinsen auf den Lippen. Hanna sah es und über Gertruds Schulter hinweg begann sie mit ihm zu flirten, unbewegt, mit den Augen nur und einem winzigen Zucken des Mundes. Gertrud spürte die Veränderung, sie drehte sich um, sah Tonio und ihr Herz stand für den Bruchteil einer Sekunde still.

Hanna also ist für mich verloren, dachte sie und spürte, dass es weh tat, weh.

»Hanna also«, sagte Tonio, als er ihren Namen erfuhr und eine Strähne ihres roten Haars um seinen Finger wickelte, an seine Nase hob, an seinen Mund.

Er durfte das. Er ja.

»Ich will dich ansehen, Hanna, darf ich?«

Er durfte, er ja. Er saß fünf Meter von ihr entfernt mit erhobenem Glas in angetrunkenem Zustand auf seinem Barhocker und durfte laut ihren Namen in das Hämmern der Bässe hineinschreien. Hanna lächelte und ihre Zähne glänzten im hellen Licht.

27 Es regnet. Ich verstehe nun. Ein bisschen. Aber verstehen ist nicht verzeihen. Die Jahre flirren zurück, glänzendes Karussell. Es regnet. Warm ist der Regen und weich. Ich gehe ins Wasser und schwimme hinaus, die Nässe umfängt mich von oben und unten, die Regentropfen platzen auf der Wasserfläche des Sees, bilden kleine Kreise und versinken in der Tiefe.

Tonio. Mein Tonio. Ich habe lange nicht an dich gedacht. All die Jahre hindurch warst du nur ein winziger Schatten in meiner Erinnerung, und nun ...

Nichts geht verloren, auch, wenn man es wegschließt in die Tiefen seines Gedächtnisses und den Schlüssel verliert. Irgendwann ist alles wieder da. Stärker als zuvor. Was für ein Irrglaube zu denken, dass man seinem Leben entkommen kann.

Voller Ungeduld ist Tonio gewesen. In allem. Hat so rasch gelebt. Ganz anders als ich,

ganz anders als Gertrud. Kam wie ein Sturm über uns, ungezügelt, ungebremsst. Wollte alles auf der Stelle, konnte nicht warten. Obwohl ... das stimmt nicht ganz. Nein. Auf mich hat er gewartet. Drei ganze Tage und Nächte lang. Hat gewartet, dass ich ihn bemerke. Dass ich ihm einen Blick schenke. Mein Lächeln. Mein Sehnen. Und dabei ... hatte ich ihm all das doch schon am ersten Tag gegeben, im ersten Augenblick.

Wir waren schon weg von daheim, wir waren schon in München, Gertrud und ich. Es gab da dieses Lokal, das war wie eine Enklave unserer Stadt, in die wir nur noch an den Wochenenden fuhren. Dieses Lokal, »Renates Inn«, es war der Treffpunkt all unserer Freunde, die es genauso wie uns aus dem Kleinstadtmief weggetrieben hatte, hier suchten wir das Leben bei Guinness, bayrischen Brezeln und spanischen Törtchen und hier fand uns Tonio.

Es ist schwer. So viele Bilder in meinem Kopf. Der Regen jetzt. Ich schwimme. Das Wasser trägt mich, ganz leicht, ganz selbstverständlich. Es ist merkwürdig, aber ich habe nie das Vertrauen ins Wasser verloren. Das Wasser ist immer mein Element geblieben.

Seit ich diesen Brief bekommen habe, Tonios Brief an mich, einen seiner vielen Briefe, seit sein Sohn, von dem er mir nie erzählt hat, mir diesen Brief noch einmal geschickt hat, seither ist die Geschichte wieder lebendig geworden.

Ich habe nichts mehr gewusst, nichts all diese Jahre hindurch. Alles war in einem tiefen Dunkel verborgen, einem Nebel. Aber dieser Brief ... brachte alles zurück, jede Kleinigkeit, jedes Detail, und ich wollte wissen, was ich vergessen hatte.

Er ist ein guter Schwimmer gewesen. Er hat das Wasser mit kräftigen Armen und Beinen geteilt, er war schnell, viel schneller als ich. Aber ertrunken ist er. Jetzt weiß ich endlich, warum.

Ob ich es nicht verstehen kann, hast du mich gefragt, Gertrud. Verstehen ...?

Ich weiß nicht. Was kann man mit dem Kopf klären, wenn im Herzen eine tiefe Wunde ist?

Jetzt liegt alles wie ein offenes Buch vor mir. Jetzt weiß ich, Gertrud, dass du mich irgendwann nicht mehr wie eine Schwester geliebt hast. Damals hab ich es ... vielleicht geahnt. Aber ich konnte mich an dir nicht verlieren. Nur an Tonio. Nur an ihm. Nur an seinem Körper.

Vielleicht hätte ich sagen sollen: Geh nach Nürnberg, Gertrud! Oder nach Hamburg. Oder nach Köln. Häng dein Leben nicht an mich. Nicht dein Herz. Denn es wird verbrennen.

Aber ich habe nichts gesagt.

Deine Mutter wohl, ich weiß das. Und sie hatte recht, Gertrud, aber sie konnte uns auch nicht helfen.

Verstehen heißt verstehen, aber nicht verzeihen. Zwei Tote nun. Doch zurück. An den Anfang. Oder besser in die Mitte. »Renates Inn«.

28 »Renates Inn«.

Renate musste lächeln, wenn sie daran dachte. Ihr erstes Lokal war das gewesen. Ihr erstes eigenes Lokal.

»Woran denkst du denn, meine Schöne!«, sagte Vasco und legte Renate von hinten die Arme um die Schultern. Sie beugte den Kopf zurück und dankte Gott für diesen Mann und seine Kraft, die ihr Leben um so vieles leichter machte.

»Kannst du dich noch erinnern«, fragte sie, »an München? An Hanna und Gertrud?«

»Gertrud«, sagte er, »die Töpferin«, und deutete auf die andere Straßenseite, »die jetzt umgebracht worden ist. Natürlich kann ich mich an sie erinnern.«

»Nein, ich meine damals. In München. Im »Renates Inn«. Sie war immer gemeinsam mit Hanna da. Ihrer Freundin. Oder ihrer Schwester. Wie auch immer.«

Er musste nicht nachdenken. »Ja«, sagte er, »sie waren jeden Tag da. Ich erinnere mich gut. Eine Rothaarige. Kühl. Distanziert irgendwie. Gar nicht mein Typ. Hielt Gertrud immer ein bisschen auf Abstand. Und die hat das ganz schwer ertragen.«

»Das weißt du alles noch?«

Sie drehte sich zu ihm um, schaute ihn überrascht an.

Er lächelte. »Ja«, sagte er, »warum nicht? Sie hat mir wirklich leidgetan damals, dieses Mädchen. Hatte so gar keine Chance. Hanna hatte wohl ein Herz aus Stein. Bis ...«

»... Tonio kam«, sagte Renate und nickte. »Bis Tonio kam.«

29

Und dann tanzte er, mein Tonio. Ließ den ganzen Körper sich austoben. Sog die Musik auf, fiel hinein, bewegte sich unter den flirrenden Lichtern, erfüllt vom stampfenden Takt.

Kühl und einsam waren alle um ihn herum – glitzernde, namenlose Nachtgeschöpfe. Nur Tonio nicht.

Tonio war ... echt.

Ich bin wie vom Schlag gerührt stehen geblieben. Ich habe ihn angestarrt, fassungslos, bestürzt, dass jemand so sehr er selber sein konnte und das auch noch zur Schau stellte, schamlos und ungezügelt. Ich habe mich festgestarrt, habe Zeit und Raum vergessen, es war, als käme er aus einer anderen Welt.

Wie schön das Wasser ist, wie schön dieser Fluss, ich hatte das vergessen. Wie konnte ich ertragen, so lange nicht hier zu sein? Jetzt erst weiß ich, wie sehr ich es vermisst habe.

Warst nicht mehr ganz jung, Tonio, das mochte ich, hattest mir ein paar Jahre voraus, das mochte ich, hattest das Leben schon in deinen Augen, in den Linien in deinem Gesicht. Das mochte ich.

Irgendwann, Tonio, hast du mich in deinen Tanz gezogen, du hast meine Hand

genommen und mich zu dir geholt und da war ich schon längst in dich verliebt, schon längst, in deine kühle leichte Hand, die mir immer wieder das Haar aus dem Gesicht strich, in deine Augen, in dich, Tonio, verliebt in dich mit Haut und Haar.

Irgendwann sind wir aus dem Lokal hinaus, du hast mich hinter dir hergezogen, wir sind an die Isar, unter irgendeine Brücke. »Denk dir, es ist die Donau«, hast du gesagt, »denk dir, es ist unsere Donau. In unserer Stadt. Dann fühlst du dich mehr daheim.«

»Aber ich fühle mich ohnehin daheim«, hab ich gesagt und gedacht: Jetzt, mit dir; und dann habe ich mich zum Wasser gedreht. Ich habe deine Augen nicht mehr auf mir ertragen, denn deine Augen haben alles gesehen, alles.

Die Donau. Ja, hier nun die Donau. Mein Fluss. Ich werde zurückkehren. Ich werde Jonas verlassen und zurückkehren. Alles ist schon getan. Nichts Neues mehr unter der französischen Sonne. Aber hier. An der Kühle der Donau. Wo alles begonnen hat, auch wenn es die Isar war. Aber er sagte: Denk dir, es ist die Donau. Und es war die Donau.

Wie lange habe ich nicht gewagt, mich zu ihm umzudrehen, in jener Nacht, unter dieser Brücke, vom Wasser zu ihm, und er ließ mir die Zeit, er ließ mir alle Zeit der Welt. Seine Augen haben mich umschlungen, haben meine Knie angesengt, meinen Nacken verbrannt. Ich habe das alles gespürt. Seine Augen, Pfeile, spitze Messer, haben sich festgehakt, Wirbel um Wirbel, strichen über meine Schulterblätter, über meinen Hals, in meine Haare, verwandelten mein Gehirn in eine dunkle Masse breiiger Gedanken.

Hast mir Zeit gelassen, Tonio, und auch wieder nicht, alle Zeit der Welt und keine. Die Welt war so groß und zugleich nur ein Mandelkern. Die Zeit war so viel und zugleich nur ein Augenblick. Ich habe dich geliebt, von der ersten Sekunde an.

Irgendwann kam er, leise wie ein Tier. Als seine Hand mich berührte, kühl, leicht die Wölbung zwischen Schulter und Hals entlangstrich, hielt ich ihm stand, weil es mir vertraut vorkam und richtig, weil es mein Sehnen erfüllte. »Du bist so flaumig, Hanna«, flüsterte er mir ins Ohr, »du bist so flaumig wie ein frisches Biskuit.«

Ich musste lachen, ein bisschen nervös, ein bisschen hysterisch. Im Wasser spiegelte sich gerade noch die Sonne, verblassend schon zerfiel sie in perlendes Orange, während ich seinen Atem an meinem Ohr spürte, während ich hörte, dass er sagte, er wolle ... er wolle so gerne ...

»Meine Hanna«, hast du gesagt, Tonio, »meine Hanna, hab ich dich also gefunden.«
»Meine Hanna«, hast du gesagt, Tonio, und deine Sanftmut nahm mir den Atem.
So hat es angefangen.

30 Hanna ist das Zentrum, schrieb Gertrud in das rote Buch, und das ist nicht neu, das ist ja immer so gewesen, der Punkt, um den sich alles dreht, den wir umkreisen wie Tiger ein Stück Fleisch. Aber ich weiß, ich werde letztendlich verlieren, die Krümel jedoch, die sie für mich hat, weil sie glücklich ist und sich in diesem Glück nach allen Seiten

verströmt, diese Krümel sind allen Schmerz wert ...

Sie wussten nichts von der Liebe und ihrer Gewalt. Sie waren jung, fast noch Kinder, sie konnten nichts ahnen, was hätten sie ahnen sollen.

Drei Menschen, einander hilflos ausgeliefert, ahnungslos sich zerstörend, maßlos im Anspruch an das Leben und die Liebe. Sie waren glücklich, alle drei, wenn auch nur für kurze Zeit, selbst Gertrud. Gierig nahm sie, was Hanna im Überschwang ihres Gefühls für Tonio verströmt und er, der eigentlich ein Störenfried war, ein Eindringling, weckte eine Liebe, die es sonst nicht gegeben hätte und die sie alle drei mit der Gewissheit durchdrang, sie seien füreinander geschaffen.

Sie machten sich voneinander abhängig, stürzten sich in dieses Gefühl der Gefangenschaft, denn es schien schwerelos und klar. Es machte glücklich, und war da auch ein Hauch von Angst und der Anflug einer Ahnung, dass dieses Glück nicht von Dauer sein konnte, so wollten sie das nicht glauben. Sie hatten sich abhängig gemacht – voneinander und von dem, was sie in sich spürten. Sich abhängig machen von etwas oder jemandem – das aber war doch am allerwenigsten, was sie gesucht hatten, was sie wollten. Freiheit – heißt es bei Janis Joplin – sei nur ein anderes Wort für nichts zu verlieren haben. Sie jedoch hatten jetzt viel zu verlieren. Aber sie merkten das anfangs nicht. Weil der Verlust allmählich geschah und sie lange nicht wussten, wie er aussah, wie er sich anfühlte und dass er bitter schmeckte.

Weil sie glücklich waren zu dieser Zeit, jeder für sich, das wenigstens schien verbürgt.

War es verbürgt? Nein.

Es ist umsonst, schrieb Gertrud in der Abflughalle sitzend zwei Stunden vor dem Flug nach Griechenland in ihr Tagebuch. Alles umsonst. Hanna duldet keine Berührung mehr, nicht innen und nicht außen, ihre Grenzen sind klar wie Glas. Ich bin verloren ...

»Und dann?«, fragte Franza sanft und berührte Dorothees Arm, die in Erinnerungen versunken schien. »Was geschah dann?«

»Dann«, sagte Dorothee und unterdrückte ein Zittern, »dann ist Tonio umgekommen.«

31 »Scheiße«, sagte Felix inbrünstig, als sie sich beim Stehimbiss in der Hollingerstraße zu einem raschen Mittagessen und einer kurzen Besprechung trafen. »Scheiße, sie ist einfach nicht auffindbar, diese Hanna Umlauf! Nichts haben wir, nichts! Nada, niente, null!«

Er war im Hotel gewesen, hatte Angestellte befragt, ob sie wussten, wo sie hinwollte, wen sie getroffen hatte, was sie vorhatte. Aber niemand wusste etwas. Niemand.

Auch die Überprüfung ihrer Telefonate hatte nichts Neues erbracht. Keine interessanten Nummern auf der Liste der Telefongesellschaft, niemand dabei, von dem sich nur ansatzweise vermuten ließ, mit dem Fall zu tun zu haben, außerdem hatte sie

kaum telefoniert. Unzählige Male hingegen hatte Jonas Belitz versucht seine Frau zu erreichen, aber eben erfolglos. Und seit der Mordnacht war das Handy ausgeschaltet, also keine Ortung möglich. Was zusätzlich beunruhigend war, weil es entweder bedeutete, dass Hanna ebenfalls tot war oder irgendwo festgehalten wurde, oder aber den Verdacht nahelegte, dass sie Gertruds Mörderin war und sich nun auf der Flucht befand.

Auch Gertruds Telefonate hatten sie selbstverständlich überprüft. Enttäuschend. Die üblichen Verbindungen mit der Familie. Das einzig Interessante war, dass sie in der letzten Zeit ein paar Mal von einem Prepaidhandy aus angerufen worden war, was ihnen aber nicht wirklich weiterhalf, da es nicht registriert war.

»Und du? Gibt es Neues bei dir?«, fragte Felix und biss lustlos in seinen Schinken-Käse-Toast. Der Käse tropfte. Felix begann erneut zu fluchen. Franza schüttelte den Kopf.

»Na, na, beruhige dich! Wird nicht alles so heiß gegessen wie gekocht!«

»Doch«, rief er, »doch, dieser Scheißkäse schon!« Und rieb mit einer Papierserviette über Mund und Kinn. »Der ist sauheiß! Hab mich verbrannt!«

Sie wartete ein paar Augenblicke, bis er sich beruhigt hatte, dann erzählte sie von ihrem Gespräch mit Gertruds Mutter.

Felix hörte aufmerksam zu. »Vielleicht sollten wir uns nicht allein auf Hanna als Verdächtige konzentrieren«, sagte er.

»Nein, natürlich nicht«, sagte Franza. »Sie könnte immer noch ein Opfer sein. Aber natürlich ist sie auch eine Spur. War Gertruds Ehemann heute Vormittag im Präsidium? Und die Kinder?«

Felix nickte. »Ja, sie waren da. Wir haben Fingerabdrücke genommen. Sind schon bei der Auswertung. Aber Robert meint, es wird eine Weile dauern, bis sie alles zugeordnet und sortiert haben. In so einem Familienhaushalt mit Kindern und Besuch und allem Drum und Dran gibt's halt viele Spuren.«

Er dachte nach. »Dieser Rabinsky, also ich weiß nicht.«

Er schüttelte den Kopf und fuhr fort: »Der ist mir wirklich nicht ganz geheuer. Weiß mehr, als er sagt. Also vielleicht hat der Brückl ja recht. Eifersucht war schon immer ein schönes Motiv. Und das rote Haar in seinem Ehebett ...«

»Hast du ihn damit konfrontiert?«

»Nein, noch nicht. Ich dachte, wir warten ab, was die Überprüfung seines Alibis ergibt. Und dann machen wir das gemeinsam.«

Er grinste. »Du weißt schon, böser Cop, guter Cop. Manchmal will ich einfach ein Klischee bedienen.«

Peter Hansen tauchte auf.

Auch er ohne Neuigkeiten. Er hatte Jonas Belitz noch einmal befragt, aber der wusste nichts über irgendwelche Geschichten aus der Vergangenheit. Angesprochen auf die Bekanntschaft mit Hannas Pflegevater, bestätigte er, was sie schon von Brendler erfahren

hatten, nämlich, dass es seit Jahren keinen Kontakt mehr gegeben habe und dass das durchaus damit zusammenhängen könne, dass er, Belitz, Hanna geheiratet hatte, das sei nicht wirklich auf große Begeisterung gestoßen, aber die Liebe falle eben hin, wo sie hin falle.

»Es geht ihm wirklich schlecht«, sagte Hansen und trank einen Schluck Bier. »Es wird Zeit, dass wir sie finden! In den Abendnachrichten kommt die Vermisstenmeldung. Mal schauen, ob das was bringt.«

Aufmerksam studierte er die Karte, die eigentlich ein Kärtchen war, und bestellte schließlich, was er immer bestellte: Toast mit Ei. Dann: »Was haltet ihr eigentlich von der Konstellation alter Mann – junge Frau?«

Felix musste grinsen und Franza hob die Augenbrauen. Hansen stutzte. »Hab ich was Falsches gesagt?«

»Nein, nein«, sagte Felix, »nichts Falsches.«

Er räusperte sich. »Na ja, also jedem das Seine, würde ich sagen. Gibt ja viele Varianten. Jeder, wie er mag. Das ist ja das Schöne an der Demokratie und den Menschenrechten, nicht wahr? Franza?«

Er stupste sie ein bisschen an und grinste erneut und sie stupste ihn auch und grinste zurück. Hansen beobachtete es amüsiert. »Na, ihr versteht euch ja echt gut. Seid ein gutes Team, oder? Könnte man glatt neidisch werden!«

»Ja«, sagte Franza, »das könnte man. Und da kommt auch schon der Rest unseres Teams. Aber Vorsicht: Er geht ein bisschen auf Wolken, holt ihn nicht zu rasch herunter!«

Und wirklich, Arthur hatte etwas Schwebendes an sich, das Gesicht leicht gerötet, in den Augen Flugwetter.

»Halleluja«, sagte Felix, »was ist denn mit dem passiert?«

»Er heiratet«, sagte Franza und hob die Hände. »Aber ihr habt es nicht von mir!«

»Donnerwetter!«

Die Männer johlten ein bisschen und klopfen Arthur, der nicht recht wusste, wie ihm geschah, auf die Schultern.

»Hat die kleine Karolina sich also tatsächlich rumkriegen lassen«, lächelte Felix.

»Aber wieso ...?«, stammelte Arthur.

»Sie hat den Mund nicht halten können«, sagte Felix liebevoll und nickte in Franzas Richtung. »Aber sei ihr nicht böse deshalb. Du hättest es ohnehin nicht verbergen können, man sieht es dir aus der Ferne an.«

Franza boxte Felix ein bisschen, zuckte dann die Schultern, legte den Kopf schief, lächelte zerknirscht, zog Arthur an sich und drückte ihn. »Entschuldige, miin Jung, aber es ist ja kein Geheimnis, oder?«

»Nein«, sagte Arthur, »kein Geheimnis! Der pure Wahnsinn!«

Er dachte an die Heimat oben im Norden, an das Moor und die Heide, an all das eben,

was er Karolina zeigen würde, und an seine Mutter, die manchmal ein bisschen kompliziert, aber eigentlich doch recht in Ordnung war.

Schließlich kamen sie wieder zurück zu Gertrud, zu Hanna, zum Fall.

»Also diese Wirtin«, begann Arthur, »Renate Stockinger, die hatte ein Lokal in München, und in diesem Lokal sind Gertrud und Hanna oft gewesen. Dann ist ein Mann aufgetaucht, so um die dreißig, Tonio, und der hat sich an Hanna rangemacht und das war wohl so eine richtig große Liebe, aber da gab es noch Gertrud, und die wiederum, meinte die Stockinger, tendierte so ein wenig zu Hanna, also liebestechnisch gesehen, also das ist scheinbar ein richtig schönes Dreieck gewesen.«

»Es lebe die Demokratie und besonders die Menschenrechte«, sagte Felix.

Hansen und Franza nickten. Arthur hob fragend die Augenbrauen. »Was?«

Franza schüttelte den Kopf. »Nichts! Insider! Was hat sie noch erzählt?«

»Dass die drei eines Tages gemeinsam Urlaub gemacht haben. In Griechenland. Auf der Insel Kos. Dort hat der Brendler ein Ferienhaus.«

»Und?«

»Nur Gertrud kam zurück.«

»Weil?«

»Tonio starb und Hanna sich davonmachte.«

»Das ist ja ein Ding!«, sagte Hansen.

»Ja«, sagte Franza, »so hat Gertruds Mutter mir das auch erzählt. Wusste Frau Stockinger Genaueres?«

»Er ist ertrunken. Ist in einer Sturmnacht ins Meer raus und ertrunken. War angeblich ein super Schwimmer, aber das hat ihm nichts mehr genützt.«

»Wieso schwimmt jemand in einer Sturmnacht ins offene Meer raus?«

Hansen runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

»Das werden die griechischen Kollegen ja hoffentlich geklärt haben«, sagte Franza.

Felix nickte. »Ja, genau. Aber was heißt, Hanna hat sich davongemacht?«

»Nun, das wusste die Stockinger auch nicht so genau, Hanna ist halt einfach nicht mehr zurückgekommen nach Deutschland, ist irgendwie ... in die Welt hinaus. Sie hat sie auch nicht mehr wiedergesehen. Im Gegensatz zu Gertrud.«

»Ist auch ein merkwürdiger Zufall, oder, das mit dem Café und dem Töpferladen gegenüber. Dass die beiden sich dort wiedertreffen.« Franza trank einen Schluck Kaffee.

Arthur nickte. »Schon irgendwie. Fand die Stockinger auch. Sie war ziemlich erstaunt, als da plötzlich Gertrud stand und einzuräumen begann. Das ist auch noch gar nicht lange her. Ein gutes Jahr. Vorher war Gertrud wohl daheim bei dem kleinen Moritz. Also, sie ist übergegangen, die Stockinger, und hat die Nachbarin begrüßt und auf einen Kaffee eingeladen, und plötzlich war es Gertrud aus München. Und die war gar nicht besonders erfreut über die alte Bekannte. Hat eine Weile gedauert, bis sie den angebotenen Kaffee

getrunken hat. Sie hatten auch nicht sonderlich viel Kontakt. Gertrud kam erst in den letzten Wochen öfter ins Café.«

»Wollte halt nicht an die Vergangenheit erinnert werden«, überlegte Franza, »was ich jetzt nicht sehr verwunderlich finde bei all dem, was passiert ist. Also ich freue mich auch nicht unbedingt, wenn ich auf Zeugen meiner Niederlagen in der Vergangenheit treffe.«

Arthur zuckte die Schultern, nickte.

»Gut«, sagte Felix. »Viel zu tun, Leute. Sauviel zu tun.«

Sie streckten sich noch ein bisschen in der milden Septembersonne, gaben sich ihren Gedanken hin. Die Welt, dachte Franza, die Welt fließt immer wieder ein bisschen ins Nichts.

Felix nahm den Faden wieder auf. »Hatte Hanna das eigentlich vor? In die Welt hinauszuziehen?«

Auch wieder zurück, dachte Franza, sie fließt auch wieder zurück, aber nicht alle können sich darauf verlassen.

Arthur schüttelte den Kopf. »Also die Stockinger meinte nein. Sie war ja noch mitten im Studium, hatte keinen Abschluss. Schien ein rascher Entschluss gewesen zu sein. Wohl eine Schockreaktion, wenn ihr mich fragt, nachdem der Freund plötzlich tot war.«

»Ja«, sagte Franza, »das entspricht in etwa dem, was Frau Brendler mir auch erzählt hat. Hanna ist wohl eine Weile gereist, sie meinte zwei Jahre etwa, wusste das aber dann nicht genau. Der Kontakt war abgerissen und sie konnten ihn auch nicht mehr herstellen.«

»Was da wohl genau in Griechenland passiert ist?«, fragte Felix nachdenklich. »Würde mich sehr interessieren. Ob da der Schlüssel liegt?«

»Wir werden morgen über Interpol die griechischen Kollegen kontaktieren«, sagte Franza, »und ein bisschen nachfragen. Die werden damals ja wohl untersucht haben, wie das geschehen konnte.«

»Hab ich mir schon erlaubt zu veranlassen, Chefin«, grinste Arthur ein bisschen verlegen. Franza nickte anerkennend. »Guuut!«, sagte sie, »guter Junge!« und lächelte. Die Kollegen nickten.

Arthur ergriff erneut das Wort. »Ja«, sagte er, »und ich habe noch was. Ihr erinnert euch doch an den Kerl, der zweimal hintereinander ins Café kam und sich als Gertruds Besucher ausgab?«

Alle nickten und Arthur verkündete: »Durch diesen Mann sind wir überhaupt erst auf Tonio gekommen. Denn als wir mit dem Phantombild fertig waren, wurde die Stockinger plötzlich ganz blass und meinte ...«, Arthur machte eine dramaturgisch wichtige Pause, »das sei ...«, wieder Pause, »Tonio.«

»Ach«, sagte Franza.

»Wow«, sagte Hansen.

Felix pff durch die Zähne.

»Aber der kann's natürlich nicht sein«, fuhr Arthur fort, »denn der ist ja tot. Ertrunken in Griechenland. Vor zweiundzwanzig Jahren. Außerdem, wenn er es wäre, dann hätte sie ihn vielleicht gar nicht erkannt, da er ja dann doch um eben diese zweiundzwanzig Jahre älter wäre und auch entsprechend anders aussähe. Ich meine«, sagte er, stellte sich neben Felix, lächelte ihn treuherzig an und fügte an Franza gerichtet hinzu, »zwischen ihm und mir ist doch ein Unterschied, oder?«

»Ja«, sagte Franza und musste ein bisschen grinsen, »ja, definitiv! Zweiundzwanzig Jahre machen wirklich was aus.«

Felix warf Franza einen grimmigen Blick zu. »Verräterin!« Und zu Arthur gewandt: »Ich wünsche dir, mein Lieber, dass du ganz schlecht alterst!«

Arthur lachte. »Ja, Chef, ich werde es mir zu Herzen nehmen.«

Sie dachten nach. Ein Sohn also vielleicht. Ein jüngerer Bruder. Eher ein Sohn. Einer aus einem vorigen Leben.

»Haben wir den Nachnamen von diesem Tonio?«

»Haben wir.«

»Gut. Verwandtschaften feststellen.«

»Wird allerdings schwierig, falls dieser vermeintliche Nachkomme einen anderen Familiennamen trägt. Was durchaus im Bereich des Möglichen liegt.«

»Na ja, vielleicht haben wir Glück. Braucht der Mensch doch auch mal.«

Felix' Handy klingelte. Er holte es heraus, es war neu, ein BlackBerry.

»Ach«, sagte Franza.

»Wow«, sagte Hansen.

Arthur pff durch die Zähne.

Felix lächelte milde, schaute auf das Display und ging ein paar Schritte weg. Ein bisschen Turteln mit Angelika, das tat er neuerdings hin und wieder zwischendurch. Die anderen schwiegen andachtsvoll. Als er wiederkam, legte er das Wunderding auf den Tisch. »Da staunt ihr, was?«

»Da staunen wir«, sagte Hansen, ergriff das BlackBerry und betrachtete es von allen Seiten.

»Da staunen wir nicht wirklich«, sagte Arthur und griff in seine Hosentasche. »Ich hab auch eins.«

»Da staunen wir doch«, sagte Franza, »wenn sich unser Felix solch ein kleines, niedliches Männerspielzeug anschafft. Kommst du in die Wechseljahre, mein Herz? Oder in die Midlife-Crisis? Allerdings hätte ich in so einem Falle auf ein etwas größeres Spielzeug getippt, auf ein scharfes Cabrio beispielsweise.«

Sie lachten.

»Oder ...«, begann Hansen und bekam ein verklärtes Gesicht, »... oder eine scharfe ...«

»Stopp!«, sagte Franza und hob die Hände. »Stopp!!! Das wollen wir jetzt nicht hören, lieber Kollege Hansen!«

Wieder lachten sie, und Felix packte Hansen an den Schultern und rüttelte ihn ein bisschen hin und her.

Schön ist das, dachte Franza, hier zu stehen, zu lachen und zu wissen, du gehörst dazu und sie nehmen dich, wie du bist. Du darfst sein, wie du bist. Sie nehmen dich ernst, aber lachen auch mit dir. Auf diese Weise geht man nicht unter, dachte sie, man bleibt oben und kann sich dem Leben stellen.

Doch so war es eben nicht immer, es gab Fallen, gab Steine. Manche stürzten, gingen unter, und dann ... kamen sie, die Ermittler, und stellten klar und stellten fest. Ein ewiger Kreislauf, der immer in Bewegung war und der, wenn man es pragmatisch sah, ihnen das Leben sicherte, ihr Einkommen, ihre wirtschaftliche Basis. Alles hatte seinen Platz.

»O.k.«, sagte Franza, »ich glaube, das hängt alles zusammen. Ich bin hundertprozentig überzeugt davon. Das sind keine Zufälle. Dieser junge Mann, Tonio. Der plötzlich auftaucht. Mit Gertrud in Verbindung tritt. Die darüber zu Tode erschrickt. Hanna. Die zum ersten Mal seit mehr als zwanzig Jahren in diese Stadt kommt. Und spurlos verschwindet. Nein, das können keine Zufälle sein. Das hängt alles zusammen. Und mit Gertruds Tod. Und ihrer Vergangenheit. Wenn wir ihre Vergangenheit kennen, ihre Geschichte, sehen wir das Motiv. Und wissen, warum sie sterben musste. Und haben den Mörder.«

»Was könnte das Motiv sein? Was glaubst du?«

Franza lächelte, er war noch so jung, der Arthur, er wusste noch so wenig vom Leben.

»Liebe«, sagte sie, »ist das Motiv«, und zupfte ihm einen Fussel von der Jacke, »Hass, Rache. Wie meistens.«

Sie schwiegen. Ein bisschen andächtig. Eine winzige Weile. Längst war der Toast auf Felix' Pappteller kalt geworden. Franza hatte ihren Kaffee ausgetrunken.

»Isst du nichts?« Felix schaute Arthur an.

Arthur schüttelte den Kopf. »Karolina kocht.«

»Ach, du liebe Zeit«, sagte Felix, »solltest du dann nicht gerade etwas essen?« Franza prustete laut heraus und stieß Felix in die Rippen. »Also sag mal, es gibt auch Frauen, die kochen können! Schau mich an! Du hast mit deiner Angelika halt einfach Pech!«

»Stimmt«, sagte Felix und nickte anerkennend. »Du kannst backen, braten, kochen, wirklich alles. Eine richtige Perle.« Er schaute Arthur mitleidig an. »Na, Junge, magst du meinen Toast haben?«

Arthur kniff kurz die Augen zusammen. »Ich glaube, sie macht so einen ... Auflauf. Es klang ...«, er überlegte, »ich weiß nicht genau.«

»Stimmt«, sagte Felix und schob Arthur seinen Teller hin. »Alles muss man nicht genau wissen. Und auch nicht ertragen.«

Franza lächelte, schloss die Augen und ließ die Gedanken wandern. Alles wie immer. Da wurde gestorben und dort geheiratet und hier geplänkelt. Da gab es Menschen, die waren plötzlich ... allein. Dort waren sie für eine Zeitlang ... zusammen. Hier lachten und blödelten sie, obwohl kaum etwas an ihrer Arbeit zum Lachen war, aber vielleicht taten sie es genau deshalb. Vielleicht musste man gerade deshalb lachen und lebendig sein, denn man wusste doch nie, auf welcher Seite man gerade stand, wohin das Pendel ausschlug.

»Es gibt ein Tagebuch«, sagte Franza plötzlich und öffnete die Augen. »Gertrud hat damals ein Tagebuch geführt. Frau Brendler wusste davon. Haben wir eins gefunden?«

Sie überlegten. »Nein«, sagte Felix, »nicht dass ich wüsste.«

»Wirft man Tagebücher weg?«

»Nein«, sagte Felix, »eher nicht. Angelika hat ihre alle noch.«

»Ich auch«, sagte Franza, »ich auch. Gut versteckt in einer Schublade. Ich könnte sie nie wegwerfen. Da stehen doch alle meine Liebesgeschichten von früher drin.«

»Hm«, machte Arthur, »das ist zweifellos nicht uninteressant, aber was willst du damit sagen?«

»Dass wir noch mal suchen sollten. Und zwar sehr gründlich.«

32 Lilli starrte die Wörter an, bis sie vor ihren Augen verschwammen. Immer wieder kehrte sie zu ihnen zurück, immer wieder. Sie ließen sie nicht mehr los, sie hielten sie in Bann, diese Wörter, die da in einem Monolog über die Seiten des Tagebuches hinflossen, einmal sprangen sie hierhin, einmal dahin, einmal schien alles voller Glück, voller Zuversicht, dann folgten Stürze in tiefste Traurigkeit.

»Ich werde nicht weiterstudieren«, hatte Lilli dem Großvater heute Mittag endlich gesagt, als sie sich in der Stadt getroffen hatten, »ich werde nicht in deiner Kanzlei arbeiten.«

Er hatte genickt, es zur Kenntnis genommen. Es war die Zeit, Dinge einfach hinzunehmen, zu akzeptieren, weil sie unausweichlich waren, das hatte er endlich erkannt.

»Ich habe Fehler gemacht«, hatte er gesagt und sich den Mund mit der Serviette abgewischt, »ich habe große Fehler gemacht.«

Sie fragte nicht nach. Fehler, ja, sie fragte nicht, was oder wen er meinte, Gertrud oder Hanna oder etwa sie, Lilli. Sie wollte es nicht wissen, sie hatte zu viel erahnt und zu viel erfahren in diesen letzten Wochen und Monaten, zu viel aushalten müssen, sie wollte nicht noch mehr wissen.

»Vielleicht«, sagte er und sie erkannte mit Staunen, dass seine Stimme brüchig geworden war, »vielleicht können deine Großmutter und ich eines Tages ...«

Er brach ab. Ein alter Mann, dachte sie erstaunt, ist er geworden, ein alteralter Mann.

»Ja«, sagte sie, »vielleicht.« Er schaute sie dankbar an.

Sie dachte an den Brief, der im Schreibtisch ihrer Wohnung lag, ganz zuunterst, unter den Dokumenten, unter all den anderen Briefen, die in ihrem Leben Bedeutung hatten. Sie dachte daran, dass er schon lange da lag, dass sie ihn noch immer nicht geöffnet hatte und also immer noch nicht mit Sicherheit wusste, was sie schon lange zu ahnen glaubte. Der Brief war angekommen, kurz bevor sie nach England flog. Sie erinnerte sich, dass ihr Herz begonnen hatte, schneller zu klopfen. Sie wollte das Kuvert öffnen, langsam, vorsichtig, spürte ein nervöses Grummeln in der Magengrube, doch plötzlich ließ irgendetwas sie zögern und sie legte den Brief auf den Tisch zurück. Da lag er dann drei Tage, bis es Zeit war zum Flughafen zu fahren. Als sie die Klingel hörte und Gertruds Stimme: »Lilli Liebes, bin da! Wir müssen los!«, nahm sie endlich das Kuvert wieder zur Hand, dieses Papier, das ihre Finger zu verbrennen schien, und legte es in die Schublade. Zuunterst. Unter die Dokumente. Unter die Briefe, die in ihrem Leben wichtig waren. Nein, sie wollte nicht wissen, was darin stand, sie wollte der Wahrheit, wie immer sie war, noch nicht ins Gesicht blicken.

»Hier«, sagte sie draußen auf dem Gang, nachdem sie die Wohnungstür abgeschlossen hatte, »hier hast du meine Schlüssel. Bewahrst du sie auf?«

»Klar«, sagte Gertrud und steckte sie ein. »Ich schau alle zwei Wochen mal vorbei, ob alles in Ordnung ist.«

»Ja«, sagte Lilli, »mach das. Danke, Mama!«

Dann war sie nach London geflogen. Dann war sie zurückgekehrt und der Brief lag noch immer da, wo sie ihn hingelegt hatte, zuunterst in der Schublade, unberührt, ungeöffnet, ungelesen.

33 Kristin stand vor der Tür.

Der Schreck war Tonio in die Knochen gefahren, als es plötzlich geklingelt hatte, er war an die Wand zurückgetaumelt und hatte sich festhalten müssen. So schnell hatten sie ihn also gefunden? So schnell?

Es war unfassbar. Unvorstellbar unfassbar.

Wie in Trance spürte er, wie alles Blut in seinem Körper zum Herzen strömte, wie dieses zu pochen begann und zu pochen und zu pochen und es die Adern fast zerriss. Tonio hielt den Atem an, presste die Hand vor den Mund, aber das Klingeln hörte nicht auf. Schon wartete er darauf, dass sie »Polizei!« rufen würden und »Machen Sie die Türe auf! Wir wissen, dass Sie da sind! Das Haus ist umstellt! Sie haben keine Chance! Geben Sie auf! Sie können nicht entkommen!«, wie man das eben aus Filmen kennt.

Und tatsächlich begann jemand zu rufen. Laut. Ungeduldig. Dass es im ganzen Haus zu hören sein musste.

Aber es war keine barsche Polizistenstimme, es war eine Stimme, die er kannte, es war Kristins Stimme, und als er das erkannte, warf der Schreck ihn noch einmal um, oder eigentlich ... nach vorne, aber eigentlich war es die Überraschung, eine freudige Überraschung, denn nichts hatte er sich doch in den letzten beiden Nächten sehnlicher gewünscht – als sie hier zu haben, als Trost, als Hoffnung, als Unterstützung in dieser Scheißsituation.

»Bist du da?«, rief sie. »Tonio! Bist du da?«

Tief durchatmen, dachte er, ganz tief durchatmen. Und er tat es und konnte sich endlich von der Wand abstoßen und die Tür öffnen und da stand sie, Kristin, mit hochgerecktem Kopf, die Hände in den Hüften.

»Du Affe«, sagte sie. »Du blöder Affe! Stellst mir meine Sachen vor die Tür und haust ab! Bist du noch ganz dicht?«

»Aber das wolltest du doch«, sagte er und gewann langsam seine Fassung zurück, »du wolltest doch, dass ich dir die Sachen vor die Tür stelle.«

Sie zog die Augenbrauen hoch, schüttelte den Kopf, prustete heftig durch die Nase. »Männer!«, stieß sie hervor, »Unmögliches Volk! Mäännnnner!!«

Es wurde still, einen Augenblick lang, zwei, dann sagte sie – und ihre Stimme war plötzlich anders, war weich und ein wenig zittrig – sie sagte: »Lässt du mich rein?«

Und er: »Ja. Natürlich. Ja.«

Er trat einen Schritt zurück und sie kam herein.

Er wies ihr den Weg. Vorsichtig setzte sie einen Fuß vor den anderen, Neuland war, was sie betrat, sie spürte es und zeigte die nötige Aufmerksamkeit.

Später saßen sie bei zwei Gläsern Wasser am Küchentisch. Sie schauten sich an, die Dämmerung floss herein und machte das Licht weich.

»Wie hast du mich überhaupt gefunden?«, fragte er und dachte, dass es ein Gedanke gewesen war – er hatte sie rufen wollen, plötzlich war sie da.

»Du glaubst doch wohl nicht im Ernst, dass ich mir den Namen des Notars nicht gemerkt habe«, sagte sie und grinste ein bisschen verschämt.

»Aha«, machte er, »und?«

Sie zuckte die Schultern. »Und was?«

»Na ja, zwischen dem Namen eines Notars und der Adresse einer Wohnung ist ja noch mal ein großer Schritt«, sagte er, schob seinen Arm in die Mitte des Tisches und hoffte, dass sie das auch tun würde.

»Findest du?«, fragte sie, lehnte den Kopf an die Wand und schaute ihn aus halbgeschlossenen Augen ein wenig müde an.

Er nickte.

»Ja«, sagte er, »find ich schon.«

»Ich nicht«, sagte sie und lächelte.

Tonio beugte sich vor. »Der hat dir also tatsächlich die Adresse verraten?« Er versuchte sich vorzustellen, was wohl die Gegenleistung gewesen war. »Darf der das überhaupt? Fällt das nicht unter Datenschutz?«

Sie zuckte die Schultern. »So ein Notar ist doch auch nur ein Mensch mit einer empfindsamen Seele.«

Er staunte. »Du Biest! Was hast du gemacht?«

Ihr Lächeln wurde geheimnisvoll. »Du musst nicht alles wissen.«

O.k., dachte er, wo sie recht hat, hat sie recht. Ich muss nicht alles wissen, wirklich nicht, Hauptsache, sie ist bei mir.

Vögeln, dachte er, erst das Leben spüren, dann alles andere wissen wollen. Oder auch nicht.

»Du scharfes Ding du«, sagte er.

»Ja«, sagte sie.

»Schlafen«, sagte er. »Mit dir. Jetzt.«

Er spürte, dass er so scharf auf sie war wie nie zuvor, trotz all der schrecklichen Dinge, die passiert waren.

Sie spürte es auch, seine Schärfe, seine Erregung, die kam über den Tisch zu ihr gekrochen, die setzte sich in ihre Haut, ihre Augen, ihr Denken und Fühlen. Sie mochte

das, sie mochte das sehr, und sie ahnte, dass sie ihn nun hatte, ihn endlich hatte, und sagte: »Nein. Essen. Vorher. Hunger.«

»Hunger«, sagte er. »Ja. Genau.«

Auf sie. Auf die Wahrheit. Was immer die Wahrheit war. Auf sie. Auf die Wahrheit. Auf das Leben. Auf sie. In dieser Reihenfolge. In dieser Wichtigkeit.

»Auf roten Wein«, sagte sie. »Auf Risotto und kross gebratenen Fisch. Auf Karamellsoße. Auf Kuchen. Auf Schokolade. Dann ... auf dich. Und mich.«

»Ja«, sagte er, »ja«, langte über den Tisch in ihre Haarspitzen, schlang sie sich um den Finger.

»Hunger«, sagte sie. »Großer Hunger.«

»Ja«, sagte er und fragte sich, wie er sie je für einen Tausend-Euro-Schein halten können.

34 Ich könnte sie anrufen, dachte Lilli, stocherte mit der Gabel in den Strudelstückchen und schob sich endlich eins in den Mund. Es schmeckte nach Apfel, Zimt, Zucker und Butter, es schmeckte, wie es in Franzas Wohnung gerochen hatte, es schmeckte nach dem Duft, der aus dem Ofen geströmt war, während sie redeten. Über Kindheit. Über Fremdheit. Über Gertrud. Über Hanna.

Nein, nicht über Hanna.

Lilli wünschte, sie hätten es getan, über Hanna geredet, denn Hanna nahm immer mehr Raum in ihren Gedanken ein, je tiefer sie in das Buch vordrang, je mehr Gertruds Tagebuch offenbarte.

Woher sie es hatte? Auch das hätte Franza interessiert, ja, mit Sicherheit, aber Lilli konnte noch nicht daran rühren. Es lag ihr so schrecklich auf der Seele, dass sie es verschlossen hielt, vor sich selbst, noch mehr vor den anderen.

Manchmal sehnte sie sich danach, in ein Geschäft zu gehen, in ein teures, angesehenes, und einen Duft zu klauen, einen verdammten, verfluchten Duft, um ihn ins Klo zu schütten und abzuhaufen und vielleicht, verflucht noch mal, vielleicht merkte es endlich einer, so ein versiffter Kaufhausdetektiv, und erjagte sie endlich, erspürte und stellte sie, und das Schreckliche würde überdeckt sein mit dem Schrecklichen des Aktuellen, dass sie, Lilli, eine Diebin war. Vielleicht verlor der Tod dann ein wenig, vielleicht verlor Gertruds Tod und alles, was mit ihm zusammenhing, sich ein wenig in den Alltag, vielleicht wurde er fassbarer, vielleicht war er dann nicht mehr dasschrecklichstevonderwelt.

Aber er war dasschrecklichstevonderwelt und nichts, nichts konnte das überdecken, so sehr Lilli sich das auch wünschte. Die Bilder hatten sich in ihre Netzhaut gebrannt, die Zwiebel, das Messer, das Blut und Gertrud mittendrin, die Marmeladengläser, die Scherben, der süße Geruch nach eingekochten Zwetschgen, nach Zucker und einem

Schuss Brandy, für immer, das wusste Lilli, würde all das für sie zusammengehören.

Sie schluckte und schluckte und ließ die Tränen fließen und hoffte sehr, dass irgendwann einmal alles herausgeweint war, aber das würde wohl nicht so rasch geschehen.

Sie hatte das Tagebuch an sich genommen, als diese verfluchte Nacht allmählich zu Ende ging, sie war hoch ins Elternschlafzimmer, weil ..., weil ...

Sie wusste nicht, warum. Eingebung. Intuition. Vielleicht hatte sie gedacht, dort wäre sie noch anzutreffen, Gertrud, dort wäre ihr Duft noch in ihren Kleidern, im Kopfkissen, ein bisschen nur, ein bisschen ... und so war es ja auch gewesen.

Lilli hatte das Schlafzimmer betreten und war dann wie vom Blitz getroffen stehen geblieben, die Betten waren zerwühlt, auf dem Sessel lagen Kleidungsstücke, auf dem Nachttisch Bücher. Vorsichtig strich Lilli mit der Hand darüber, ja, man konnte Gertrud noch spüren in all ihren Dingen, ja, sie war noch da, wie ein Hauch, wie eine Helligkeit, wie liches Laub ...

Plötzlich hatte Lilli das Gefühl, in eine innere Ordnung einzudringen, die war zerbrechlich wie Glas und zitternd wie Schatten.

Langsam wurde Lilli und leise, um nichts zu zerstören, um nichts zu verschieben, um Gertrud nicht zu verscheuchen, vorsichtig setzte sie sich auf das Bett, auf Gertruds Seite, und es fiel ihr ein, dass sie da niemals gelegen hatte, niemals an Gertrud gekuschelt, weil sie dazu schon viel zu alt gewesen war, als sie in das Haus gezogen waren.

Jetzt, dachte sie, also jetzt! Sie legte sich in die Decken, kuschelte sich hinein und sog den Duft ein, der noch in den Kissen hing, und dachte an Gertrud, die dort unten in der Küche lag, in ihrem Blut, in der Marmelade, neben der Zwiebel, neben dem Messer.

Irgendwann erwachte Lilli aus ihrer Betäubung, kam hoch aus dem Bett und sah es. Was da lag. Auf dem Boden. Ein Buch. In rotes Leder gebunden, ein blaues Band darum geschlungen, verblasst die Farben. Lilli nahm das Buch und ihr Herz begann zu klopfen, als fühlte sie, als wüsste sie schon ...

Sie löste das Band, schlug das Buch auf, begann zu lesen.

Ich habe jetzt eine Schwester, hatte Gertrud in kindlicher Schrift auf die erste Seite geschrieben. Eine Schwester hat man für ein Leben. Meine Schwester heißt Hanna.

Lilli fühlte den Umschlag an den Händen, fühlte die Starre, dass sie in etwas Geheimes eindrang, fühlte, dass es gefährlich werden konnte, dass das Schreckliche sich noch steigern konnte, auch wenn das fast nicht zu glauben war.

Rasch schlug sie das Buch zu, wollte es zurücklegen. Leg es zurück, flüsterte es in ihrem Inneren, lies es nicht, tu es nicht.

Aber sie musste es lesen. Sie konnte nicht anders. Schlug das Buch wieder auf. Eine Schwester hat man für ein Leben, ich habe jetzt eine Schwester, sie ist gekommen wie der Blitz, ihre Haare sind wie Karotten, ihre Mutter ist ein Gespenst, wenn man ihren Arm

hebt, fällt er herunter, ihre Haut ist wie weißes Papier, das wir in der Küche haben, meine Schwester, die ich nun habe, heißt Hanna.

Langsam wurde es draußen hell, es ging gegen Morgen. Lilli schlug das Buch zu, öffnete das Fenster, vertraut der Blick nach draußen, der Garten, die Bäume, die Zwetschgen, Marmelade in der Küche, auch das vertraut, vor drei Tagen erst hatte sie Gertrud geholfen, der Geruch, die Hitze, Gertrud am Ofen, verschwitzt und müde, aber auf seltene Weise froh.

Verzeih mir, Gertrud, dachte Lilli, verzeih mir, Mama, ich liebe dich. Ich habe dich immer geliebt, aber du bist so fremd gewesen, so fern, wie eine gläserne Puppe manchmal, wie die Gardinen, wenn du sie gewaschen und im Garten aufgehängt hast. Ich bin in die Gardinen gelaufen, sie flatterten um mich herum und klatschten mir ihre Nässe ins Gesicht, und so ist es, Mama, manchmal auch mit dir gewesen. Du hast mir deine Nässe ins Gesicht geklatscht, deine Panik, mich zu verlieren aus irgendwelchen Gründen, die ich nicht kannte und die mir Angst machten, Angstangstangst. Jetzt ... weiß ich viel und noch immer nicht alles.

Franza, dachte Lilli über den Apfelstrudel gebeugt, Franza, du kannst mir auch nicht helfen. Keiner. Man muss sich selber helfen. Immer. Vielleicht, dachte Lilli, ist es der Apfelduft, den ich immer vermisst habe, vermischt mit Butter und Zimt, vielleicht. Vielleicht wäre es auch der Zwetschgenduft gewesen, vermischt mit Zucker und Zimt, und ich habe es nicht erkannt, aber jetzt ... nicht mehr, kein Zwetschgenduft, nein, nie mehr.

Sie war irgendwann gegangen, hinausgestolpert, vorbei an der Küche, in der Tasche das rote Buch, hinein ins Auto, zurück in die Stadt, an die Donau, fiel ins Laufen, hetzte durch den beginnenden Morgen, ein Schatten, der sich selber suchte, sich in der Welt.

Als sie über das Wasser gebeugt den im morgendlich fahlen Mondlicht glitzernde Schemen ihres Gesichts sah, kam ihr Mageninhalt hoch, eine gewaltige Fontäne schoss aus ihrem Körper und ergoss sich im Wasser in ihr Gesicht, es zerfloss in tausend Wellen.

Später in ihrer Wohnung machte die Stimme auf dem Anrufbeantworter sie frösteln, die Stimme und der Satz, der sie vor fast drei Stunden aus ihrer Wohnung getrieben hatte, hinaus aus der Stadt und zu ihrem Elternhaus, zu Gertrud.

Nun flüchtete sie erneut vor der Stimme, vor dem Satz, vor dem roten Buch, flüchtete ins Bad unter die Dusche, vergaß Zeit und Raum, das Wasser rann heiß an ihr herunter, ihr Kopf fiel nach hinten, von den Haaren gezogen, alles war voller Dunst. Mit geschlossenen Augen hockte Lilli unter der Dusche, die Arme um ihren Körper geschlungen, als wollte sie ihn schützen gegen jede Unbill des Lebens, gegen jedes schreckliche Wissen, gegen jede schreckliche Ahnung. Als sie endlich herausstieg, war es, als erwache sie aus tiefem Schlaf.

Sie rieb ihre aufgeweichte Haut trocken, wand ihr Haar in ein Handtuch und ging hinaus zum Telefon. Auf dem AB immer noch Gertruds Stimme, verzerrt von Angst,

verzerrt vom eigenen Entsetzen: »Ich habe etwas Schreckliches getan, Lilli, komm her, komm zu mir, Lilli Liebes, ich habe etwas Schreckliches getan.«

35 Es war einfach gewesen, Tonios Familiennamen herauszufinden, ein Anruf bei Renate Stockinger hatte genügt. Die Frau hatte wunderbarerweise ein bewundernswertes Gedächtnis. Aber das war's dann auch schon mit den Wundern. Und mit dem Glück, denn sehr schnell stellte sich heraus, dass Tonio keine registrierten Nachkommen hatte, lediglich ein Vater war aufzutreiben, der war allerdings vor nicht allzu langer Zeit verstorben.

Na gut, dachte Arthur, als er sich seinen Frust von der Seele geflucht hatte und wieder ein wenig zufriedener war, dann lassen wir uns halt was anderes einfallen. Tonios alter Herr wird schließlich Nachbarn gehabt haben oder Freunde oder was auch immer, und irgendwer weiß doch immer irgendwas und bringt uns ein winziges Stückchen weiter.

Aber ganz sicher war Arthur sich nicht, vielleicht hatte er auch nur einen Hund gehabt, der alte Mann, oder eine Katze oder, noch schlimmer, einen Wellensittich. Vielleicht war er im Alter böse geworden und hatte sich alle Nachbarn vergrault.

Wir werden sehen, dachte Arthur und seufzte, wir werden wie immer sehen.

36 Felix seufzte auch. Abend, endlich! Heim zu Frau und Kindern! Morgen war auch noch ein Tag. Morgen würden sie Rabinsky vernehmen, den Ehemann, der ein winziges bisschen gelogen hatte, wie sie nun wussten. Dabei war es gar nicht so leicht gewesen, das herauszufinden. Die Freunde hatten dichtgehalten, entweder, weil sie tatsächlich nichts wussten oder weil sie rechtzeitig von Rabinsky instruiert worden waren. Schwer zu sagen.

Lars Beuerle, dessen Geburtstag sie gefeiert hatten, war ein großer, kräftiger Mann, Werbegraphiker, wohnte mit Frau und Kindern in einem Reihenhäuschen mit Garten in der Vorstadt. »Eigentlich«, sagte er, nachdem sie in der Küche Platz genommen hatten, »eigentlich war auch Gertrud eingeladen. Wäre sie bloß mitgekommen.«

Felix nickte. Ja, dachte er pragmatisch, dann säße ich jetzt nicht hier, sondern daheim mit den Zwillingen im Arm.

»Tja«, sagte er, »so was kann man halt nie wissen.«

»Nein«, sagte Beuerle, »kann man wohl nicht. Aber was hab ich damit zu tun? Was wollen Sie denn jetzt von mir?«

Stellt sich ein bisschen dumm, dachte Felix, tut, als ob er von Tuten und Blasen keine Ahnung hat. »Uns interessiert Herrn Rabinskys Alibi.«

Beuerle hob erstaunt die Augenbrauen. »Warum? Sein Alibi? Warum? Sie verdächtigen ihn doch nicht etwa? Das ist doch lächerlich!«

Felix schüttelte den Kopf. »Reine Routine. Wir müssen einfach allen Möglichkeiten nachgehen. Sie wollen doch auch, dass Frau Rabinskys Mörder gefunden wird, oder?«

Wie oft hab ich genau diese Frage schon gestellt, dachte er, genau diese Frage, wie oft. Und jetzt kommt gleich genau diese Antwort ...

»Aber natürlich will ich das!«

... genau diese Antwort, dachte Felix und verdrehte innerlich die Augen, wie oft.

Er verzog die Lippen zu einem feinen Lächeln. »Na, sehen Sie! Also erzählen Sie doch einfach mal, wie Sie diesen Abend verbracht haben.«

Beuerle kratzte sich am Kinn. Könnte eine Rasur vertragen, dachte Felix, ich aber wahrscheinlich auch, strich sich selbst über Kinn und Wangen, spürte die kratzigen Stacheln und ahnte, dass er damit bei Angelika heute nicht mehr landen würde.

Ein Geräusch hinten an der Tür. Eine Frau kam herein, groß, schlank, ansehnliche Brust in einem ansehnlich ausgeschnittenen T-Shirt.

Ansehnliche Dinger, dachte Felix und war für drei Augenblicke hormongesteuert.

»Meine Frau«, sagte Beuerle und zu ihr gewandt fuhr er fort. »Stell dir vor, Rieke, sie verdächtigen Christian. Wegen dieser Sache mit Gertrud. Ist das nicht absoluter Wahnsinn?«

»Na ja«, sagte sie leichthin, »er hat doch ein Alibi. Wir geben ihm doch eins.«

Sie kam heran, begrüßte Felix, lächelte, setzte sich zu ihnen an den Tisch.

»Also«, sagte Beuerle und wirkte leicht angespannt, »wir waren im ›fiftyfour‹ von sieben bis zehn und anschließend noch im ›jealousy‹, das ist dieser Nachtclub in der Innenstadt.«

Felix nickte. Nobel, dachte er, man leistet sich was.

»Da ging es dann sicher noch bis etwa drei Uhr morgens«, fuhr Beuerle fort und zuckte mit den Schultern. »Man hat ja nicht jeden Tag Geburtstag.«

Wofür entschuldigt er sich denn, dachte Felix, ausgiebiges Feiern ist nicht strafbar.

»Und Sie sind sich sicher, dass Herr Rabinsky die ganze Zeit anwesend war?«, fragte er.

»Ja«, sagte Beuerle, ohne nachzudenken, und warf einen kurzen Blick auf seine Frau. »Natürlich bin ich sicher. Wir waren eine Gruppe von neun Leuten. Die werden Ihnen das alle bestätigen. Alles Paare. Bloß Christian war allein.«

»Warum eigentlich«, fragte Felix. »Wissen Sie, warum seine Frau nicht dabei war?«

»Hm«, machte Beuerle nachdenklich, »ich muss gestehen, ich weiß es nicht. Weißt du es?«

Er schaute seine Frau an. Sie nickte. »Ja«, sagte sie, »ich habe Christian gefragt und er meinte, Gertrud hätte noch eine Menge Vorbereitungen zu treffen, weil sie ein paar Tage nach Griechenland fahren wollte. Na ja, ich fand das nicht ganz in Ordnung, muss ich sagen. Hätte sie auch am nächsten Tag machen können. Aber so war sie halt. Man

konnte sich nie wirklich auf sie verlassen.«

»Bitte«, sagte Beuerle ein wenig unwirsch, »bitte, Rieke, hör auf damit.«

»Wieso?«, fragte sie. »Weil man über Tote nichts Schlechtes sagt? Aber wenn's doch die Wahrheit ist!«

Sie wandte sich an Felix. »Oder, Herr Kommissar?«

»Ja«, sagte Felix, »wenn es die Wahrheit ist, wollen wir sie gerne hören. Wie war denn die Ehe?«

Sie überlegte kurz. »Keine Ahnung«, sagte sie und schaute ihren Mann an. »Man sieht doch nicht hinein. In niemanden. Oder?«

»Da haben Sie natürlich recht«, sagte Felix und beschloss, auf den Punkt zu kommen und dann das Gespräch zu beenden. »Also noch einmal: Sie beide sind sich sicher, dass Herr Rabinsky die ganz Zeit anwesend war, dass er die Feier nicht zwischendurch für einen Zeitraum von etwa eineinhalb Stunden oder so verlassen hat. Ich meine, das ist lang, das müssten Sie doch bemerkt haben.«

Beuerle hob die Schultern. »Wie gesagt.«

»Und Sie, Frau Beuerle, können das auch bestätigen?«, fragte Felix und erlaubte sich einen flüchtigen, abschließenden Blick auf ihre Dinger.

»Wie mein Mann schon sagte«, lächelte sie.

»Ihnen beiden ist klar, dass Sie sich strafbar machen, wenn Sie uns nicht die Wahrheit sagen.«

Beuerle zuckte die Schultern. »Warum sollte ich lügen?«

»Eben«, sagte Felix und erhob sich. »Warum sollten Sie? Warum lügen die Menschen überhaupt?«

Weil es eben immer Gründe dafür gibt, dachte er, immer, und lächelte ein bisschen.

»Tja«, sagte Beuerle, »das ist ja nun schon fast eine philosophische Frage, nicht wahr?«

»Genau«, sagte Felix, »und weil die Beantwortung philosophischer Fragen immer viel zu lange dauert, fangen wir besser gleich gar nicht damit an und ich geh lieber und stör Sie nicht länger.«

»Nein, nein, Sie haben nicht gestört«, beeilte Beuerle sich zu erwidern, reichte Felix die Hand und rang sich noch ein höfliches Lächeln ab.

»Ich bringe Sie zur Tür«, sagte Rieke Beuerle und ging Felix voraus auf den Flur zur Haustür. Sie öffnete sie, ließ ihn hinaus, doch bevor er sich entfernte, beugte sie sich ihm zu und ein etwas fades Parfüm waberte in Herz' Nase.

»In einer Stunde«, flüsterte sie, »in einer Stunde am Stadtpark beim Eingang zum Eispavillon.«

Überrascht nickte er. Geplatzt also, dachte er, das Alibi. Er dachte an Moritz und Lilli. Es tat ihm leid.

37 Offensichtlich hatte der gute Herr Rabinsky seine Freunde gut instruiert und vor allem gut im Griff, denn bei den nächsten drei Besuchen erging es Felix ähnlich. Die Paare schworen alle Bein auf Stein, dass Rabinsky die Geburtstagsgesellschaft den ganzen Abend nicht verlassen hatte. Franza, als sie später noch kurz im Büro zusammentrafen, wusste nichts anderes zu berichten.

Aber da war ja noch der Eispavillon, an dessen Eingang Frau Beuerle auf und ab ging, wie Felix schon von weitem bemerkte.

»Frau Beuerle«, sagte Felix, als er herangekommen war, und lächelte. »Sie wollten mir noch etwas mitteilen?«

Sie sah gut aus, fand er, ein bisschen tussenhaft vielleicht und in ihrem Täschchen führte sie einen Tussenhund mit sich, wie Marlene, Felix' Älteste, es genannt hätte, eine kleine kläffende Ratte.

»Ja«, sagte sie und lächelte auch. »Laden Sie mich auf einen Kaffee ein? Kann die Polizei sich das leisten?«

»Kann die Polizei«, erwiderte Felix. »Wenn ich bitten darf!«

Sie ließ das Alibi platzen, dass es eine Freude war. Oder auch nicht. Er musste wieder an die Kinder denken, nein, es war keine Freude.

Sie erzählte, Rabinsky sei beim Essen von einem ungeschickten Kellner angerempelt worden, wobei er sich sein Glas Rotwein über Hemd und Hose geschüttet habe, den genauen Ablauf wisse sie aber nicht, sie sei kurz auf der Toilette gewesen. Auf alle Fälle sei ihm diese patschnasse Angelegenheit irgendwann zu unangenehm geworden und er habe gesagt, er wolle rasch ins Büro fahren, dort könne er duschen, dort habe er immer ein Reservehemd und eine Hose hängen, das käme ihm jetzt gerade recht. Eine Stunde etwa sei er weg gewesen, vielleicht eine Spur länger, und erst im »jealousy« sei er wieder dazugestoßen. Allerdings habe er sich merkwürdig verhalten, habe sich volllaufen lassen, dass er am Ende kaum noch stehen konnte. Obwohl, wenn man es recht betrachte, ihr Mann habe das genauso gemacht und die anderen im Grunde auch und wahrscheinlich hätten sie alle ihre Frauen nur deshalb mitgenommen, damit sie für die Heimfahrt billige Chauffeure hätten. Christian sei bei ihnen mitgefahren, bei seinem Büro habe sie ihn rausgelassen, hier, hatte er gemeint, wolle er übernachten, es sei zu kompliziert, jetzt nach Hause zu fahren.

Hier machte sie eine Pause, trank einen Schluck Kaffee, schaute Felix nachdenklich an.

Sie habe das alles zu Hause vor ihrem Mann nicht sagen wollen, fuhr sie fort, Christian habe angerufen und gebeten, ihm dieses Alibi zu geben. Sie müssten ihm alle glauben, er hätte mit dem Mord an Gertrud nichts zu tun, er sei im Büro gewesen, duschen, umziehen, das hätten sie ja alle mitbekommen, aber jetzt fehlten ihm halt diese Stunden und niemand könne das bezeugen und man wisse doch, wie pingelig die Polizei mit

zeugenlosen Alibis sei. Darum sollten sie doch alle so gut sein und ihm dieses Alibi geben, die Kinder hätten es doch ohnehin schon maßlos schwer, und wenn er, Christian, jetzt auch noch verdächtigt werde, umso mehr.

»Natürlich«, sagte Frau Beuerle, »haben wir ihm alle geglaubt. Christian ist doch keiner, der seine Frau umbringt. Im Gegenteil, der tut keiner Fliege was zuleide. Aber eine Lüge ist halt eine Lüge!«

Und dass es grundsätzlich keine gute Sache sei, die Polizei anzulügen und darum säßen sie nun hier und tranken Kaffee.

Fasziniert beobachtete Felix während ihres Redeschwalls, wie Stück um Stück der Nusstorte elegant zwischen ihren schmalen Lippen verschwand und wie sich in ihrem Ausschnitt diese appetitliche Spalte bildete, wenn sie sich vorbeugte, um ihn anzulächeln.

Mein lieber Schwan, dachte er, was hat der Christian ihr wohl angetan, dass sie nun derart diese Rache an ihm übt? Hat sie ihn mit diesen wundervollen Waffen in ihrer Bluse angebaggert? Und hat er sie trotz dieser Waffen abblitzen lassen, weil sie ihm vielleicht ... einfach ein bisschen zu viel geredet hat?

Er musste grinsen, lehnte sich im Sessel zurück und streckte die Beine aus. Nun hat der Tag doch einiges gebracht, dachte er zufrieden. Nicht zuletzt eine gute Aussicht.

38 »Max«, sagte Franza ins Telefon, »Max, bist du da?«

»Ja«, sagte er und war ein bisschen verwundert. »Das hörst du doch, dass ich da bin. Was ist denn los?«

»Ich meine«, sagte sie, »bist du daheim?«

»Ja«, sagte er, »bin daheim. Willst du kommen?«

»Ja«, sagte sie, »würde ich gern. Hast du was zu essen?«

Er lachte. »Ah, daher weht der Wind! Madame hat Hunger und vergessen einzukaufen. Gähnt dich dein leerer Kühlschrank an?«

»Ja«, sagte sie und war ein bisschen zerknirscht. »Wir haben einen neuen Fall und ich bin gestern erst spät heimgekommen und alle Geschäfte waren schon zu. Und jetzt knurrt mein Magen.«

»Sollen wir was essen gehen?«

»Nein«, sagte sie, »ich habe Lust auf Wohnungsruhe. Geht das?«

Er nickte, aber das konnte sie durchs Handy nicht sehen. »Sicher geht das«, sagte er. »Komm her.«

Sie legte auf, lehnte den Kopf an die Stütze und startete den Wagen. Eine Viertelstunde lang hatte sie nun vor ihrem Wohnhaus im Auto gesessen, müde von der Länge des Tages, ratlos, was mit dem Abend anzufangen war, enttäuscht, dass Christian Rabinskys Alibi geplatzt war.

Arthur und Felix waren heim zu ihren Frauen, wurden mit Essen erwartet und

wahrscheinlich auch ein bisschen betütert. Aber bei ihr wartete heute niemand, der sie betütern konnte, bei ihr warteten ein leerer Kühlschrank, eine leere Couch und ein voller Fernseher, aber dem konnte sie heute beim besten Willen nichts abgewinnen.

Port hatte Vorstellung und im Anschluss wollte er mit den Kollegen ein bisschen feiern, weil er diese Einladung nach Wien hatte. Franza seufzte. Ja, diese Wien-Geschichte, diese blöde Wien-Geschichte.

Abschied ... ein kleiner nur würde es sein, aber immerhin ... Franza dachte an ihre anderen Abschiede, das Wandern zwischen den Ländern mit den österreichischen Eltern, weil ihr Vater als technischer Ingenieur mal hier, mal da gebraucht wurde. Die längste Zeit ihrer Kindheit hatte sie gute dreißig Kilometer von hier in einem Haus mit dem Rauschen des Baches im Hintergrund verbracht. In der Nachbarschaft hatte Sonja mit ihren Eltern gelebt, auch sie waren Österreicher, auch sie »Berufsnomaden«.

Franza war zwölf, als die Familie nach Österreich zurückkehrte. Der Vater war an die Spitze seines Unternehmens aufgestiegen, so lebten sie die folgenden Jahre in der Nähe jener Hauptstadt, aus der sie stammten, in der Nähe der Donau. Wie auch jetzt. Das war geblieben. Die Donau. Als Beständigkeit. Als Fixum. Als Maß.

Irgendwann Studium und Franza spürte die Sehnsucht nach der Welt in den Adern, also ein Jahr London, danach Frankfurt, wo sie hängenblieb. Max und Borger traf, schließlich Felix. Schöne Zeiten. Schönes Leben. Kleine Lieben, schließlich die große – Max.

Später der endgültige Abschied von Österreich, weil klar war, dass sie bei Max bleiben würde, dass sie heiraten und sich hier in dieser Stadt im südlichen Deutschland ansiedeln würden.

Wieder später starb Franzas Vater plötzlich und unerwartet an einem Herzinfarkt und die Mutter begann zu vereinsamen und verbrachte viel Zeit bei der Tochter und wie der Zufall es wollte, entdeckte sie eines Tages, dass das alte Haus am Bach zum Verkauf stand – und sie kaufte es. Und renovierte es. Und zog ein. Und wohnte dort, bis das Leben allein zu beschwerlich wurde und sie ins Seniorenheim umsiedelte, wo sie bis zu ihrem Tod lebte.

Seither war Franza Besitzerin des »Bachhäuschens«, wie sie es nannte. Irgendwann würde sie es wohl verkaufen.

Schon witzig, dachte sie, dass im Laufe der Jahre irgendwie alle hier gelandet waren, Herz, Borger, ja sogar Sonja gab es immer noch, die Freundin aus der Kindheit am Bach, die Frau des Staatsanwalts.

Sie hatten sich nie wirklich aus den Augen verloren, waren einander wie Schwestern verbunden, waren gemeinsam in London gewesen, Sonja sogar noch ein zweites Jahr, hatte Sprachen studiert, übersetzte nun Bücher.

Dann war sie eines Tages zu Besuch gekommen und beim Bummeln durch die

Innenstadt war ihnen Dr. Brückl über den Weg gelaufen, damals gerade auf dem Sprung zur großen Karriere in der Staatsanwaltschaft, und Sonja hatte gemeint, sie hätte Kaffeedurst, und Herr Brückl hatte gemeint, was für ein Zufall, er auch. Also waren sie in ein Café gegangen, und irgendwann war Franza sich ein wenig überflüssig vorgekommen.

Die große Karriere war es für den Herrn Dr. Brückl nicht geworden, der hechelte er immer noch hinterher, aber eine Gefährtin hatte er gefunden, für nun schon eine sehr lange Zeit – Sonja.

Franza erinnerte sich noch, dass sie aus allen Wolken gefallen war, als Sonja ihr berichtet hatte, sie hätte sich bis ins Innerste ihres Herzens verliebt, es sei der Mann fürs Leben und sie sei sich so sicher wie nie zuvor.

»Dieses karrieregeile Arschloch willst du dir antun?«, hatte sie die Freundin völlig entgeistert gefragt, denn bis zu diesem Augenblick hatte sie die Sache für ein unbedeutendes Geplänkel gehalten. »Das kann doch nicht dein Ernst sein!«

»Sag das nicht«, hatte Sonja gebeten, »das ist er nicht. Kein karrieregeiles Arschloch. Du kennst ihn nicht. Er hatte keine einfache Kindheit.«

Ja, hatte Franza mit verdrehten Augen gedacht, das sagen sie alle. Das ist Ausrede für jedes Nichterwachsengewordensein.

Zu Sonja allerdings sagte sie das nicht, entschuldigte sich auch für ihren Ausbruch, sie wollte die Freundin nicht verlieren. Außerdem schufen sie nun wieder eine österreichische Enklave, tat manchmal gut im deutschen Exil, wie Franza es hin und wieder scherzhaft nannte.

Wenn sie zusammen waren, was regelmäßig geschah, redeten sie Dialekt wie damals, genossen die kleinen, besonderen Wörter, die nur ihnen gehörten, konnten immer noch lachen, wenn jemand versuchte, diese nachzusprechen und das meistens schrecklich misslang.

Ja, sie waren auch so etwas wie Schwestern, Sonja und sie, miteinander Verbundene, Vertraute. Glücklicherweise waren sie sich nie in die Quere gekommen, was ihren Geschmack für Männer betraf. Trotz der vielen Gemeinsamkeiten waren sie auch immer eigene Wege gegangen.

Das war bei Hanna und Gertrud schiefgelaufen, ganz offensichtlich. Du kannst eine behütete Kindheit haben, dachte Franza, liebevolle Eltern, Geld, eine gute Ausbildung, und trotzdem kann es passieren, dass du keinen Hang zum Glück hast, keinen Sinn, keine Gabe dafür. Wie traurig war das, wie schmerzlich traurig.

Max' Wohnhaus kam in Sicht. Sie suchte sich einen Parkplatz, ging zum Eingang, läutete. Im Lift fragte sie sich, wie all das mit Port und Max weitergehen würde und dass Port wohl irgendwann in absehbarer Zeit ein festes Engagement irgendwo ...

Nein, sie wollte nicht daran denken.

Dauergast bei Max dann? Oder er bei ihr? Vertrautheit gemeinsamer Fernsehabende?

Max' Speckbrot, das er allabendlich verspeiste und seine Frage: »Willst du auch?« Oder so ähnlich. Und ihre Antwort: »Nein, danke, ist schon zu spät, um was zu essen.« Oder so ähnlich. Und sein Schulterzucken: »Wie du meinst.« Oder so ähnlich.

Dann würde er sich auf die Couch setzen, den Fernseher einschalten und genüsslich zu essen beginnen. Eine Weile würde sie durchhalten, zwar würde sie ein wenig neidisch auf Max' hageren Körper schielen, der einfach kein Fett ansetzte, auch ein wenig auf das Speckbrot, das er manchmal mit Lauch verfeinerte oder mit Rettich oder auch bloß mit Salz und Pfeffer, aber ... sie würde durchhalten. Vorerst. Jedoch, wenn er schon fast zu Ende gegessen haben und es also fast zu spät sein würde, würde ihr der Mund endgültig wässrig geworden sein und ihre Hand würde beginnen auf die Seite auszuscheren. Schließlich würde es damit enden, dass Max ihr zuerst auf die Finger klopfte, dann jedoch seufzend nachgab, aufstand und noch ein Brot richtete, manchmal auch zwei.

Im Anschluss würde es Kaffee und Franzas Kekse geben, die knirschten manchmal ein wenig zwischen den Zähnen, manchmal waren sie saftig und weich, immer waren sie frisch, immer waren die Verzierungen perfekt und immer fragte man sich für den Bruchteil einer Sekunde, ob man sie überhaupt verspeisen durfte, weil sie so schön waren. Aber Franza sorgte regelmäßig für Nachschub, also durfte man das ohne schlechtes Gewissen.

Es war keine Liebe mehr, es war Freundschaft, eine, die sich im Laufe der Jahre aus dieser Art des Zusammenlebens ergeben hatte, zu der sie gefunden hatten, als das Begehren aufeinander nachgelassen hatte und schließlich erloschen war.

Diese Freundschaft bestand aus solchen Fernsehabenden, aus dem Wein, den sie hin und wieder aus einem Glas tranken, beide müde, beide geschafft von der Länge, der Fülle des Tages. Sie lagen auf der Couch, der Film lief, manchmal nickte einer von ihnen ein und schreckte hoch, weil der andere ein Geräusch machte. Dann grinsten sie, lachten, sagten: »Ach du!« und schliefen bald wieder weiter.

Ihre Freundschaft bestand aus diesen Sätzen, die sie zueinander sagten, die sie halbherzig vor sich hin sprachen, diese Sätze, die zwar der ganzen Welt gehörten, aber eben auch noch ihnen, diese Sätze wie: »Lass doch!« oder »Mach endlich!« oder »Ruh dich aus!« oder »Erhol dich!« oder »Du gehst mir so auf die Nerven!«

Sie bestand auch aus Augenblicken des Hasses, wenn Franza vor dem Spiegel stand und seufzend ihre Hüften betrachtete und er vorbeiging und lakonisch meinte: »Tja, meine Liebe« und sie ihn dafür schlagen wollte.

Und sie bestand aus Augenblicken der Erinnerung, wenn sie ihn heimlich betrachtete und immer noch sicher war, dass alles irgendwann einmal gestimmt hatte.

Es war eine Freundschaft, die entstand, wenn man zwangsweise zusammenlebte aus welchen Gründen auch immer, nicht mehr als Paar, nur noch »familienmäßig«, was zwar viel war, aber eben nur noch eine wg wie damals in der Studentezeit. Die Schwächen des anderen baten um Toleranz, die hässlichen Augenblicke, wenn man noch nicht

geduscht war, wenn die Haare am Morgen abstanden, wenn die Wimperntusche durch zu viel Weinen oder zu viel Lachen zerronnen war, wenn eine Müdigkeit zerfurchte, Traurigkeit zerfraß und man vor dem harschen Widerstand der Welt kapitulieren wollte.

Jeder wusste, er konnte den anderen rufen, wenn er Hilfe brauchte, er würde erreichbar sein, vielleicht nicht immer und nicht zu jeder Zeit, aber doch meist.

Max hatte Franza gefehlt, als sie aus dem Haus ausgezogen war, in kleinen, leeren Momenten hatte er ihr gefehlt, da hatte sie sich manchmal umdrehen und »Max!« rufen wollen, aber Max war nicht mehr da, und Franza fragte sich, während sie ins Leere starrte, ob sie eigentlich verrückt war, in ihrem endlich ehelosen Leben den Ehemann zu vermissen. Schließlich hatte sie ihn hunderttausend Mal auf den Mond gewünscht, und nicht nur auf den Mond, manchmal auch auf Pluto in seiner entferntesten Umlaufbahn, und sie ahnte, dass es Max ähnlich erging.

Aber Franza hatte gespürt, dass es Zeit geworden war, einen weiteren Schritt zu setzen, sich wieder ein Stück zu entfernen, voneinander und von den Dingen, die sie verbunden hatten, um endgültig in die Freiheit zu gelangen. Denn immer noch schien diese ein paar Schritte entfernt zu sein, mitleidig lächelnd, als wolle sie sagen: »Nimm mich doch! Nimm mich! Komm! Du hast mich immer noch nicht!«

Franza schüttelte den Kopf über dieses merkwürdige Bild, das ihr in den Sinn gekommen war, drängte es weg und stieg aus dem Lift. Zwar fragte sie sich, ob es richtig war, was sie jetzt gerade tat, fragte es sich in Hinblick auf Max' eifersüchtiges Verhalten in der Theaterkneipe vor gerade mal drei Wochen, aber der Hunger überwog.

Die Wohnungstür stand schon offen. »Hallo«, rief Franza, »ich bin's«, und schloss sie hinter sich.

»Komm rein«, rief er, »bin in der Küche!«

»Ja«, sagte sie, »ich komme.«

Er hatte herausgeholt, was der Kühlschrank hergab, Käse, Wurst, Tomaten, Gurke, Eier. Brot lag schon aufgeschnitten im Körbchen. Kein Speck heute. Er stand am Tisch und legte Brettchen und Besteck auf. Sie betrachtete ihn. Groß war er und immer noch dünn, keiner, der Fett ansetzte, sein Haar hingegen war schütter geworden und grau und seine Schultern hingen ein wenig nach vorne. Dagegen kämpfte er an, gegen die Schwerkraft, gegen die Fallen des Älterwerdens, die sich unwiderruflich zu stellen begannen. Aber nicht nur ihm, dachte Franza wehmütig, wohl uns allen.

»Hallo«, sagte er und drehte sich um. »Alles gut?«

Wie friedfertig sie mittlerweile miteinander umgingen. Wie gelassen und zivilisiert. Freunde. Und doch, das war ihr klar, eine zerbrechliche Freundschaft.

Was war das für ein Wort gewesen, das so gut diese Vagheit beschrieb zwischen Gefühl und Vernunft? Zwischen dem, was man im Bauch spürte, und dem, was der Kopf sagte?

Zwiespältig?

Ja, genau, das war es gewesen. Wer hatte es gesagt? Frau Brendler?

Zwiespältig. Immer. Überall. Alles.

Franza dachte an die Kräche, die sie gehabt hatten, Max und sie, in jener Zeit des allmählichen Auseinanderbrechens, der verzweifelten Suche, ob es nicht doch noch etwas gab, was die Liebe der ersten Jahre halten konnte.

Waren wüst gewesen, diese Kräche, unberechenbar, plötzlich aufflackernd, Stichflammen, die Stück für Stück ihre Gemeinsamkeiten, ihre Gefühle füreinander verbrannten. Trotzdem war es irgendwie gelungen, eine Basis zu behalten, darauf war sie stolz.

Sie berührte ihn kurz am Rücken. »Na ja«, sagte sie, »du weißt ja, neuer Fall.«

Er nickte, fragte nicht nach. Er hatte nie etwas von den Morden und den Gewaltakten hören wollen, die einen großen Teil ihres Lebens ausmachten.

»Wein?«, fragte er.

»Lieber Bier«, sagte sie.

Sie saßen in seiner Küche, aßen, tranken, redeten über Ben.

Später Kaffee und Kekse, keine Plätzchen, nein, Kekse, die Bezeichnung ein Zugeständnis an ihre österreichische Heimat, die sie immer noch manchmal in unvermuteten Augenblicken vermisste. Dann ging sie an die Donau und ihre Gedanken flossen den Strom hinunter und sie wurde ruhig.

»Wo ist dein Süßer heute?«, fragte Max, während er sich einen weiteren Lebkuchen in den Mund schob.

»Vorstellung«, sagte sie.

»Und Wien?«

»In ein paar Tagen.«

Er nickte. »Weißt du eigentlich noch, wie wir uns kennengelernt haben?« Er grinste.

»Klar«, sagte sie, »weiß ich das noch. So was vergisst man doch nicht. Beim Keksebacken. Ich hatte Teig im Haar. Du hast ihn mir rausgezupft.«

»Genau«, sagte er, »Kekse backen. Deine zweite Leidenschaft.«

Sie musste lachen. »Und was ist meine erste?«

»Mörder jagen.«

»Aha«, sagte sie und war ein wenig enttäuscht, »und meine dritte?«

»Ben.«

»Aha«, sagte sie wieder. »Und meine ...?«

Er kam ihr zuvor. »Männer.« Und lächelte sie an, hintergründig, abgefeimt.

Sie schaute ihm eine Spur zu lang in die Augen.

»Doch jetzt Wein?«, fragte er. Sie nickte.

»Ich denke manchmal, du bist vielleicht allein«, sagte er, als er zurückkam mit

Rotwein und Gläsern, »alleiner als früher.«

Sie kicherte, wiederholte, was er gesagt hatte. »Alleiner als früher. Hast du dieses Wort grad erfunden?«

Er zuckte die Schultern, lächelte, wirkte verlegen, Franza staunte. »Kann sein«, sagte er, »für dich. Erschien mir passend.«

»Ich bin nicht allein«, sagte sie, »auch nicht alleiner als früher.«

»Dann hab ich mich wohl getäuscht«, sagte er.

Sie schwiegen, wussten plötzlich nichts mehr zu sagen, schwiegen nebeneinander her. Irgendwann begann sie von Lilli zu erzählen, die Flasche wurde leerer, Franza bekam Lust zu rauchen.

»Seit wann kann ich dir so was erzählen«, sagte sie, als sie auf dem Balkon saßen und in die Luft pafften. Er zuckte die Schultern.

»Konntest du doch immer.«

Sie lachte laut auf. »Wow«, sagte sie, »immer noch Weltmeister im Verdrehen von Tatsachen!«

Er lachte auch. »Na ja«, sagte er, »heute hattest du es halt einfach nötig, dass man dir zuhört, und so habe ich es getan.«

»Heute?«, fragte sie entgeistert. »Heute habe ich es nötig? Sonst nicht immer?«

»Nein«, sagt er, »sonst nicht immer. Normalerweise kommst du immer recht gut klar mit allen Dingen. Man muss dir nicht immer zuhören.«

»Aha«, sagte sie, nach wie vor erstaunt. »Das ist eine sehr interessante Überlegung. Weißt du das schon lange?«

»Schon immer«, sagte er, schaute sie an, sie ließ es zu. Schweigen wie Dämmern wie rotes Licht am Himmel wie ...

Irgendwann sagte Max, dass er manchmal über die Eventualität nachdenke ...

»Über die Eventualität ...?«

»Wieder mit dir zu schlafen.«

Er sagte es vorsichtig, fügte hinzu, dass er Angst habe, dass sie ihm das übelnähme. Schließlich sei sie liiert. Und der Liebhaber sei ein hübscher Kerl. Und ein potenter vermutlich dazu. Wenn man seine Jugend bedenke. Und da wisse er, Max, wirklich nicht, ob er noch mithalten könne, aber einen Versuch vielleicht sei es ... wert? Wo der Liebhaber jetzt doch bald über alle Berge ... na ja, nur für ein paar Wochen und na ja, nicht über alle Berge, aber doch über einige. Und über einige sehr hohe sogar. Wenn man es recht bedenke.

Sie begann zu lachen. »Max, du spinnst!«

»Ja«, sagte er, »ja, das kann sein. Ich spinne. Ich spinne ein bisschen an diesen Gedanken herum, an diesen Träumen.«

Sie war sprachlos. Aber im Grunde hatte sie es ja geahnt.

»Max, ich ...«, begann sie, aber er schüttelte den Kopf.

Sie schwiegen, hinauf zum Mond, zur halben Scheibe, glänzend wie Neon. Irgendwann fuhr er fort. Schon eine ganze Weile. Denke nach. Er. Ja. Wenn er ehrlich sei. Über die Eventualität. Und dass er, wie gesagt, Angst gehabt habe, ihr das zu sagen. Aber nun sei es raus, nun sei es gesagt. Und dass er sein Leben satthabe, wie es sei, einsam, kühl. Die Studentinnen satthabe, die sie ihm von der Uni schickten, die bei ihm Praktika zu machen hätten, die noch nichts vom Leben wüssten und also auch noch nichts von der Liebe. Gewisse Fertigkeiten beherrschten sie allemal, ihre Zungen seien breit und ihre Lippen geschmeidig, ihre Seelen jedoch zart und unbefleckt und fern noch jeder Lasterhaftigkeit und das sei auch gut, sie möge ihn nicht falsch verstehen, bitte, das sei gut, das müsse so sein.

Er unterbrach seinen Monolog, atmete tief durch, griff in ihr Haar, sprach dann leise weiter.

Dass er die Liebe wieder tief in den Knochen spüren wolle, dass sein Blick zwar nicht weise sei, aber durchdringend und wenn er die Augen schließe, wenn er seine Augen schließe, ja ... wenn er das tue, und er tue das oft, dann, ja, dann ... habe er sein Leben vor sich und eine nur sei geblieben ... sie ... Franza.

Sie schloss die Augen, schüttelte unmerklich den Kopf.

»Sag jetzt nichts«, sagte er, »ich hatte das nicht vor, das musst du mir glauben, ich wollte dir das alles nicht sagen, das hat sich ... jetzt ... einfach ... ergeben.«

Und er fuhr fort, sprach davon, dass er ihr das Alleinsein erträglicher machen wolle. Obwohl er ja jetzt wisse, dass sie nicht allein sei, obwohl sie ja beide jetzt wüssten, dass es um ihn, Max, ginge, um sein Alleinsein, seine Einsamkeit. Und dass er noch nie in seinem Leben so ehrlich gewesen sei, so verdammt ehrlich. Nicht einmal zu sich selbst. Und dass er ihr, Franza, gern wieder in schöner Regelmäßigkeit die Hälfte des Abendbrots wegessen wolle. Weil sie sich doch am nächsten Tag ärgere, wenn sie es ganz allein verdrückt habe. Weil sie dann wieder überkritisch vor dem Spiegel stehe. Nicht, dass er denke, dass sie das nötig habe. Nein, im Gegenteil. Er habe ihre Hüften nämlich nicht vergessen. Und dass sie schön seien. Weich und gut. Und schön.

Sie hielt das Glas in der Hand, in der anderen die Zigarette, die war abgebrannt, ohne geraucht worden zu sein. Sie drückte sie im Aschenbecher aus, stellte das Glas vorsichtig auf den Tisch, atmete tief durch.

»Entschuldige«, sagte Max. »Entschuldige, das sollte keine Lebensbeichte werden.«

»Wir haben zu viel getrunken«, sagte sie.

Er nickte. »Ja, das haben wir wohl.«

»Man sagt dann solche Sachen.«

»Ja, das tut man wohl.«

Sie wandte sich ihm zu, schaute ihm ins Gesicht, in die Augen, schwach nur fiel das

Licht aus dem Wohnzimmer. Sie legte ihm die Hand an die Wange, schaute ihn an. »Max«, sagte sie, »ach Max.«

Nein, sie nahm ihm nichts übel. Nicht jetzt. Vielleicht morgen, aber das wusste sie jetzt nicht, das würde sie morgen wissen.

Nein, diese Eventualität sei vielleicht keine Eventualität. Vielleicht eine winzige Möglichkeit. Eine aberwinzige. Eine aberaberwinzige. Aber eher nicht. Oder nur jetzt. In diesem Augenblick. Wo sie eine Flasche Wein geleert hatten, nein, eigentlich schon zwei und eine Packung Zigaretten geraucht und es schon so spät sei, so verdammt spät, eigentlich schon morgen, nicht mehr heute ...

Was sie morgen darüber denke ... wie gesagt, oder eigentlich eben heute ...

»Lass uns schauen«, sagte sie, »aber eher nein. Besser nein.«

Er rutschte an sie heran. Sie schüttelte den Kopf, aber ließ ihn. Er schob seine Hand unter ihren Pullover, unter den BH, legte sie auf ihre linke Brust, für links hatte er immer ein Faible gehabt. Die Hand war warm und geschmeidig und Franza erinnerte sich an sie.

»Immer noch die richtige Größe«, versuchte er zu witzeln. »Immer noch wie für mich gemacht.«

Sie lächelte. »Was du da machst ...«, sagte sie.

»Ich weiß«, flüsterte er, steckte seine Nase in ihr Haar, »aber es ist so vertraut.«

Ja, dachte sie, vertraut, so vertraut.

»Ich habe einen Liebhaber«, flüsterte sie, »einen Freund, einen Gefährten.« Sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß«, flüsterte er, »das weiß ich doch. Und ich hasse es.«

Sie dachte an Port und dass er diese paar Wochen in Wien verbringen und was danach wohl sein würde und spürte plötzlich, dass sie ... doch ein bisschen allein war, alleiner als früher ...

»Kommst du mit in mein Bett?«, flüsterte Max, »wollen wir uns einfach ein wenig zusammenlegen?«

Sie dachte nach, dachte nach, fühlte ihre vom Wein schweren Glieder, schüttelte den Kopf und nickte, aber nickte. Sie gingen ins Schlafzimmer, drehten kein Licht an, zogen sich aus, schlüpften unter die Decke.

Sie umarmten sich, hielten sich fest, erinnerten sich, wie es gewesen war, früher. Für einen Augenblick wollte Franza bereuen, dass ... aber dann ...

»Du hast ein ganz klein wenig zugelegt«, sagte sie leise, staunend, ein bisschen neckend, »ein ganz klein wenig, das macht dich ... fast weich, kuschelig.«

»Na ja«, sagte er verlegen und freute sich. »Die Zeit bleibt nicht stehen. Aber du, Franza, du bist schön.«

Sie lachte ein wenig traurig. »Ach was«, sagte sie, »ich bin nicht schön. Wir gehen doch alle auf die fünfzig zu.« Und ihm fiel ein, dass sie in ein paar Wochen Geburtstag

hatte.

»Wenn ich mich umschaue«, sagte sie mit einer Stimme, die ein wenig wie Blech war, »wenn ich sehe, wie ich manche Gesichter von früher in Erinnerung habe, und wenn ich sie dann sehe nach zehn Jahren oder mehr, und wie sie sich verändert haben, das erschreckt mich«, sagte sie, »das erschreckt mich so und dann stelle ich mir mein Gesicht vor, wie es mir erschiene, wenn ich es zehn Jahre nicht gesehen hätte, wenn ich es seit zehn Jahren zum ersten Mal wieder sähe.«

Er sagte nichts, strich ihr nur übers Haar. Sie lächelte ihn wehmütig an.

»Aber manchmal«, sagte sie, »manchmal, ja, manchmal fühle ich mich schön. Jetzt zum Beispiel.«

Sie schliefen nicht miteinander. Sie gaben sich ihrer Traurigkeit hin, ihrer Melancholie.

Sie dachten an ihre gescheiterte Ehe, an ihren Sohn, den sie so selten sahen, an Port, an die jungen Frauen, die sich Max hin und wieder für eine Affäre gönnte, an das Haus, das ... vielleicht ... bald nicht mehr ihres sein würde.

»Das Haus«, sagte er, »sie nehmen es.«

Scheiße, dachte sie, Scheiße.

»Macht es dich ...?«

»Ja«, sagte sie, »tut es.«

»Mich auch«, sagte er.

Sie schwiegen.

»Wann?«, fragte sie.

»Sobald wir es sagen.«

Sie nickte. »Ja«, sagte sie. »Das Leben ist manchmal ...«

»Ich weiß«, sagte er.

Wieder Schweigen. Es überfiel sie, wie gesagt, Traurigkeit. Sie hielten sich umschlungen, um sie zu überstehen. Sie empfanden eine große Zartheit, eine Zärtlichkeit und überstanden die Einsamkeit für eine kurze Weile.

»Ich wollte dich umbringen«, sagte sie.

Er wusste sofort, dass sie von der jungen Frau sprach, die als Au-Pair zu ihnen gekommen und im Laufe des Jahres seine Geliebte und schließlich die Mutter seines zweiten Kindes geworden war. Ewig her, so viele Jahre, und immer noch ein Stachel, der manchmal in die immer gleiche Wunde stach.

»Ich weiß«, sagte er, »danke, dass du's nicht getan hast.«

»Es hat weh getan«, sagte sie, »schrecklich weh.«

»Ich weiß«, sagte er.

»Ich habe dir lang nicht verzeihen können«, sagte sie.

»Ich weiß«, sagte er. »Hast du's denn mittlerweile getan?«

Sie schaute ihn an, lächelte. »Ich werde jetzt heimfahren«, sagte sie.

39 Das Wetter war schlechter geworden. Leichter Nieselregen überzog das Land. Ein müder Montagmorgen, der vierte Tag. 15. September. Christian Rabinsky war ins Präsidium zur Vernehmung bestellt.

Er wirkte müde, passte zu dem grauen Tag, zu dem Nieselregen vorm Fenster.

»Guten Morgen«, sagte Franza, als sie in den Vernehmungsraum kam, in dem Felix gerade Kaffee und Wasser verteilte.

»Warum bin ich hier?«, fragte Rabinsky. »Was wollen Sie von mir? Ich habe Ihnen alles gesagt. Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe? Meine Kinder brauchen mich. Sie haben gerade ihre Mutter verloren, falls Sie das vergessen haben!«

»Nein«, sagte Franza, »das haben wir nicht vergessen. Aber Sie haben vergessen, uns etwas zu sagen. Wo Sie nämlich in der Zeit zwischen etwa 22 Uhr und Mitternacht gewesen sind.«

Rabinsky schnappte nach Luft. »Sie verdächtigen mich also tatsächlich, meine Frau ermordet zu haben?«

»Wir gehen allen Möglichkeiten nach«, sagte Felix ruhig. »Und im Moment haben wir das Gefühl, dass Sie keine besonders guten Karten haben, Herr Rabinsky.«

»Ich habe ein Alibi«, sagte Rabinsky. »Ich war den ganzen Abend, ich sage es noch einmal, den ganzen Abend mit Freunden zusammen. Fragen Sie sie doch!«

Er hatte ein Zittern in der Stimme, merkte das selber, versuchte es zu unterdrücken, es gelang nicht.

»Wir haben sie gefragt«, sagte Franza. »Herr Rabinsky, Sie haben kein Alibi für die fragliche Zeit. Wo sind Sie gewesen?«

Sie sahen, wie sein Herz für den Bruchteil einer Sekunde aussetzte. Sie sahen, wie er nach Luft rang und sich um Fassung bemühte. Sie ließen ihm Zeit.

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte er schließlich und hatte immer noch das Zittern in der Stimme. Franza sah, wie es langsam seinen Körper erfasste.

»Eine Zeugin«, sagte Felix, »eine Zeugin hat Ihr Alibi widerlegt.«

Rabinsky nickte, die Angst, die in seinen Augen gelegen hatte, verflüchtigte sich langsam, machte Zorn Platz, großer Hilflosigkeit.

»Rieke«, sagte er, »nicht wahr. Es ist Rieke.«

Felix nickte. »Ja. Rieke.«

»Aber sie lügt«, sagte Rabinsky. »Rieke lügt.«

»Warum sollte sie?«

»Weil ...«, begann er, »weil ...«

»Ja?«

Er schüttelte den Kopf, ließ die Schultern hängen, schaute ins Leere, schwieg.

Franza beugte sich vor und stützte die Arme auf den Tisch. »Wir haben unter den

Fingernägeln Ihrer Frau Hautpartikel gefunden, die höchstwahrscheinlich von ihrem Mörder stammen. Wenn ein Mensch bedroht wird, wehrt er sich, fügt seinem Angreifer Abwehrverletzungen zu. Kratzspuren. Schürfwunden. Haben Sie so etwas, Herr Rabinsky? Haben Sie Kratzspuren?»

Er schluckte.

»Nein«, sagte er. »Habe ich nicht. Und ich habe meine Frau nicht umgebracht. Ich bin gegen 19 Uhr von daheim weg. Ich war mit meinen Freunden essen. Wir haben Lars' Geburtstag gefeiert. Ein Kellner hat Rotwein über mich geschüttet. Also bin ich ins Büro gefahren, habe geduscht, mich umgezogen, eine Zigarette geraucht, ich wollte ein paar ruhige Augenblicke.«

Er schwieg, schaute in den Kaffeebecher, fuhr fort: »Dann bin ich zu den anderen zurückgefahren. Ins ›jealousy‹. Von dort wieder ins Büro. Und am Vormittag heim. Da hab ich sie gefunden. Aber das alles habe ich Ihnen bereits erzählt. So und nicht anders ist es gewesen. Ich weiß nicht, wer meine Frau umgebracht hat. Hanna wahrscheinlich. Hanna Umlauf. Ich habe es nicht getan. Ich habe sie geliebt.«

»Zeigen Sie uns Ihre Arme, Herr Rabinsky?«

»Muss ich das?«

Franza schüttelte den Kopf. »Sie müssen es nicht. Sie sollten es tun. Wenn es Sie entlasten kann.«

Er reagierte nicht.

»Ansonsten werden wir Sie bitten müssen, einem DNA-Vergleich zuzustimmen.«

Er schaute auf. »Einem DNA-Vergleich?«

»Die Hautpartikel. Wir werden Sie mit Ihrer DNA vergleichen.«

»Und wenn ich mich weigere?«

»Werden wir das gerichtlich verfügen lassen.«

Er verfiel. Fiel in sich zusammen. Versank in Schweigen. Sie sahen, dass er weich wurde, dass seine Stärke auseinanderbröckelte wie sonnengedörrter Sand.

»Also gut«, flüsterte er, »also gut.«

Er schob die Ärmel des Hemdes hoch, hielt ihnen seine Arme entgegen, sie waren voller Kratzspuren.

»Sie können sich den Aufwand sparen«, sagte er, »Sie müssen keine Vergleiche machen. Es ist wahr. Sie hat mich gekratzt. Die Haut unter ihren Fingernägeln ist meine. Aber ich habe sie nicht umgebracht. Als ich gegangen bin, hat sie gelebt. Und Hanna war noch da.«

»Wo ist Hanna jetzt?«

»Das weiß ich nicht«, sagte er müde. »Woher soll ich das wissen?«

Franza stand auf, trat hinter ihn, legte ihm ihre Hand auf die Schulter, hoffte, dass ihre Ruhe und Wärme sich auf ihn übertrug, ihn wieder ein bisschen stabiler machte.

»Was ist geschehen?«, fragte sie. »Erzählen Sie einfach. Es wird Ihnen guttun.«

Aber er war noch nicht so weit. Brauchte noch. Drei Schluck Wasser. Vier. Verzweiflung in den Augen. Kopfschütteln. Ungläubigkeit. Stützte sein Gesicht in die Hände, versuchte das Zittern seines Körpers zum Stillstand zu bringen. Dann ... endlich.

»Ja«, sagte er, »ja, gut, ich bin da gewesen. Scheiße, noch mal, ich bin da gewesen. Ich wünschte, es wäre anders. Ich wünschte, dieser Idiot von Kellner hätte mir nicht diesen Scheißwein ...«

Er brach ab, fuhr sich mit den Händen übers Gesicht. »Ich wünschte, ich hätte all das nicht gesehen. Ich wünschte ...«

Er brach ab, schüttelte den Kopf, legte kurz die Hand über die Augen.

»Was haben Sie gesehen?«, fragte Franza leise. »Was?«

Er schwieg, kämpfte mit sich, wieder vergingen ein paar Augenblicke.

»Sie waren ... zusammen. Ich habe sie zusammen gesehen. Meine Frau und Hanna. Sie lagen im Bett. Auf die Seite gedreht. Gertrud hinter Hanna. Gertrud hatte ihren Arm um Hanna gelegt, ihr Gesicht an ihre Schulter. Sie waren ganz still, lagen nur aneinandergeschmiegt. Da war ... eine ganz eigene Spannung. Eine ganz eigene Spannung. Etwas ganz Leises, Intimes.«

Sein Gesicht wurde traurig. Er wird weinen, dachte Franza, es wird ihm guttun.

Er weinte. Sie ließen ihn. Es tat ihm gut.

»Ich habe nichts gesagt«, flüsterte er. »Ich stand in der offenen Tür und habe nichts gesagt. Ich bin einfach gegangen.«

»Gegangen?«

»Ja. Gegangen.«

Er zupfte an einem Faden, der aus dem Stoff seines Ärmels stand. »Ich habe immer, wissen Sie, ich habe immer gespürt, dass da noch etwas ist, etwas in ihr, das nichts mit mir zu tun hat. Nein, nichts mit mir. Ich bin nicht prude, ich kann mir vieles vorstellen. Aber ... sie ist ... sie war meine Frau. Ich habe sie geliebt.«

Ein schmerzlicher Zug um seinen Mund, ein leises Schluchzen.

»Was ist dann passiert?«

Er zuckte die Schultern. »Sie haben mich bemerkt. Als ich zurückgewichen bin. Ich muss wohl irgendwo angestoßen sein. Ich bin hinunter in die Küche, hab ein Glas Wasser getrunken, glaub ich. Sie kam mir nach, Gertrud. Sie sagte irgendwas von, auf diese Weise hätte ich es nicht erfahren sollen, oder so ähnlich. Ich wollte ihr nicht zuhören, wollte weg. Da hat sie versucht, mich zu halten. Ich habe sie weggestoßen. Du verstehst nichts, hat sie geschrien, du verstehst nichts, es ist alles kompliziert.«

Wieder Schweigen, Konzentration, es arbeitete in seinem Kopf, die Kommissare konnten das sehen.

»Und sie hatte recht, ich hab es nicht verstanden. Wie soll man das verstehen?«

Er schaute hilfesuchend auf, in seinem Blick lag eine Verzweiflung, die Franza frösteln ließ.

»Sie näherte sich mir wieder, wollte erklären. Ich packte ihre Hände, schüttelte sie, wollte sie festhalten, an mich ziehen, wollte sie halten, sie war doch meine Frau, aber sie ... sie sagte plötzlich ganz ruhig, ganz klar: Ich werde mit Hanna gehen.«

Staunen nun in seiner Stimme, auch in der Erinnerung noch Staunen.

»Und dann«, sagte er, »hörten wir Hannas Stimme von oben von der Treppe. Und sie sagte, nein. Sie sagte: Nein, Gertrud, das geht nicht. Das wirst du nicht tun. Das ist ein Missverständnis. Schick ihn nicht fort!«

Wieder Pause. Er nahm einen Schluck Wasser. Seine Hand zitterte.

»Gertrud war für eine Sekunde wie erstarrt. Hanna kam die Treppe herunter, kam näher. Du bist meine Schwester, sagte sie, und er ist dein Mann. Und dann ist Gertrud ausgerastet.«

Er schüttelte den Kopf, das Staunen hatte sich in Fassungslosigkeit verwandelt, immer wieder schüttelte er den Kopf. »Sie hat geschrien, einfach nur geschrien. Keine Worte. Nur Schreie. Und ist auf mich los. Wie eine Furie. Ist mich angegangen. Hat gekratzt und geschlagen.«

Er zeigte seine Arme noch einmal, sprach weiter. »Hanna ist zu ihr hin, hat sie von hinten umfassen, hat sie gehalten, und sobald sie Hanna gespürt hat, ist sie auf der Stelle weich geworden. Ist in sich zusammengesunken, weinend, wie ein kleines Kind. Ich habe sie nie zuvor so gesehen.«

Er schluckte, schniefte, Tränen liefen über sein Gesicht. »Schließlich hat Hanna gesagt, ich solle gehen. Ich soll jetzt einfach gehen. Und dass alles sich beruhigen würde.«

Er schwieg, wischte sich mit den Händen übers Gesicht, legte sie flach auf den Tisch.

»Und ich bin gegangen«, sagte er leise. »Ich bin gegangen, bin zurückgefahren in die Stadt, zu den Kollegen, hab mich volllaufen lassen. Und als ich am nächsten Tag heimkam, lag sie in der Küche und war tot. Und Hanna war verschwunden.«

Er atmete tief durch.

»Das ist alles«, sagte er. Er lehnte sich zurück, seine Arme hingen an ihm herunter, als ob sie nicht zu ihm gehörten. Jetzt kommt die Müdigkeit, dachte Franza, nach dem Erzählen kommt die Müdigkeit, ich sehe sie schon in seinen Augen.

»Und das sollen wir Ihnen glauben?«, fragte Felix. »Ist es nicht vielmehr so gewesen, dass Sie in Ihrem Kampf plötzlich in der Küche standen? Und Ihre Frau sagte, dass sie Sie verlassen will, und Sie haben rotgesehen. Plötzlich lag das Messer vor Ihnen, ein scharfes, blinkendes Messer, Sie haben es genommen und Sie haben zugestoßen. So etwas geht schnell. Man verliert die Fassung, ist außer sich und dann genügt ein kleines Wort.«

Rabinsky schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er müde, »so ist es nicht gewesen. So könnte es gewesen sein, da gebe

ich Ihnen schon recht, aber so war es nicht. Bitte, glauben Sie mir.«

»Was haben Sie mit Hanna gemacht? Wo ist Hanna?« Felix' Stimme war schneidend geworden.

»Mit Hanna? Nichts! Ich habe nichts gemacht. Ich schwöre es. Hanna hat mich doch weggeschickt. Und ich bin gegangen.«

Rabinsky hob die Hände. »Ich bin zurück in die Stadt gefahren, wie ein Wahnsinniger, wie ein Irrer. Ich wollte nur weg, weg, weg.«

Er sackte in sich zusammen. »Hanna muss es gewesen sein. War doch sonst keiner im Haus. Hanna muss sie umgebracht haben. Wahrscheinlich gerieten sie auch in Streit. Und als Gertrud dann dalag in dem vielen Blut, hat sie Angst bekommen. Und ist geflohen. Das kann sie ja gut. Fliehen. Das hat sie doch immer getan.«

Er stand auf. »Kann ich jetzt zu meinen Kindern? Ich muss zu meinen Kindern.«

Nachdenklich schaute Felix ihn an. Franza schüttelte langsam den Kopf.

»Nein«, sagte sie, »es tut mir leid. Wir werden einen Haftbefehl gegen Sie beantragen müssen. Sie stehen unter dringendem Verdacht, Ihre Frau ermordet zu haben. Vorerst nehmen wir Sie in Untersuchungshaft.«

Er war fassungslos, wurde blass im Gesicht. »Was?«, sagte er. »Was? Sind Sie verrückt?«

»Die Indizien wiegen einfach zu schwer«, sagte Felix. »Sie haben uns angelogen, uns ein falsches Alibi gegeben. Sie haben das allerbeste Motiv, das man sich denken kann, nämlich Eifersucht. Und wir werden Ihre Hautpartikel unter den Fingernägeln Ihrer Frau finden. Was würden Sie an unserer Stelle denken?«

»Und Hanna? Sie verdächtigen sie gar nicht mehr? Alles ausgeräumt? Sie machen es sich wirklich sehr einfach!«

Er rang nach Luft.

»Wir werden weiter nach ihr suchen. Keine Angst.«

»Und wer weiß«, sagte Franza, »vielleicht kann sie Ihre Angaben ja bestätigen, Herr Rabinsky. Dann werden wir Sie natürlich sofort auf freien Fuß setzen.«

»Und jetzt? Erklären Sie den Fall für abgeschlossen? Nehmen mich als Mörder fest? Ich habe meine Frau geliebt! Ich habe sie nicht getötet!«

Er konnte es immer noch nicht fassen.

»Nein«, sagte Franza. »Nichts ist abgeschlossen. Möchten Sie Ihren Anwalt anrufen? Ich nehme an, es ist Herr Brendler? Und Ihre Schwiegermutter? Damit sie sich um Moritz kümmern kann?«

»Nein«, sagte er, »ich kann nicht. Das kann ich nicht. Wie soll ich ihr erklären ...?«

Er war wie ein hilfloses Kind, wehrte sich nicht mehr.

»Dann werde ich das tun«, sagte Franza, »machen Sie sich wegen Moritz keine Sorgen.«

»Keine Sorgen?« Ein letztes Mal begehrte er auf.

»Der Beamte wird Ihnen Ihre Rechte vorlesen«, sagte Felix und zu dem uniformierten Beamten gerichtet: »Führen Sie ihn ab.«

Sie schauten ihm nach, wie er mit dem Beamten den Gang hinunterging. Als er verschwunden war, setzten sie sich einander gegenüber ins Büro auf ihre Stühle und sahen sich an.

»Ich weiß nicht«, sagte Franza, »ich habe kein gutes Gefühl.«

Felix schwieg.

Sie täuschten sich manchmal. Es war normal, dass man sich täuschte, dass alles in eine Richtung zeigte und diese trotzdem falsch war. Dass die Lunte, die richtige Lunte, noch nicht intensiv genug roch.

Sie täuschten sich manchmal und für diejenigen, die das Opfer dieses Irrtums wurden, waren es wohl die schrecklichsten Erfahrungen ihres Lebens, in eine Mühle zu geraten, die mahlte und mahlte und mahlte und im schlimmsten Falle nicht mehr viel übrig ließ.

Aber wie, fragten Franza und Felix sich oft, wie konnte man immer auf der Stelle die Wahrheit wissen, wie konnte man immer spüren, was falsch und richtig war, wie konnte man die Wege sehen, wenn sie im Nebel verhüllt lagen, im Dunst einer Unklarheit, die man allmählich erst zu durchdringen begann.

Sie mussten sich an Fakten halten, an das, was sich im Laufe der Ermittlungen als haltbar und nachweisbar herausstellte, aber Fakten waren nicht immer Wahrheit, nicht endgültig, nicht umfassend.

»Du willst nicht, dass er es war«, sagte Felix.

Franza nickte. »Nein«, sagte sie, »ich will nicht, dass er es war. Er könnte es gewesen sein, durchaus, alles deutet darauf hin, aber du hast recht, ich will nicht, dass er es war. Und ich glaube nicht, dass er es war.«

Felix nickte. »Ich weiß.«

»Allein schon wegen der Kinder«, sagte sie, »die haben doch genug Schreckliches erlebt.«

»Ich weiß«, sagte Felix.

Sie schwiegen. Was konnte man tun? Nichts.

Doch plötzlich hatte Franza eine Idee.

»Sag mal, an der Ausfahrtsstraße ist doch eine Radarampel. Ich bin da schon mal geblitzt worden. Wenn er wirklich so gerast ist, wie er sagt, haben wir vielleicht ein Foto von ihm und können ihn für die Tatzeit ausschließen.«

»Ja«, sagte Herz, »gute Idee. Mal schauen, ob er ein bisschen Glück hat, der Pechvogel.«

Sie riefen in der Verkehrsabteilung an, die Kollegen wollten es überprüfen und Bescheid geben.

»Ob es Hanna gewesen ist?« Felix stand auf und schaute aus dem Fenster.

»Bist du prüde?«, fragte Franza. »Dürfen zwei Frauen sich lieben?«

»Natürlich«, sagte er und drehte sich um. »Wo die Liebe hinfällt. Ist doch schön, wenn sie wohin fällt. Tut sie doch gar nicht immer.«

Sie nickte.

»Willst du, dass es Hanna war?«, fragte er.

»Ich hätte gerne, dass es niemand war«, sagte sie mit theatralisch erhobener Stimme.

»Ich hätte gerne, dass die Welt glücklich und friedlich ist und keine Morde passieren, keine Vergewaltigungen, keine Raubüberfälle, kein Garnichts.«

Er lachte. Leise. Nachdenklich.

»Ja«, sagte er, »ich weiß. Die Utopie von Frieden und Glück. Wie aber würden wir dann unser Geld verdienen, liebste Kollegin? Mit Blumengießen? Und wie würden all diese Menschen, die letztlich von Mord und Totschlag leben, ihr Geld verdienen? Polizisten, Juristen, Journalisten, Fernsehleute, Schreiberlinge, Schauspieler, weiß der Teufel, wer noch. Nein, ich sage dir, so schrecklich es klingt, es würde was fehlen.«

Sie nahm einen Lebkuchen aus der Tupperbox, die vor ihr stand, warf damit nach Felix, der fing ihn auf und steckte ihn sich in den Mund.

»Lass mir doch meine Träume«, sagte sie, »ich hab doch ohnehin nicht mehr so viele.«

»Tu ich doch«, sagte er, »tu ich doch. Ich finde es doch schön, wenn du träumst.« Er lächelte.

Sie zuckte die Schultern. »Letztendlich zählt doch nicht, was wir wollen oder träumen, oder? Letztendlich zählt die Wahrheit. Auch wenn das schon wieder so schrecklich pathetisch klingt. Und man oft gar nicht weiß, was das eigentlich ist, die Wahrheit, weil sie aus so vielen unterschiedlichen Schichten und Wahrnehmungen besteht.«

Sie schwieg, holte sich Kaffee, stellte auch ihm einen hin, sie aßen Kekse, die knirschten zwischen den Zähnen, aber wärmten den Bauch.

»Manchmal«, sagte sie, »manchmal versteh ich Sonja ein bisschen. Dass sie den Brückl genommen hat. Dass sie mit ihm glücklich ist. Sein Pragmatismus hat doch eine richtig schöne Klarheit. Keine Schichten, kein: Such dir aus, was du willst und brauchst, babe! Zack! Was ist, das ist und aus.«

Felix lachte. Dann machten sie sich auf den Weg. Franza zu Frau Brendler, um ihr die neuen Entwicklungen mitzuteilen, und Felix zu Hansen, um nachzufragen, ob die Suche nach Hanna nicht vielleicht Ergebnisse gezeitigt hatte.

40 »Komm«, sagte sie. Und ich bin mitgegangen. Sie hat mich angeschaut wie damals. Mit diesem Blick. Sie hat meine Hand genommen. Ich habe uns als Kinder gesehen. Und hatte diese Sehnsucht. Und ging mit in ihr Zimmer, in ihr Bett. Sie hat mich umfassen. Sie lag hinter mir und hat mich umfassen. Es war schön. Wir haben das als

Kinder gemacht. Wenn ich mich allein fühlte, weil meine Mutter ...

Ich hatte Sehnsucht. Ja. Und wenn es nur nach der Vergangenheit war.

Dass wir glücklich gewesen sind, hat sie gesagt. Damals. Früher. »Wir sind glücklich gewesen«, sagte sie.

Wirklich? Waren wir glücklich?

Das frage ich mich nun. Hier an diesem stillen Ort, an diesen Frühherbstabenden, in der Mitte meines Lebens, der sogenannten.

Wenn sie überrascht war, als ich gegen Mittag in ihr Haus kam, hat sie sich das nicht anmerken lassen. Sie führte mich hinein, zeigte mir alle Räume, wir aßen Brot, Schinken, Käse, tranken Wein und ich dachte, dass diese vielen Jahre kaum Spuren an ihr hinterlassen hatten. Ihre Augen leuchteten immer noch braun wie dunkler Milchkaffee, vielleicht hatte sie ein bisschen mehr Fleisch auf den Knochen, ich weiß nicht, und in der Mitte der Stirn zwischen den Augenbrauen hatte sich eine tiefe Furche eingegraben, feine Linien liefen um ihre Augen und ihr immer noch langes Haar war ein wenig von Grau durchzogen. »Färbst du es nicht?«, hab ich sie gefragt.

Gertrud schüttelte den Kopf. »Ich lasse es abschneiden.«

»Abschneiden«, wiederholte ich. »Wie schade. Ich kann mir dich gar nicht vorstellen ohne lange Haare.«

Wir lächelten uns an, fühlten unsere Herzen am Hals und fanden einander von den Geheimnissen der Jahre durchdrungen, die wir uns nicht gesehen hatten. Nichts, hab ich gemerkt, geht verloren, wenn man es in sich trägt.

Der Abend kam, kühle Luft drang durch die Fenster ins Haus. Obwohl der Sommer verglühte, konnte man ihn noch riechen, er schmeckte nach Zwetschgenmarmelade und Holundermus und in den Fensterscheiben spiegelte sich unklares Licht, das letzte des Tages, schimmernd in der Dämmerung.

Irgendwann haben wir begonnen, von damals zu reden, von der Unendlichkeit, von dem, was wir damals dafür hielten. Wir redeten von dem Taumel, in dem wir uns befanden, von dieser Liebe, die uns umfing mit einer Vehemenz, der wir nicht gewachsen waren, die uns zusammengeführt hatte, die uns in Wahrheit aber trennte – jedoch so klug und mit Bedacht, dass wir es lange nicht merkten, erst, als es zu spät war, erst, als der Tod gekommen war.

»Ich verstehe es heute nicht mehr«, sagte ich. »Ich weiß heute nicht mehr, wie wir glauben konnten, dass diese Liebe uns Unendlichkeit verschaffen würde. Was für ein Wort außerdem. Unendlichkeit! Was sollte das sein? Was sollte das heißen? Und wer würde das wollen. Unendlich sein. Ohne Ende. Doch nur Kinder, die nichts wissen.«

Meine Stimme zitterte, ich hielt inne, schaute Gertrud an, deren Gesicht undurchdringlich war. Sie widersprach nicht.

Und ich dachte zurückzurückzurück, zwanzig Jahre zurück, mehr als zwanzig Jahre ...

Der Sommer hatte sich in leuchtenden Farben breitgemacht, noch abends goss er sein Licht über die Plätze und Straßen und im Brunnen spiegelte sich die Sonne bis zum Untergehen, eine goldene Scheibe, die zersprang, als ich eine Münze warf und mir den Tonio auf ewig wünschte.

»Wehe, wenn du mich nicht glücklich machst!«, sagte ich scherzhaft drohend, fuhr mit der Hand ins Wasser und bespritzte ihn. Spät kam die Dunkelheit in die Gassen. In einem Torbogen stehend, beschloss ich, dass ich eines Tages eine Tochter haben würde, eine mit Namen Lilli. Sie würde heranwachsen und zu einer Frau werden, zu keinem Wesen aus Algen und Tand, nein, zu einer Frau, und die Hilfe, die sie brauchte, würde ich ihr geben, das beschloss ich, während ich Tonios Atem spürte. Ich war sicher, meine Güte, ich war so sicher, dass ich in Gedanken schon mit ihr redete, plauderte, lachte, in jenem Torbogen, während Tonio mit seinen Lippen über meinen Hals strich, meine Schulterkuhlen, dass ich sie beim Namen nannte, Lilli, obwohl sie Lichtjahre entfernt war, Lichtjahre, aber ich wusste in diesem Augenblick, manchmal müssen Wünsche in Erfüllung gehen.

Zurück in Gertruds Küche, Marmeladetropfen an ihrem Knie, wir haben über die Liebe geredet und das, was wir damals dafür hielten. Ich schüttelte den Kopf, sagte: »Nein.« Nein, dass diese Liebe in Wirklichkeit keine gewesen sei, ein kurzer Rausch nur, mehr nicht. Eine unglückselige Verkettung unglückseliger Umstände. Ein Irrtum. Und keine Wünsche, die in Erfüllung gegangen waren, keine, nie.

Gertrud widersprach nicht. Wir lagen auf der Terrasse, es wurde kalt, wir hüllten uns in Decken.

»Trotzdem habe ich«, sagte ich, »nie wieder jemanden geliebt wie ihn. Und an keinem«, sagte ich, »habe ich so gelitten.«

Wir hüllten uns in Decken und kuschelten uns ein, denn ins Haus gehen, nach diesen Sätzen, konnten wir nicht, noch weniger uns in die Augen sehen.

41 »Ich weiß nicht«, sagte Dorothee Brendler, »ob Tonio einer fürs Leben gewesen wäre. Ich glaube nicht.«

Franza saß mit Dorothee auf der Terrasse unter dem Zwetschgenbaum. Die letzten Früchte fielen ab, verfaulten. Dorothee war aus dem Hotel aus- und hier ins Haus von Gertrud und Christian eingezogen, sorgte für Moritz, jetzt umso mehr, da Christian verhaftet war. Alles wirkte normal, alles ordentlich, der Küchenboden war geschrubbt. Nichts erinnerte mehr daran, dass hier eine Tragödie stattgefunden hatte. Die Marmeladengläser vielleicht, die immer noch in Reih und Glied auf der Anrichte standen, und die Stille, die wie ein dunkler Schleier über dem Garten lag, über dem Haus.

»Sie sind rasch zurückgekehrt«, sagte Franza.

Dorothee zuckte die Schultern. »Was sollen wir sonst tun? Ist es nicht wichtig, zur

Normalität zurückzukehren? Moritz in sein Leben zurückzulassen?»

»Ja«, sagte Franza, »wahrscheinlich ist es das.«

»Er weint nicht«, sagte Dorothee und Franza hörte das Weinen, das Dorothee bei ihrem Enkel vermisste, in ihrer Stimme.

»Moritz?«, fragte sie.

»Ja«, sagte Dorothee, »Moritz. Er hat keine Tränen. Er weint nicht.«

Sie schüttelte den Kopf, ihre Ruhe, ihre Eleganz war wie weggewischt, ein Mensch am Beginn seiner Trauer, vor den Ruinen eines gelungen geglaubten Lebens.

»Lassen Sie ihm Zeit«, sagte Franza und wusste, wie leicht es war, das zu sagen, wie schwer jedoch, es zu tun. »Lassen Sie sich selber Zeit.«

Dorothee nickte. »Ja, vielleicht.«

»Ich habe mit Lilli gesprochen«, sagte Franza, »sie erzählte mir, ihre Mutter habe immer ein bisschen in Panik gelebt. Als fühle sie sich nicht sicher. Als würde irgendetwas sie und Lilli bedrohen. Was sagen Sie dazu?«

Dorothee schüttelte heftig den Kopf. »Was für ein Unsinn! Wie kommt das Kind darauf? Und Sie täuschen sich auch, was Christian anlangt. Er hat meine Tochter nicht getötet. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.«

»Und Hanna?«

Wieder Kopfschütteln. »Nein. Hanna auch nicht.«

»Wer dann? Was glauben Sie? Haben Sie eine Idee? Irgendjemand muss es ja gewesen sein.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe keine Idee. Vielleicht war es ein ganz gewöhnlicher Einbrecher, und Sie folgen völlig falschen Spuren.«

Franza schwieg. Sie wusste, dass auch Dorothee nicht an diese These glaubte, es war also nicht nötig, zu widersprechen. Nächste Frage.

»Wissen Sie etwas darüber, dass Tonio einen Sohn hat?«

Für einen winzigen Augenblick erstarrte Dorothee Brendler, und Franza nahm erstaunt wahr, dass Dorothees Augen zuckten, aber im Nu war es vorüber und sie wirkte wie zuvor.

»Einen Sohn? Was meinen Sie?«

Täuschte Franza sich, oder zitterte Dorothees Stimme?

»Nun, einen Sohn eben«, sagte sie. »Ende zwanzig, Anfang dreißig. Erschreckt Sie das?«

Dorothee räusperte sich. »Nein«, sagte sie, »nein, nein, nicht erschrecken. Es erstaunt mich. Nein, das wusste ich nicht. Ein Sohn?«

»Also Sie wissen nichts von früheren Beziehungen Tonios. Die er vor Hanna hatte.«

Dorothee schüttelte den Kopf. »Nein. Wirklich nicht. Ich habe ihn ja nicht sonderlich gut gekannt, ihn selten gesehen.«

»Wie war er denn?«

Sie hob den Kopf, schaute in die Ferne, schaute in den Himmel.

»Wie er war?«

Sie lächelte. »Nun ja, wie gesagt, ich weiß nicht viel, aber ... er war wohl ... ungewöhnlich. In jeder Hinsicht. Unglaublich charmant auf der einen Seite. Sehr einnehmend. Ich konnte verstehen, dass Hanna sich in ihn verlieben ... musste. Auf der anderen Seite aber ... war er ein sehr schwieriger Mensch.«

Tonio hatte ein Feuer in sich, eine Flamme, die ihm das Herz versengte, ihn trieb zu Fragen, auf die er keine Antworten fand. Das stieß ihn in eine Einsamkeit, der er nicht gewachsen war, die ihn zerriss. Seine Mutter hatte auf ihn verzichtet, da war er zehn gewesen. Sie war in ihre Heimat zurückgekehrt, nach Italien, nach Rom, weil ihr dieses Land, Deutschland, zu kalt war, weil sie fror, immerzu. Der Vater blieb ihm und mühte sich redlich und schickte den Sohn in den Sommerferien nach Italien, wo eine Großfamilie sich lärmend seiner annahm. Waren die Ferien vorüber, kehrte Tonio zurück, von der Sonne durchstrahlt, gebräunt, und die Mädchen stöhnten heimlich vor Kummer über sein unnahbares Herz, das unnahbar bleiben würde, bis Hanna es aufbrach.

»Vielleicht hat sie das verbunden«, sagte Dorothee, »dass sie beide so früh keine Mutter mehr hatten. Aber dieser Sohn, von dem Sie sprachen. Was genau meinten Sie damit?«

»Ein junger Mann ist aufgetaucht«, sagte Franza, »es scheint, als hätte er Kontakt zu Gertrud gesucht. Eine Zeugin hat ausgesagt, er hätte eine sehr starke Ähnlichkeit mit diesem Tonio von damals. Die Wahrscheinlichkeit liegt also nahe ...«

»Mein Gott!«

Wieder erschrak sie. »Dann hat er vielleicht ...«

Ein Zittern erfasste ihren Körper, sie konnte es nicht kontrollieren. Franza sprang auf. »Ist Ihnen nicht gut? Möchten Sie ein Glas Wasser?«

Aber Dorothee hatte sich wieder gefasst, winkte ab. »Nein«, sagte sie, »vielen Dank. Vielleicht lassen Sie mich jetzt einfach in Ruhe, vielleicht sollten Sie gehen. Ich bin einfach erschöpft, müde. Und immer wieder neue Erkenntnisse. Als ob alles nicht schon schlimm genug wäre.«

Sie sank in sich zusammen. Was fürchtet sie, dachte Franza. Was fürchtet sie noch? Und was alles erzählt sie nicht?

»Gut«, sagte sie, »dann gehe ich jetzt. Danke für den Kaffee.«

Dorothee nickte, aber nahm sie nicht mehr wahr. Franza ging, spürte ihre Müdigkeit, spürte den Schlaf, der ihr fehlte, dachte daran, bei Lilli vorbeizuschauen, vergaß es dann wieder.

42 »Nichts«, sagte Hansen. »Absolut nichts. Der Aufruf in den Abendnachrichten gestern hat auch nichts gebracht. Zwar kamen eine Menge Anrufe, aber die haben alle mit irgendwelchen Zeitungsfotos von ihr zu tun. Seit ihrem Auszug aus dem Hotel hat sie kein Mensch mehr gesehen. Es ist wie verhext.«

»Die perfekte Flucht.«

»Oder das zweite Mordopfer.«

»Ich weiß nicht«, sagte Felix, »irgendwie glaube ich das nicht. Das würde nicht passen. Dann hätten wir doch auch ihre Leiche gefunden. Warum sollte jemand zwei Frauen töten, aber nur eine Leiche verschwinden lassen.«

»Weil er gestört wurde?«

»Hm«, sagte Felix. »Ja, kann sein. Scheiße, die Zeit läuft. Vielleicht rennt da draußen irgendein Wahnsinniger rum und murkst Frauen ab, und wir treten hier auf der Stelle.«

»Oder hat doch Hanna den Mord begangen? Aus irgendwelchen Rachegelüsten aus dieser merkwürdigen Vergangenheit, die dieses trio infernale hatte?«

»Oder doch Rabinsky?«

Sie schwiegen, waren ratlos. Dieser verdammte Fall entpuppte sich als ein Wirrwarr unterschiedlichster Fäden, die irgendwie nicht zusammenlaufen wollten. Zu viele Leute im Spiel, zu viele Möglichkeiten, zu viel Dunkelheit.

»Belitz ist am Ende«, sagte Hansen. »Verfällt zusehends. Ich glaube, der hat irgendeine Krankheit, so grün, wie der aussieht.«

Felix nickte. »Armes Schwein.«

»Vielleicht hat ihm auch einfach die junge Frau nicht gutgetan«, sagte Hansen grinsend und wiegte den Kopf.

Felix lachte. »Ach komm, du bist doch nur neidisch!«

Dann läutete sein Handy. Arthur. Interpol habe sich gemeldet, berichtete er, Griechenland. Sie wollten im Laufe des Tages die alten Berichte über den damaligen Unfall durchfaxen und er, Arthur, war schon dabei, jemanden aufzutreiben, der vom Griechischen ins Deutsche übersetzen konnte. Anschließend werde er die Adresse eines gewissen Ernst Köhler überprüfen, das sei der Vater dieses ominösen Tonio gewesen.

»Gut«, sagte Felix, »passt so.«

Sie verabredeten noch das abendliche Schlusstreffen und beendeten das Telefonat. Felix warf einen Blick auf die Uhr. Schon wieder fast vier. Da läutete das Handy erneut.

Die Kollegen von der Verkehrsabteilung. Sie hatten tatsächlich einen Schuss von Christian Rabinsky. Er war auf der Fahrt zurück in die Stadt mit 120 Sachen ins Radar gerauscht. Um 22 Uhr 10. Zu diesem Zeitpunkt hatte Gertrud noch gelebt. Er konnte also nicht ihr Mörder sein. Glück gehabt.

Felix verspürte eine wärmende Zufriedenheit, machte sich auf, um die gute Nachricht

mitzuteilen.

43 Das Ehepaar Rabinsky. Glück sah anders aus. Sie lag in der Gerichtsmedizin auf einem Metalltisch. Er stand vor dem Gerichtsgebäude, das neben dem Untersuchungsgefängnis lag.

Sie hatte schon alles hinter sich, er nur ein paar Stunden wilder Zweifel und Ängste, in denen er um seine Zukunft gebangt hatte. Sie hatte keine Zukunft mehr.

Er schaute in den Himmel, der war trübe, aber das war ihm recht, auch ihm war trübe zumute, obwohl er doch jetzt seine Freiheit wiederhatte und seine Unschuld zweifelsfrei bewiesen war. Man hatte ihn aus seiner Zelle zum Telefon geholt, der Kommissar war dran gewesen, dieser Herz, und hatte ihm mitgeteilt, dass er gehen könne, nach Hause, zu seinen Kindern. Seine Unschuld habe sich herausgestellt, er sei bei seiner Rückkehr in die Stadt ins Radar gefahren und geblitzt worden, da habe Gertrud nachweislich noch gelebt, noch einmal Glück gehabt also.

»Danke«, hatte Christian gesagt, »danke.«

Er war verwirrt und ein wenig verwundert, weil er keine Freude verspürte, aber das dauerte wohl ein bisschen.

»Keine Ursache«, hatte der Kommissar gesagt. »Wir tun nur unsere Arbeit. In jede Richtung eben. Tut mir leid, dass Sie deshalb Unannehmlichkeiten hatten. Machen Sie's gut. Wenn wir noch was von Ihnen brauchen, melden wir uns.«

Christian hatte genickt und noch eine Weile dagestanden mit dem Hörer in der Hand und dem Tuten in den Ohren.

Ja, hatte er gedacht, Glück gehabt, ja, vielleicht, ein bisschen, ein bisschen ist das wohl Glück. Plötzlich erinnerte er sich, dass auf der Rückfahrt in die Stadt in der Dunkelheit jener Nacht tatsächlich etwas gewesen war, ein rasches Blitzen, ein rasches Aufflackern, die Radarkamera wohl, aber er hatte nicht begriffen, was das war, so sehr war er neben der Spur gewesen. Nun werde ich wohl Strafe zahlen müssen, dachte er und dass er das zum ersten Mal in seinem Leben gerne tun würde. Kurz musste er lächeln und spürte nun doch eine kleine Freude, eine kleine Erleichterung.

Langsam ging er los, immer noch mit dem Blick Richtung Himmel, immer noch mit dem Blick Richtung Ferne.

Gertrud schaute nirgendwo mehr hin. Sie war in der Ferne, irgendwo in einer Ferne, die man sich nicht vorstellen konnte, die so weit war, eine weite, ferne Ferne. Sie war jenem leisen feinen Ton hinterher, der plötzlich in der Luft lag, der sie hinausbegleitet hatte aus ihrem Leben, der in ihr geflüstert hatte: Es ist gut. Es gibt hier nichts mehr zu tun. Lass dich los. Lass uns fliegen.

Man hatte ihr die Augen geschlossen, ihre Haut hatte die fahle Farbe angenommen, die Franza manchmal in ihren Träumen sah. Da schreckte sie hoch, machte Licht und

atmete durch, schaute ihre Arme an, ihre Beine, ihren Körper, prüfte nach, ob sie die Farbe nicht auch schon an sich selber hatte, an ihrer Haut, und immer fiel sie dann seufzend und erleichtert zurück in den Schlaf. Nein, es war noch nicht so weit, sie lebte und lebte gut, ihre Haut war rosig und lebendig, keine Farben des Todes an ihr, die waren noch weit entfernt auf den Tischen in der Pathologie, an den Tatorten, an den Toten.

44 Ich bin schuld, dachte Lilli. Ich bin schuld, weil ich mein Handy nicht aufgeladen hatte, weil ich dieses verdammte Ding immer liegenlasse und der Akku leer wird. Wenn der Akku nicht leer gewesen wäre, hätte sie mich in der Nacht erreicht und ich wäre zu ihr gefahren.

Und wenn ich das getan hätte, dachte Lilli, hätte sie mir erzählen können, was es auf sich hat mit dem Schrecklichen, das sie getan hatte, mit diesem Satz, den sie nicht nur auf den AB gesprochen hat, den ich auch in ihrem Tagebuch gefunden habe, diesen letzten Satz, dem nichts mehr folgte, nicht auf dem AB und nicht im Tagebuch: Ich habe etwas Schreckliches getan.

Ich war nicht da, Mama, dachte Lilli, ich bin nicht da gewesen. Als du mich gebraucht hättest, war ich tanzen, mich ein bisschen austoben, mich für das Gespräch mit deinem Vater wappnen.

Was, dachte Lilli, was hast du Schreckliches getan, Mama? Was kann so schrecklich gewesen sein, dass du jetzt dafür sterben musstest? Und was hat es mit Hanna auf sich und was mit Tonio und warum ging er ins Meer und warum ist er ertrunken? Und wer, Mama, bin ich?

Man wird von Halbheiten nicht satt, dachte Lilli, sie wecken nur den Hunger, der krallt sich in deine Magenwände und lässt dich nicht schlafen.

45 Seit meine Erinnerung zurück ist, hör ich mich schreien. In den Nächten. Nicht oft. Hin und wieder. Ich schreie seinen Namen, und er läuft hinaus ins Wasser, in den Sturm, in die Dunkelheit und versinkt. Dann seine kalte Haut an meinen Händen. Dann der Schmerz, der mich zerreißt. Dann seinen Namen schreien, aber keiner hört mich. Dann ... Stille.

»Lass die alten Dinge ruhen«, hat Gertrud gesagt. »Lass sie ruhen!«

Aber das ging nicht. Das ging nicht mehr. Wegen dieser alten Dinge war ich hergekommen.

»Hast du mir den Brief geschickt, Gertrud?«, hab ich sie gefragt, und sie: »Nein«, und begann zu zittern und plötzlich saß Tonio bei uns, wir haben ihn gespürt, sein Warten, sein Schweigen, und ich wusste, die schwarzen Vögel auf den Herbstfeldern werden

fliegen.

46 Das Navi hatte mühelos hergefunden. Keine besonders gute Wohngegend. Stadtrand. Immerhin Parkplätze. Sie stellte das Auto ab und wartete. Wusste nicht, worauf. Wartete einfach. Auf eine Idee. Eine Eingebung. Irgendwas. Aber es kam nur eine SMS. »Wollen wir zusammen Kaffee trinken, Lilli? Melde dich! Franza.«

Aber Lilli meldete sich nicht. Lilli hatte keine Zeit. Lilli wollte die Vergangenheit erspüren. Und schaltete das Handy aus.

Der Zettel aus der Handtasche, ja, die Adresse stimmte, die Adresse hatte im roten Buch gestanden, vor mehr als zwanzig Jahren hatte Gertrud sie da hinein geschrieben und nun befand sich Lilli vor dem Haus, vor der Haustür und als jemand herausging, ging sie hinein, rasch hindurch durch den Spalt, ehe die Tür sich wieder schloss.

Es war ein altes Haus, es roch ... sie schnupperte ... ja, nach fauligem Gemüse, nach Schweiß, sie ging langsam die Treppen hoch, erster Stock, zweiter Stock, dritte Türe links. Kein Türschild, kein Name, niemand auf dem Gang.

Sie hob die Hand, zögerte, verharrte, lauschte in sich hinein, man wurde von Halbheiten nicht satt, sie weckten nur den Hunger, der hatte sich in ihre Magenwände gekrallt, der ließ sie nicht mehr schlafen. Sie läutete.

Schritte näherten sich, der Schlüssel drehte sich im Schloss, währenddessen die Stimme eines Mannes: »Du hast den Schlüssel ...«

Die Tür öffnete sich. Stille.

Sie standen voreinander und starrten sich an, sie hatten sich nie zuvor gesehen, trotzdem erkannten sie sich. Von den Fotos. Von ihrem Wissen. Aus den Erinnerungen der anderen.

47 Arthur hatte die Adresse. Keine besonders gute Wohngegend. Stadtrand. Er stellte das Navi ein und fuhr los, piff ein bisschen durch die Zähne. Er war gut gelaunt nach dem gestrigen Abend mit Karolina. Sie hatten Verlobung gefeiert, ohne Ring, ohne Champagner, nicht einmal Sekt hatte er noch von der Tankstelle geholt, war zu müde gewesen, zu erschlagen nach dem langen Ermittlungstag. Aber sie hatte ihn strahlend empfangen in einem Kleid, dessen Ausschnitt fast bis zum Bauchnabel reichte.

Ja, es lief! Es lief phantastisch, und sie hatte versprochen, das silberne Kaugummipapierchen in Ehren zu halten, das er ihr mangels eines richtigen Ringes um den Verlobungsfinger gewickelt hatte.

»Sie haben Ihr Ziel erreicht«, sagte das Navi. Ja, dachte Arthur, das stimmt. In jeder Hinsicht.

Er parkte das Auto und stieg aus. Nein, wirklich keine besondere Gegend. Ein Wohnsilo

neben dem anderen, aus den frühen siebziger Jahren stammend, wenig Grün zwischen den Bauten, »Arme-Leute-Häuser« hätte seine Mutter sie genannt.

Arthur ging an die Tür mit der richtigen Nummer und überflog die Namensschilder. Zwanzig Parteien wohnten in dem Haus, auf keinem der Klingelschilder jedoch stand der passende Name, Köhler.

Schade. Wirklich schade. Wäre einfach gewesen, wenn dieser Name hier gestanden hätte. Und er, Arthur, geklingelt hätte. Und die Tür aufgegangen wäre und er, Arthur, hinein wäre und hoch oder auch nicht, je nachdem. Und wenn eine Wohnungstür mit einem Mann im Türrahmen offen gestanden hätte, mit Tonio Wie-immer-er-dann-hieß nämlich, der die Arme hob, und sagte: »Ja, ich bin es, Tonio Wie-immer-ich-dann-heiße, ich habe Gertrud Rabinsky ermordet und Hanna Umlauf entführt. Ich bin der Verbrecher, den Sie suchen. Nehmen Sie mich fest, Herr Kommissar!«

Arthur grinste ein bisschen, während seine Blicke unschlüssig über die vielen Namensschilder streiften, und träumte noch ein bisschen weiter. Dass er eine Belobigung bekommen würde, vielleicht zum Bürgermeister persönlich eingeladen wäre, weil er Hanna Umlauf gerettet habe, die ja schließlich, wie Dr.Brückl betont hatte, eine Person des öffentlichen Interesses war. Dass er drei Wochen Sonderurlaub spendiert bekäme, mindestens, drei Wochen Malediven oder so, dass Karolina ausflippen würde und mit ihrem heißen Zungenschlag seinen ...

Nein! Stopp!

Er räusperte sich und rief sich zur Ordnung, so weit hatte man im Dienst wirklich nicht zu denken! Plötzlich öffnete sich die Haustür, und Arthur riss die Augen auf, denn seine Träume von der raschen Mörderjagd hatten sich doch noch nicht ganz verflüchtigt und vielleicht ... aber ... nein, kein Tonio Wie-immer-er-dann-hieß verließ das Haus, sondern eine junge Frau in kurzem Rock, enger Bluse, Sonnenbrille, Typ heißer Feger.

Sie musterte ihn kurz, eine Sekunde, war an ihm vorbei, er sagte: »Entschuldigen Sie, könnten Sie wohl kurz ...?«

Sie blieb stehen, wandte sich ungeduldig um: »Ja?«

Er holte das Phantombild aus der Brusttasche, entfaltete es, sagte: »Kennen Sie zufällig diesen Mann?«

Sie schaute das Bild an, schaute ihn an, er konnte ihre Augen nicht sehen hinter der dunklen Brille, sie sagte: »Nein, kenn ich nicht, bin nur zu Besuch hier. Entschuldigen Sie, ich bin schon spät dran, muss wirklich los.«

Und war weg, entfernte sich rasch. Arthur schaute ihr hinterher, hatte einen plötzlichen Impuls, aber ... die Haustür öffnete sich erneut, eine weitere Frau erschien, etwas älter, im Schlepptau zwei quengelige Kinder, Arthur sprach auch sie an. »Entschuldigen Sie«, sagte er, »Polizei«, und holte seinen Dienstausweis aus der Hosentasche. »Kennen Sie zufällig diesen Mann hier?«

Sie schüttelte kurz die Kinder ab, schaute sich alles genau an, Arthur, den Ausweis und das Bild und fragte schließlich: »Was wollen Sie denn von ihm?«

»Reine Routine«, sagte Arthur beruhigend. »Er ist vielleicht Zeuge in einem Kriminalfall.«

»Aha«, sagte sie und überlegte. »Na ja, er kommt mir schon bekannt vor. Hat schon Ähnlichkeit mit diesem Typen, der seit drei, vier Wochen hier in der Wohnung vom alten Köhler lebt.«

Es war wie eine kleine Explosion in Arthurs Kopf. Super, dachte er, suuupeeer!!!!
Treffer!! Volltreffer!!

»Ich hab mich schon gefragt, wer das ist«, sagte die Frau. »Redet nix, grüßt nicht. Irgendwie ein bisschen neben der Spur. Fast schon unheimlich.«

»Wo finde ich denn diese Wohnung?«, fragte Arthur und überlegte schon, ob er gleich das SEK kommen lassen oder doch vorher mit Oberwieser und Herz Rücksprache halten sollte, schließlich waren sie die Bosse.

»Im zweiten Stock, glaub ich«, sagte die Frau. »Aber vielleicht kann Ihnen die alte Frau Steigermann ein bisschen mehr erzählen, die hatte auch viel Kontakt mit dem alten Herrn Köhler, die wohnt im ersten Stock.«

O.k., dachte Arthur, dann also vorher noch zur Steigermann und vielleicht doch telefonieren mit den Bossen.

»Danke«, sagte er und lächelte. Die Frau nickte, nahm ihre Kinder und ging.

Im Inneren des Hauses schlug Arthur Mief entgegen, der Geruch nach gekochten Kartoffeln, ungelüfteter Hitze. Während er die Treppe hochlief, telefonierte er mit Oberwieser und Herz. Warten, hieß die Devise, mit Frau Steigermann reden und Genaueres über die Wohnungs- und Familienverhältnisse erfahren, die hier herrschten; aber ansonsten warten, bis sie, Oberwieser und Herz, da wären, keine Alleingänge!

»O.k.«, seufzte Arthur, »keine Alleingänge, o.k., o.k., o.k.«, und spürte ein Kribbeln in der Magengegend, »dann eben nicht!«

Erster Stock, Wohnungstür Steigermann. Er hob die Hand, wollte klingeln, doch dann ... zögerte er. Schaute zur Treppe. War nicht weit. Nur ein paar Schritte. Ob er nicht doch ...?

Er ließ die Hand sinken, drehte sich um. Leise ... Treppe hoch ... zweiter Stock ... noch leiser ... vorsichtig die Schritte ... mehrere Wohnungstüren ... unbekannte Namen ... ein kahler Gang ... eine Wohnung ohne Türschild.

Bingo, dachte Arthur, Bingo, das muss es sein.

Er lauschte. Nichts.

Oder doch?

Fieberhaft überlegte er, was er tun sollte. Klingeln? Mit entsicherter Waffe? Vielleicht standen Kinder hinter der verschlossenen Wohnungstür, schauten ihn mit großen Augen an, waren traumatisiert fürs Leben.

Vielleicht aber stand ein Mörder dahinter, ebenfalls mit entsicherter Waffe, und bereit, ihn, Arthur, auf der Stelle über den Haufen zu schießen, hatte er doch nichts mehr zu verlieren.

Keine der beiden Aussichten war berauschend. Nein, die Dienstvorschriften hatten schon ihren Sinn und die Anweisungen der Bosse noch mehr! Warten, hatte es geheißen, bis die Verstärkung da war. Also ...!

Arthur schloss kurz die Augen, nahm die Hand von der Waffe im Gürtel, kehrte um, ging langsam zurück zur Treppe und hinunter in den ersten Stock, zurück zur Wohnung Steigermann; die Wohnung, vor deren Tür Arthur gerade gestanden hatte, musste genau darüber liegen.

Arthur läutete, einmal, zweimal. Erfolglos. Keiner zu Hause. Schließlich meldete sich doch eine Stimme. »Wer ist da?«

»Polizei«, sagte Arthur. »Ich würde Sie gerne etwas fragen. Machen Sie die Tür auf, bitte?«

Kurz Stille, dann öffnete sich die Tür, eine Frau um die achtzig stand im Türrahmen, einen Morgenmantel um sich gewickelt, der musste einmal schick gewesen sein, das sah man ihm noch an. Sie lächelte und Arthur fand sie auf Anhieb sympathisch, es war Wärme in diesem Lächeln, eine Wärme im Gesicht. Die dauergewellten weißen Haare sahen noch ein bisschen nach Nacht aus und als bemerke sie, dass Arthur sie musterte, strich sie sie mit den Händen glatt. »Entschuldigen Sie«, sagte sie, »ich bin noch nicht ganz auf der Höhe heute.«

Arthur lächelte. »Das macht doch nichts«, sagte er und zeigte zum dritten Mal seinen Polizeiausweis. »Schicker Morgenmantel.«

Sie kicherte, nahm den Ausweis, schaute ihn aufmerksam an und gab ihn zurück. »Ja, nicht wahr? Der kommt aus New York.«

»Oh«, machte er. »Aus New York! Wow!«

Sie wurde ein bisschen ernster. »Polizei? Was habe ich angestellt? Zu lange geschlafen? Haben die Nachbarn sich über mein Schnarchen beschwert?«

Er musste lachen und sie lächelte auch. »Nein, nein«, sagte er. »Keine Sorge. Lassen Sie mich rein? Ich kann alles erklären.«

Sie machte die Tür frei. »Bitte«, sagte sie und wies ihm den Weg.

Sie betraten ein Wohnzimmer, wie Arthur es von seiner Großmutter kannte, klein, fein, Fotos von Familie und Kindern an den Wänden, Spitzendeckchen, ein Regal voller Bücher, Arthur staunte ein bisschen, er hatte sich das Wohnen hier ganz anders vorgestellt, nicht so gemütlich.

Als ahnte sie, was er dachte, sagte sie: »Man kann es sich überall schön machen.«

»Ja«, sagte er und betrachtete die Fotos. »Meine Tochter«, sagte sie und strich mit den Fingern über das Gesicht, dessen Entwicklung die halbe Wand zierte, vom Kind über

die Hochzeit bis zur eigenen Kleinfamilie. »Sie lebt weit weg. Oben im Norden. In Hamburg.«

»Ach«, sagte er und lachte überrascht. »So was! Da komme ich her!«

Sie nickte und bat ihn Platz zu nehmen. Ob sie ihm etwas anbieten könne? Tee? Kaffee?

»Kaffee«, sagte er. Er setzte sich an das zierliche Biedermeiertischchen und hoffte, dass das nicht minder zierliche Stühlchen das Gewicht seines Körpers, der durch regelmäßige Fitness-Studiobesuche gestählt war, aushalten würde. Es hielt, es knackte nicht einmal und Arthur entspannte sich wieder.

Sie verschwand, dann hörte er die Kaffeemaschine, einige Minuten später kehrte sie zurück, angekleidet und frisiert nun und servierte Kaffee und kleines Gebäck.

»Was kann ich denn nun für Sie tun, junger Mann?«, fragte sie.

Er holte das Phantombild heraus, das nach den Angaben von Renate Stockinger angefertigt worden war. »Kennen Sie dieses Gesicht?«

Sie war überrascht. »Oh«, sagte sie. »Dieses Gesicht? Aber natürlich kenne ich es! Bloß habe ich es lange nicht gesehen.«

Sie stand auf, ging zu einem Schrank, holte ein Fotoalbum heraus, dem man ansah, dass es Fotos von vor zehn oder zwanzig oder mehr Jahren enthielt. Sie schlug es auf, suchte ein bisschen herum, hielt es Arthur hin. »Hier«, sagte sie.

Ein junger Mann, Mitte zwanzig, in Jeans und T-Shirt, stand neben dem Mädchen, das Arthur schon von den Fotos an der Wand kannte.

»Sie sind ja mehr oder weniger zusammen aufgewachsen, meine Johanna und der Tonio Köhler aus dem 2. Stock. Und als seine Mutter zurück nach Italien ging, war er halt oft bei uns. Ich war Lehrerin, müssen Sie wissen, ich hatte ihn auch in der Schule. Ein schwieriges Kind schon damals, aber ein lieber Junge. Leider so früh verstorben.«

Arthur nickte. »Ja, eben. Verstorben. Darum meine ich eigentlich auch nicht ihn.«

»Sondern?«

Ihre Augen waren fest und klar.

»Ich meine«, sagte Arthur, »den jungen Mann, der nun schon seit einigen Wochen in der Wohnung des verstorbenen Herrn Köhler wohnt und vermutlich sein Enkel ist. Hab ich recht?«

Sie nickte. »Ja, Sie haben recht. Das ist Ernsts Enkel, dem er seine Wohnung vermacht hat, weil sein Sohn ja schon so lange nicht mehr lebt. Er heißt übrigens auch Tonio.«

Sie lächelte kurz, wurde wieder ernst. »Aber warum weiß die Polizei davon?«

Arthur rang innerlich die Hände vor Verzweiflung, weil das jetzt wieder ewig dauern würde, weil die alte Dame zwar sehr sympathisch, aber auch ein bisschen anstrengend war. Warum konnten die Leute nicht einfach sagen, was sie wussten! Warum mussten sie ständig lästige Zwischenfragen stellen! Und sich obendrein alles aus der Nase ziehen

lassen!

»Er ist Zeuge in einem Mordfall«, sagte er und bemühte sich um Gelassenheit, »und möglicherweise in einer Entführung.«

»Ach«, sagte sie, »diese beiden Frauen. Ich habe in der Zeitung davon gelesen. Schrecklich. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er etwas damit zu tun hat. Nicht Tonios Sohn. Nein.«

Sie schüttelte energisch den Kopf, ging ans Fenster, schaute eine Weile hinaus, drehte sich wieder um, ein zufriedenes Lächeln auf dem Gesicht. »Der hat jetzt ganz andere Sorgen«, sagte sie. »Der hat Besuch bekommen von einer Freundin. Sehr hübsche junge Frau. Ich hab sie kurz gesehen. Sehr chic! Sehr elegant!«

Sie setzte sich wieder. »Greifen Sie doch zu«, sagte sie liebenswürdig. »Selbst gebacken!«

Aber Arthur hörte ihr nicht mehr zu. Junge Frau, dachte er, zu Besuch gerade, dachte er, und dann ... explodierte es in seinem Kopf.

Kurzer Rock, enge Bluse, Sonnenbrille, Typ heißer Feger.

»Scheiße«, stieß er hervor, während er aufsprang und aus der Wohnung stürmte, »verfluchte Scheiße, die haben mich ausgetrickst! Und sind jetzt längst über alle Berge!«

Er achtete nicht länger auf Frau Steigermann, er sah nicht mehr, dass sie zufrieden ihre Arme über der Brust verschränkte, er stürmte hinaus auf den Gang, ins Treppenhaus und hörte Franzas Stimme und Felix' Lachen. Er stürmte die Treppe hoch in den zweiten Stock und hörte, wie Franza und Felix ihm nachkamen, wie sie ebenso zu laufen begannen. Endlich stand er vor der namenlosen Tür und hämmerte dagegen. Mit den Fingerknöcheln, mit den Fäusten.

»Aufmachen«, schrie er. »Aufmachen! Polizei! Öffnen Sie die Tür!«

»Was ist los?«, fragte Franza atemlos und postierte sich, die Waffe im Anschlag. Ihr gegenüber Herz. »Berichte!«

Arthur drehte sich enttäuscht um. »Ich glaube nicht, dass ihr ...«, sagte er mit Blick auf die gezückten Waffen der Kollegen, sie registrierten es, steckten sie weg und begannen Nachbarn zu beruhigen, die, durch den Lärm vereinzelt angelockt, auf den Gang gekommen waren. Einen bat Franza, den Hausmeister zu rufen.

Arthur erzählte. Sie hörten schweigend zu.

»Du hast alles richtig gemacht«, sagte Felix, als Arthur geendet hatte.

Franza nickte und klopfte ihm auf die Schulter. »Keine Alleingänge«, sagte sie, »das ist oberstes Gesetz. Und manchmal geht uns halt einer durch die Lappen.« Und fügte hinzu: »Vorerst!«

Der Hausmeister kam. Das übliche Procedere. Ausweise, die Bitte, die Tür zu öffnen, seine zweifelnden Blicke, die übliche Frage: »Dürfen Sie das überhaupt?«, die übliche Antwort: »Ja, wir dürfen das!«, endlich eine offene Wohnung und immer noch der

Hausmeister, der, nun maßlos neugierig geworden, fast gewaltsam weggeschickt werden musste.

Die Wohnung war, wie erwartet, leer, die Kaffeemaschine noch eingeschaltet, die Vögel offensichtlich in Panik ausgeflogen. Die Ermittler fanden trotzdem viel. Sie fanden einen Teil der Geschichte.

48 Tonios Tod. Wir haben ihn lange ausgespart, lange nicht darüber gesprochen. Erst zum Schluss. Erst, als es nicht mehr anders ging.

Es ist September gewesen. Auch damals September. Vor 22 Jahren. Griechenland. Kos. Der schwarze Sand. Wir gruben uns darin ein.

Zurück in Gertruds Küche. Sie hat die letzten Zwetschgen eingekocht. Feine Schweißperlen standen auf ihrer Stirn, während sie in dem großen Topf mit der blubbernden Marmelade rührte. Sie sagte, das müsse sein, sie fliege ja in den nächsten Tagen nach Griechenland in das Haus, ich wisse schon, und davor müsse sie hier alles noch in Ordnung bringen.

Sie war barfuß und trug ein dunkelrotes Kleid, ärmellos, kurz. Ich spülte die Marmeladengläser, trocknete sie ab, stellte sie ihr auf die Anrichte, wir arbeiteten schweigend und konzentriert.

Es war heiß, obwohl fast Mitte September. »Kaffee?«, fragte Gertrud. Ich nickte. Sie kochte Kaffee, sein Duft breitete sich aus. Sie nahm Tassen aus dem Schrank, Milch aus dem Kühlschrank, Zucker von der Anrichte.

Ich habe hinter ihr her gestarrt, glitt mit den Blicken ihren Rücken entlang über die Beine, verharrte im Ausschnitt ihres roten Kleides und hatte das Gefühl, sie berühren zu wollen, wie damals. Ich habe versucht mich an damals zu erinnern, an die Gertrud, die sie war, aber die Unterschiede waren schwer festzustellen. Früher konnte man sie am Gang erkennen, an diesem vorsichtigen, doch zugleich mutigen Gang. Das stimmte immer noch, jedoch, wenn man ihr zu lang in die Augen schaute, ins Gesicht, konnte es sein, dass sie zittrig wurde, konnte es geschehen, dass ihr ein Glas aus der Hand fiel, konnte es sein, dass ihr Lächeln zaghaft wurde und leer.

Marmeladenstunde, hab ich gedacht, wir haben Marmeladenstunde.

Wir schwiegen, hingen unseren Gedanken nach. Glück ist gefährlich, hab ich gedacht. Du klammerst dich daran und es verlässt dich und du weißt nicht, warum. Zufriedenheit ist, was zählt, Zufriedenheit ist Sicherheit.

Und wieder bin ich abgetaucht in meine Erinnerungen.

Gertruds Küche war durchglüht von der spätsommerlichen Sonne des Tages und der Hitze der eingekochten Zwetschgen. Sie stand vor dem Herd, der bekleckert war mit Zwetschgenmus und Zwetschgengelee, und als sie anfang zu putzen und zu schrubben, da wusste ich endlich, dass ich lange nicht an Tonio gedacht hatte und dass er mir aber

fehlte, fehlte, fehlte.

Der Abend hing in der Luft und ein Marmeladentropfen in der ausklingenden Schwüle auf Gertruds braunem Knie.

Deshalb also bin ich hier, habe ich gedacht. Deshalb. Um mich zu erinnern. Um wieder eins zu werden mit meinen Erinnerungen an Tonio, an Gertrud, an damals, an alles, was damals geschehen ist. Um eins zu werden mit mir. Wie ein Puzzle, hab ich gedacht, wie ein Puzzle setzt alles sich langsam in mir zusammen. Werde ich es aushalten können?

»Hast du mir den Brief geschickt, Gertrud?«, hab ich sie gefragt. »Hast du ihn geschickt?«

Sie wandte sich um, wischte mit dem Handrücken ihr Haar aus der Stirn und ich erinnerte mich, das hatte sie immer so gemacht, immer, und Wärme durchströmte mich und ich wollte zu ihr und sie umarmen.

Sie musterte mich nachdenklich, als überlege sie, was sie mir sagen wolle und was nicht und dann sagte sie: »Brief? Nein, ich habe dir keinen Brief geschickt, ich nicht, aber ich kann mir denken, wer es gewesen ist.«

Sie setzte sich zu mir an den Tisch und begann zu erzählen. Von Tonios Sohn, den er mit einer anderen gezeugt haben musste, lange vor unserer Zeit, der nun aufgetaucht sei, auf der Suche nach der Vergangenheit seines Vaters.

Ich staunte. Ein Sohn? Tonio hatte einen Sohn gehabt?

Gertrud nickte, als könne sie meine Gedanken erraten. »Ja«, sagte sie, »einen Sohn.«

Sie schwieg, ließ mir einen Augenblick Zeit, mich an den Gedanken zu gewöhnen. »Ich habe ihn getroffen«, fuhr sie dann fort, »ich habe ihm alles erzählt, was ich weiß, und das ist ja nicht viel. Ich hoffe, dass er uns jetzt in Ruhe lässt. Kommst du mit nach Griechenland? Hanna? Kommst du mit?«

Mit nach Griechenland? Seit damals war ich nie wieder dort gewesen. Hatte alles verdrängt, alles vergessen, hatte dieses Land gemieden, diese Insel, dieses Meer, ohne zu wissen, warum, wollte wohl dem Unglück nicht auf die Spur kommen.

»Ja«, sagte ich. »Griechenland. Kos. Warum nicht. Ja, ich komme mit. Vielleicht haben sie noch einen Platz in deiner Maschine, und wenn nicht, komm ich nach. Schadet nicht, diesen Ort noch einmal zu sehen.«

Dann fiel mir der Brief wieder ein. »Aber wie konnte er an diesen Brief kommen?«

»Er hat wohl die Wohnung von Tonios Vater geerbt. Und da hat er all das gefunden. Unsere Namen. Fotos. Die Briefe. Tonios Vater hat alles aufbewahrt und sein Sohn hat es gefunden. Kurios, nicht wahr?«

Ich verstand es trotzdem nicht. Wie konnten Tonios Briefe an mich bei seinem Vater gelandet sein? Gertrud erklärte es mir.

»Ich habe sie ihm damals geschickt. Als ich unsere Wohnung in München auflöste. Als ich aus Griechenland zurückkam und du irgendwo in der Welt unterwegs warst. Ich

wusste nicht, wohin mit all den Sachen. Aber ich konnte sie nicht wegwerfen. Ich konnte es einfach nicht. Also habe ich alles, was Tonio betraf, an seinen Vater geschickt.«

Schweigen. Ich hab wohl genickt. Die Briefe ...

»Hast du sie gelesen?« Vorsichtig schaute ich sie an, hoffte, dass ..., aber wusste im Grunde ...

Sie nickte. »Ja«, sagte sie, »natürlich hab ich sie gelesen. Aber nur deine Briefe. Seine nicht. Aber deine. Und je öfter ich sie las, desto mehr bekam ich das Gefühl, als ...«

Sie brach ab, rang nach Worten.

»... als wären sie«, fuhr sie endlich fort, »an mich gerichtet. Als hättest du sie mir geschrieben.«

Mir stockte der Atem. Was sagte sie mir da? Sie schaute mich an, ihre Augen waren undurchdringlich. Ich schüttelte den Kopf. Die Briefe kamen mir ins Gedächtnis, ihr genauer Wortlaut.

... geliebte hanna ... geliebter tonio ...

So haben sie begonnen, unsere Briefe, immer gleich, jeder Brief. Ich erinnere mich wieder.

... geliebter tonio ...

Dass die Tage leer seien und voller Trübsal. Dass ich ihn erwartete, den Geliebten, mit jeder Faser meines Herzens, wo er bleibe, wo er sei, dass ich mich nach ihm sehnte, dass er mir fehle, sobald er den Raum verlasse, dass sein Körper mein Krug sei, meine Kanne, dass meine Seele sich in ihm finde und mein Herz, dass ich ein flaumig gebild sei ohne ihn, das zerfalle und sich auflöse ohne ihn ...

Staunen breitete sich in mir aus. Was hatte Gertrud gesagt? Als wären sie an sie gerichtet? Als hätte ich sie ihr geschrieben?

Vehement schüttelte ich den Kopf. Nein, dachte ich, nein, niemals wird es sein, niemals, als wären sie für jemand anderen geschrieben als für Tonio und Hanna in jener Zeit, als unsere Liebe schon ausklang, als sie uns schon auseinandertrug, einen jeden in eine andere Richtung.

»Nein«, sagte ich laut und entschlossen, »nein, Gertrud, nie wird das so sein, nie. Erhebe diesen Anspruch nicht, das erlaube ich dir nicht.«

Gertrud zuckte die Schultern, wandte sich ab. Ich sah die Briefe vor mir, unsere Handschrift, die Farbe der Tinte, die manchmal wechselte, wie es uns gerade gefiel.

... geliebte hanna ...

Dass die Tage leer seien und voller Trübsal. Dass er mich erwarte, die Geliebte. Mit jeder Faser seines Herzens. Wo ich bliebe. Wo ich sei. Dass er sich sehne. Dass ich ihm fehlte. Dass ich ihm immer gefehlt hätte. Zeit seines Lebens. Immer. Und jetzt. Sobald ich den Raum verließ. Dass mein Körper sein Krug sei, seine Kanne. Dass seine Seele sich in mir gefunden habe, endlich, und sein Herz, endlich, sei erwacht. Durch mich. Dass

er zerfalle ohne mich. Und sich auflöse ohne mich. Als hätte er niemals gelebt. ... als hätte ich niemals gelebt ...

Und er ist zerfallen. Hat sich aufgelöst. Aber er hat ... gelebt. Das ist ein Trost.

Langsam kam sein Tod mir nahe. Langsam spürte ich das blaue Schweben in Gertruds Küche, einen Dunst; vielleicht sind es auch nur die Zwetschgen gewesen, der Schnaps, den wir auf unser Wiedersehen getrunken haben, der uns lustig und fröhlich machte. Alles wurde wie ein Spiel, ein Kammerspiel vom Tod und vom Leben.

Ich erinnerte mich plötzlich an das Zeitungsfoto in Schwarzweiß, dieses Bild, das mich durch die Welt begleitet hat – der Tote und ich, Tonio und Hanna, ein zerknittertes Stück Wirklichkeit, das wahrer und schmerzhafter wurde, je grauer der Schemen sich verdichtete, der auf ihm lag. Auf der Heimfahrt erst, der endgültigen, habe ich das Foto zerrissen, gebeugt aus dem Zugfenster sah ich im nächtlichen Fahrtwind die Papierfetzchen rasch und unwiederbringlich aus meinem Blickfeld entschwinden.

Und nun?

Rekonstruktion eines Todes. Damals. Was geschehen ist. Ein Schmerz, der immer noch schmerzt, eine Wunde, die immer noch blutet. In der Mitte des Septembers bangen wir vor dem endgültigen Aufbrechen der Erinnerung.

»Lass die Vergangenheit ruhen«, hat Gertrud gesagt, »diese alten Geschichten sind doch gar nicht mehr wahr.« Unwirsch hat sie es gesagt, ängstlich sogar, und laut, laut genug, um den Faden zu zerschneiden, der sich von damals herüber spinnen will. Im Altweibersommer spinnen die Weiber ihre Fäden in die Zeit und die Zeit zerfällt und wird eins.

49 Sie würden keinen Übersetzer mehr brauchen. Alles, was wichtig war, fanden sie hier, übersetzte Polizeiberichte, Briefe, Zeitungsausschnitte, ebenfalls übersetzt und sorglich nach Datum und Abfolge der Ereignisse abgelegt. Akribisch hatte Ernst Köhler den Tod seines einzigen Sohnes dokumentiert und der Nachwelt überlassen, damit diese sich ein Bild machen konnte über das Unglück, das in Griechenland geschehen war.

Drei beteiligte Personen hatte es gegeben, allesamt waren sie den Ermittlern nicht unbekannt. Tonio Köhler, Hanna Umlauf und Gertrud Rabinsky, damals noch Gertrud Brendler.

Die kargen Fakten waren, dass sie zu dritt Urlaub auf Kos im Haus von Gertruds Eltern gemacht hatten. Der Sommer klang aus, der Beginn des neuen Studienjahres stand bevor. Eines Nachts, etwa zwei Wochen nach der Ankunft des Trios, das von den Bewirtschaftern einer nahe liegenden Taverne als freundlich und nett, vielleicht ein bisschen verrückt beschrieben wurde, hatte Tonio die wahnsinnige Idee, im aufgewühlten schwarzen Meer schwimmen gehen zu wollen. Seit mehreren Tagen schon gab es Sturmwarnung, keine Schwimmer im Wasser, keine Boote. Die Fischer fluchten, die

wenigen Urlauber, die es um diese Zeit noch auf der Insel gab, fluchten, aber man fügte sich, was sollte man sonst auch tun. Sich der Gewalt des Meeres auszusetzen wagte keiner.

Nur Tonio. In jener verfluchten Nacht. Zuerst betrank er sich, dann stakste er ins Wasser, warf sich in die Wellen und schrie und brüllte vor Begeisterung. Immer weiter wagte er sich hinaus, die Wellen trugen ihn, warfen ihn hin und her, bis er irgendwann in der Brandung zerschellte.

Gertrud, die dabei gewesen war, die in den Akten als einzige Zeugin angeführt war, hatte ausgesagt, er habe sich durch nichts abhalten lassen, durch nichts. Dass sie alles versucht habe, aber erfolglos. Er sei ins Meer hinein, in den Sturm, er habe geschrien und gelacht, und zuerst habe die Dunkelheit ihn verschluckt und dann ... das Meer.

Hanna hatte schon geschlafen, hatte erst am Morgen von dem Unglück erfahren, war dabei gewesen, als die Küstenwache den Leichnam barg, der zurück an den Strand geschwemmt worden war. Bevor man ihn nach Deutschland, nach Hause überführte, hatten sie sein Blut untersucht. Das Ergebnis erklärte einiges, Tonio hatte 2,1 Promille Alkohol im Blut, andere Drogen waren nicht im Spiel gewesen. Leichtsinn stand als abschließendes Urteil in den Akten, tödlicher Leichtsinn, hervorgerufen durch exzessiven Alkoholgenuss, also Selbstverschuldung. Damit endeten die Aufzeichnungen.

»Scheiße gelaufen«, sagte Felix. »Eine echte Tragödie.«

»Muss eine große Liebe gewesen sein«, sagte Franza, »zwischen Tonio und Hanna«, und hielt den Stapel Briefe hoch, der unter den an die Wand gepinnten Fotos gelegen hatte. Zuerst hing das Foto eines alten Mannes, das musste der Großvater sein, genau darunter hing Tonios Bild, der tatsächlich eine verblüffende Ähnlichkeit mit seinem Sohn aufwies, und links und rechts Jugendfotos der beiden Frauen, Gertrud hing in größerer Entfernung zu Tonio als Hanna.

Auch Fotos aktuelleren Datums waren in den Papierstapeln zu finden. Die von Hanna waren Zeitschriften oder dem Internet entnommen, die von Gertrud hatte Tonio wohl selbst geschossen. Sie zeigten Gertrud vor ihrem Laden, wie sie arbeitete oder mit Kunden sprach. Sie zeigten sie aber auch im Garten vor ihrem Haus, mit ihren Kindern und dem Ehemann. Tonio war in Gertruds Leben eingedrungen, hatte es ausspioniert, hatte sie gestalkt, war ungebetener Zaungast gewesen.

Wahrscheinlich hatte er stundenlang vor dem kleinen Altar gesessen, den er um die Fotos errichtet hatte. Ob er hier seine Rachepläne gesponnen hatte? Aber Rache wofür?

Dass er keinen Vater gehabt hatte? Vielleicht auf eine Weise aufgewachsen war, die ihm nicht gutgetan hatte? Und nun die Frauen bestrafen wollte, die seinen Vater seiner Mutter entrissen hatten und somit auch ihm?

Fragen, auf die die Ermittler keine Antworten hatten. Noch nicht.

»Was jetzt?«

Franza öffnete ein Fenster, stellte sich davor und zündete sich eine Zigarette an. »Ich muss meine Lungen wieder beruhigen nach diesem irren Treppenlauf«, sagte sie entschuldigend und grinste ein bisschen. Felix zeigte ihr den Vogel, setzte sich aber zu ihr ans Fenster und meinte: »Lass mich ein bisschen mitschnüffeln. Hin und wieder so eine kleine Dosis Nikotin, das muss einfach sein.«

»Kleine Rebellion gegen den Gesetzesstaat?« Arthurs Laune war wieder gestiegen.

Franza zuckte die Schultern. »Also«, sagte sie, »weitere Vorgehensweise?«

»Fahndung natürlich«, sagte Felix, »mit allem Trara. Begründeter Tatverdacht. Also das Phantombild an alle Polizeidienststellen bundesweit. Sie sollen es auch in den Nachrichten bringen. Gut wäre natürlich, wenn wir auch eins von seiner Komplizin hätten. Arthur?«

»Was?«

»Na, wie sieht sie aus?«, fragte Franza. »Du hast sie ja gesehen.«

»Gut«, sagte Arthur, »gut sieht sie aus. Glaub ich«, und verzog sein Gesicht zu einer verzweifelten Grimasse, weil er wusste, wie blöd das klang.

Franza verdrehte die Augen. Männer, dachte sie. »Gut?! Ist das alles?!«

»Na ja«, stotterte Arthur, »es ging doch so schnell. Sie hatte eine Sonnenbrille auf, die Haare irgendwie ...« Er wusste nicht weiter.

»Blond? Braun? Rot? Kurz? Lang?«, half Franza. Aber es nützte nichts.

»Keine Ahnung«, seufzte Arthur, »tut mir echt leid. Lang. Nein, kurz. Vielleicht hochgesteckt. Ich weiß es nicht. Ich habe doch bloß einen Satz mit ihr gewechselt und schon war sie weg. Die andere könnte ich besser beschreiben, mit der habe ich länger geredet.«

»Bloß brauchen wir die nicht«, sagte Franza und versuchte streng zu wirken, aber es gelang ihr nicht.

Arthur zuckte bedauernd die Schultern.

»Na gut«, sagte Felix, während Franza die Zigarette am äußeren Fensterbrett ausdrückte. »Wenigstens haben wir Clyde. Bonnie wird dann auch irgendwie zu finden sein.«

»Auch die Fahndung nach Hanna müssen wir erweitern«, sagte Franza, »was, wenn er sie entführt hat, sie irgendwo versteckt hält?«

Sie schwiegen kurz, wollten sich nicht vorstellen, was alles noch geschehen konnte, was alles möglicherweise in Gang war.

»Ja«, sagte Franza, »ja. Lasst uns gehen. Gibt viel zu tun.«

Sie brachen auf, holten noch die Zahnbürsten, die im Bad auf der Etagere lagen, um mit den Spuren vergleichen zu können, die sie in Gertruds Küche gefunden hatten, und schauten beim Verlassen des Hauses noch einmal bei Frau Steigermann vorbei.

Die alte Dame erwies sich als harte Nuss, bestand darauf, nichts zu wissen über den

Enkel von Ernst Köhler, keinen Nachnamen, keine Telefonnummer, nichts über sein sonstigen Leben.

Vielleicht stimmte es, vielleicht nicht, wahrscheinlich stimmte es, denn es war wohl unwahrscheinlich, dass ein Mann wie Tonio Wie-immer-er-dann-hieß mit seinem Leben hausieren ging und seinen Nachbarn Namen und Adresse aufdrängte, wenn er vorgehabt hatte, was er eben offensichtlich vorgehabt hatte.

Sie gingen, war spät geworden, morgen auch noch ein Tag.

50 Es war knapp gewesen. Sehr knapp. Er hatte auf dem Klo gesessen, Gott sei Dank steckte das Handy in der Hosentasche, so dass Kristin ihn hatte erreichen können. Sie war losgegangen, um etwas zu essen zu besorgen, schon wieder alles leer, alles weggefuttert. Sie hatten Appetit gehabt, die Entwicklungen überschlugen sich, das Mädchen ...

Er hatte Kaffee und Wasser in die alte Filterkaffeemaschine seines Großvaters gefüllt, sie gehörte zu den wenigen Dingen, die er nicht entsorgt hatte.

Dann Klo, entspannte Sitzung, paar Minuten Ruhe, doch plötzlich das Handy. Er hatte geflucht, hatte natürlich gewusst, dass es Kristin war, kein anderer hatte die Nummer des Prepaidhandys, das er sich zugelegt hatte, als er aus seinem alten Leben verschwunden war.

»Scheiße«, fluchte er und musste grinsen, weil er das irgendwie witzig und passend fand, »nicht mal auf dem Klo lässt die Klette einen zufrieden«, überlegte kurz, ob er abheben sollte, tat es schließlich.

»Polizei«, sagte sie und klang nur ein bisschen nervös, »sie suchen dich. Da ist einer, der hat ein Phantombild von dir.«

»Scheiße«, sagte er.

»Hör zu«, sagte sie, »verlier jetzt nicht die Nerven! Bleib ruhig. Er redet gerade mit einer Frau aus dem Haus, die dich zu kennen scheint. Er wird reingehen, da bin ich sicher. Versuch ihn auszutricksen. Komm irgendwie raus. Wenn er die Treppe nimmt, dann nimmst du den Lift. Mach es irgendwie. Verlier nicht die Nerven. Wir ziehen das jetzt durch.«

Ihre Stimme klang wie ein metallisches Stakkato in seinen Ohren, er nickte unentwegt und dachte nicht daran, dass sie das nicht hören konnte. »Bist du noch da?«, rief sie, »sag was!«

»Ja«, sagte er und hatte kaum Stimme, weil ihm vor Herzrasen die Kehle wie zugeschnürt war. »Warte auf mich bei deinem Auto.«

»Beeil dich«, sagte sie, »mach!«

Dann war sie weg, und für einen winzigen Moment fühlte er sich allein wie nie zuvor in seinem Leben. Nicht wie damals, als er von zu Hause abgehauen war, nicht, als er seine

Stadt verlassen hatte, nicht als Gertrud Rabinsky plötzlich sterbend in ihrer Küche gelegen hatte.

Er spürte, wie er zitterte, und befahl sich damit aufzuhören. Es funktionierte und staunend schlich er zur Wohnungstür, öffnete sie vorsichtig und lauschte hinaus ins Treppenhaus. Der Lift stand still, von unten drangen Stimmen herauf. Die Stimme eines Mannes, die er nicht kannte, die Stimme einer Frau, die er wohl kannte, die alte Frau Steigermann aus der Wohnung unter ihm. Dann hörte er eine Tür, die Stimmen wurden leiser, waren nicht mehr zu hören, verloren sich in der Wohnung.

Er warf kurz einen Blick zurück in den Flur, spürte einen Augenblick des Bedauerns, ahnte, er würde kaum zurückkehren, trat hinaus ins Treppenhaus, schloss leise die Wohnungstür. Keine Zeit etwas mitzunehmen, keine Zeit für sentimentales Abschiedsgewäsch. Der Lift war da, kein zeitraubendes Warten, er fuhr hinunter ins Erdgeschoss, drückte vorsichtig und abwartend die Tür auf, niemand zu sehen, Stille auf dem Gang, er schlüpfte hinaus, lief zur Haustür, sie schwang auf und er fühlte sich ... frei ... unendlich frei.

Hinter dem Haus wartete Kristin im Auto, er stieg ein, sie startete den Wagen. »Wir bringen es zu Ende«, sagte sie, fuhr los.

Das Mädchen fiel ihm ein. »Lilli«, sagte er.

Kristin winkte ab. »Egal«, sagte sie, »dafür ist jetzt keine Zeit.«

51 Tonios Tod.

Der schnell kam und völlig unerwartet. Der kein natürlicher war.

Über ihn nachzudenken, ihn ein weiteres Mal zu erleben, wenn auch nur in Gedanken, fällt schwer. Immer noch. Manche Erinnerungen wiegen schwer. Aber ich stelle mich jetzt.

Versatzstücke zusammensetzen, Puzzleteile suchen. Beginnender Herbst. Tonios Tod.

Ein Haus in Griechenland, weiß mit blauen Türen und Fensterrahmen, nah am Strand, nicht zu nah. Weit weg vom Dorf. Gerade noch nah genug.

Wir in diesem Haus, an diesem Meer. Verschwimmende Zeit.

Das Land umgab uns nicht mehr mit den gleißenden Farben des südlichen Sommers, ein wenig herbstlich und milde war es schon, rotgolden die Sonne, nicht mehr beißend und sengend, das Meer jedoch immer noch warm und gut und in tausend Tönen zwischen Blau und Grün.

Was waren diese ersten Tage schön! Sanft rollte die Gischt heran, sprühte ihre Nässe in den schwarzen Sand, dass er perlte wie blitzendes Gestein. Manchmal dampften in der Ferne große Schiffe vorbei, und die Wellen wurden zu wilden Brechern, spuckten bizarr geformte Steine.

»Diese Steine«, witzelten wir, »diese Steine sind Boten aus einer anderen Zeit. Diese

Steine sind die Toten, die Ertrunkenen, die alten Griechen, die das Meer wieder ausspuckt. Odysseus vielleicht und Helena und Menelaos und Cassandra, die Seherin.«

Vielleicht war das zu viel. Vielleicht haben wir das Schicksal herausgefordert, und die Götter wollten ihre Opfergaben.

Der Sturm kam und nichts ging mehr, kein Herumlungern am Strand, kein Baden mehr, zu kühl, zu frisch. Wir wurden unruhig, schlechte Laune herrschte im Haus. Tonio öffnete ständig die Fenster, ließ den Wind herein, man hörte das laute Meer und den Sturm ums Haus. Die Vorhänge bauschten sich, die Fenster klirrten in den Rahmen.

In der Küche türmte sich das Geschirr, Teller mit Essensresten, die die Fliegen anzogen, unverschlossene Weinflaschen, abgestandenes Gebräu darin, hartes Brot.

Ich weiß nicht, warum wir es nicht geschafft haben, Ordnung herzustellen, und ob dieses äußere Chaos der Grund dafür war, dass auch in uns alles durcheinandergeriet.

Tonio und ich verbrachten Stunden im Bett, auch untertags, kümmerten uns nicht um Gertrud, die für sich blieb.

»Warum geht sie nicht ins Dorf«, sagte Tonio ärgerlich, wenn ich Bedenken äußerte, dass wir sie nicht so lange alleine lassen sollten. »Da gibt es eine Reihe unverheirateter Kerle. Warum vergnügt sie sich nicht auch?«

Ich schwieg. Ich sagte ihm nicht, dass ich begonnen hatte, in ihren Augen zu sehen, in ihrer Nähe zu spüren, was sie für mich empfand. Wahrscheinlich aber wusste Tonio es ohnehin, denn er wurde aggressiv ihr gegenüber, böse, unwirsch, ließ mich nicht mehr mit ihr allein, belauerte uns.

Vielleicht hatte Gertrud uns auch gehört in unserem Zimmer, in unserem Bett. Wir sind nie leise gewesen. Wir haben gelacht, gestöhnt, geseufzt. Tonio sagte: »Das ist eben so beim Vögeln.« Und dann war es so. Aber vielleicht hat sie uns gehört und es hat ihren Groll geschürt, ihre Traurigkeit.

Und dann kam jene Nacht. Von der ich wenig weiß. Eigentlich gar nichts. Weil ich geschlafen habe. Und als ich am Morgen erwachte, war alles anders. Als ich erwachte, saß Gertrud auf der anderen Seite des Bettes. Ich sah ihren Rücken, sah, dass sie zitterte.

Du hast gezittert, Gertrud, du hast dich nicht umgedreht, als ich dich ansprach, hast nicht reagiert. Ich hab mich aufgerichtet, dir zugewandt. Du hast geweint, still, lautlos, aber so, dass du am ganzen Körper gezittert hast. Ich habe nichts gefragt, ich habe aus dem Fenster geschaut. Der Sturm hatte nachgelassen, ich habe es sofort gemerkt, ich dachte, gut, wir werden wieder baden, vielleicht nicht heute, aber morgen, ja, morgen, und alles wird sich normalisieren, alles wird wieder gut zwischen uns dreien.

Aber dann ...

... aber dann habe ich den Aufruhr am Strand bemerkt, dort, wo wir immer ins Wasser gegangen waren, wo die Wellen uns umspülten, an unseren Füßen leckten und sachte hoch an den Beinen.

Dort herrschte Aufruhr, Menschen waren da, viele, scharten sich um einen Punkt. Ich bin los, einfach so, ohne etwas zu spüren, einfach so, ganz langsam am Anfang. Aber dann ...

Ich weiß nicht, warum ich die letzten Schritte hin zu dieser Menschenmauer zu laufen begonnen habe. Ich weiß es nicht, Gertrud.

Aber da lag er dann. Da hatten sie ihn hingelegt. Da war er so still, so leise, schon so starr.

52 Der Gerichtsmediziner Dr. Borger hatte ausgezeichnet zu Abend gegessen, sich anschließend eine Zigarre genehmigt, dazu einen Espresso und einen Cognac genossen und eine interessante Entdeckung gemacht.

53 »Ich schreie«, habe ich in Gertruds Küche gesagt. »In manchen Nächten, in manchen Träumen schreie ich seinen Namen.«

Aber es hört mich keiner, Tonio am allerwenigsten. Ich sehe ihn laufen. Alles geht rasend schnell. Er läuft und läuft, hinaus ins Wasser, in die tosende Brandung, bleibt nicht stehen. Er ist allein. Er ist glücklich. Er will das Wasser auf der Haut fühlen. Den Wind, der längst zum Sturm geworden ist. Wie geil das sei, das Wasser wie Öl auf der Haut, der Wind wie Samt. Wie oft hat er das gesagt.

Sein Gesicht leuchtet hell durch das Dunkel, ich spüre seine Wärme von vor Stunden, als ich ihn das letzte Mal in meinen Armen hielt.

Er wird sterben. Ich weiß es noch nicht. Ich liege in unserem Bett und schlafe. Deshalb wird er sterben. Weil ich nicht aufgepasst habe. Weil ich nicht da war. Weil ich geschlafen habe. Ihn nicht vor seinem Übermut bewahrt habe, vor seinem Leichtsinn.

Es ist merkwürdig, aber in meinen Träumen läuft immer alles in Zeitlupe ab, in meinen Träumen ist Gertrud gar nicht da. Ich aber, ich sehe Tonio sterben, sehe, wie ihn die Wellen zerschmettern, der Sturm ihn umtost, und alles in Zeitlupe, was es schlimmer macht, weil es doppelt so lang dauert, weil wir den Schmerz doppelt so lang spüren, er und ich.

Alles ist lauter in der Nacht. Jedes Geräusch. Der Sturm. Die Wellen. Die Schritte auf den Steinen. Sein Schrei. Als er versank. Im Wasser. Im Tod. Schwarze Luft. Schwarzes Wasser. Weit. Ein Meer.

Er war ein guter Schwimmer, zeit seines Lebens, auch im Sterben. Ich sehe, wie er mit der Gewalt um ihn herum ringt, wie er zu staunen beginnt, als er erkennt, dass alles ... vorbei sein wird.

Irgendwann ist er fort, das Meer plötzlich still, ölige schwarze Masse, der Sturm ein kleiner Wind. Leer alles, still.

Auch ich. Still. Wie nie zuvor. Als er verschwunden war. Und sich nicht mehr wehrte. Und sein Herz nicht mehr schlug. Sein Herz stillstand. Verschwunden. Sein Körper. Seine Wärme. Und irgendwann ... auch die Erinnerung daran.

Die Donau. Hier, jetzt.

Wie schön sie ist. Glatte Oberfläche, manchmal ein Flirren, als schrammte der Fluss den Himmel entlang. Die Sonne blendet, die Doppelsonne, die am Himmel, die im Wasser. Spaziergänger in der Ferne gehen hinein ins Sonnengold im Fluss, werden schwarze Schatten, lösen sich auf im blind machenden Flirren. Goldlichter auch von hinter den Wolken. Zwei Hunde, schwarz und weiß, Pablo und Maja. Spitze Schreie junger Mädchen heben sich wie weiße Möwen in die Luft.

Ich schließe die Augen und kehre mit meinen Gedanken zurück in Gertruds Küche. Wir haben Wein getrunken, vielleicht waren wir ein bisschen beschwipst und dadurch mutig geworden, die richtigen Fragen zu stellen, die richtigen Antworten zu geben.

»Ich bin zu ihm hingelaufen«, hab ich gesagt, »am nächsten Morgen, als sie ihn geborgen hatten. Sie ließen mich zu ihm. Als sie mich sahen, öffneten sie mir schweigend den Kreis. Ich habe ihn berührt und hatte augenblicklich diese Stille in mir, diese Stille, die von seinem Herzen kam. Ich berührte ihn immer wieder, strich über seinen Körper, spürte die Stille, spürte, dass sein Herz nicht mehr schlug, spürte seine Wärme nicht mehr, spürte, dass er schon entwichen war, entwichen in ein fahles Schimmern, in ein dunkles Leuchten.

Nässe sammelte sich um ihn, Nässe vom Meer, Nässe von der Tiefe. Ich spürte sie an meinen Händen und dann kam der Schmerz, begann mich zu überschwemmen.

Ich wusste auf der Stelle, es würde weh tun wie nie etwas zuvor. Ich wusste, es würde mich an den Rand bringen, dorthin, wo es leicht ist, abzustürzen.«

Ich habe innegehalten, Gertrud angeschaut, sie hielt ihr Weinglas in den Händen, schaute hinein, ich konnte ihre Augen nicht sehen. Ich habe den feinen Narben in mir nachgespürt, dem alten Schmerz.

»Ja«, sagte ich und hörte nicht auf, Gertrud anzuschauen, bis sie ihr Gesicht mir zuwandte, ihre Augen waren undurchdringlich.

»Ich kniete«, fuhr ich fort, »an Tonios Leichnam und hatte diese Stille in mir, die aus seinem Herzen kam und die ich lange, lange nicht loslassen würde. Sie war ein Schutz, ein Schild, ich nahm sie mit hinaus in die Welt, sie hat mich begleitet, sie machte es mir möglich zu gehen, meine Reise anzutreten. Schließlich zogen sie mich von ihm fort, sie sprachen auf mich ein, eine Frau war da, sie hielt mich in ihren Armen, murmelte leise Worte, Trost Worte wohl, aber ich hörte sie nicht. Ich verstand sie nicht. Ich hörte nichts. Nur dass sein Herz nicht mehr schlug.«

»Hör auf, Hanna«, sagte Gertrud, »ich weiß das doch alles.«

Aber ich konnte nicht aufhören. Ich redete und redete. Leichter Wind war

aufgekommen, säuselte durch die Bäume, wir hörten ihn durch die offenen Fenster.

»Es war das letzte Mal, dass ich ihn sah und sonst ...«, ich schüttelte den Kopf, lauschte in mich hinein, »erinnere ich mich an nichts.«

Nur dass ich dann ging. Dass ich meinen Rucksack packte und verschwand. Weg von der Insel. Weg aus Griechenland. Kein schwarzer Sand mehr.

Gertrud nickte, ich schaute sie vorsichtig an, ihre Augen waren dunkel, ihr Mund ein harter Strich, sie wirkte flüchtig wie ein Tier.

Alt sieht sie aus, habe ich gedacht, plötzlich sieht sie alt aus, und uns eine Pause gegönnt, erneut Kaffee aufgesetzt. Milch, Tassen, Zuckerdose. Der Kaffee blubberte durch den Filter, ich setzte mich wieder.

»Warum hast du mich nicht geholt, Gertrud?«, habe ich endlich gefragt. »Warum nicht?«

Stille, nur das Blubbern der Kaffeemaschine, eine Fliege surrte durch den Raum.

»Ich weiß nicht«, hat sie endlich gesagt. Ihre Stimme war ein Flüstern, ein Hauch, zerfiel. »Ich weiß es nicht. Hör auf zu fragen. Es ist alles so lange her. Lass die Vergangenheit. Wirf sie ab. Sonst kannst du nicht leben.«

»Hast du sie denn abgeworfen?«, hab ich gefragt.

Wieder Stille, dann: »Nein.«

Ich habe mich vorgebeugt, eine Strähne ihres Haars genommen, sie um meinen Finger gewickelt. Sie hat sich abgewandt, die Strähne rutschte von meinem Finger, es ziepte wohl ein bisschen an ihrer Kopfhaut.

»Wo bist du gewesen?«, hat sie gefragt. »In der Zeit nach Tonios Tod. In diesen langen Monaten?«

Ich zuckte die Schultern. »Überall. Nirgends. Keine Ahnung. Zucker?«

»Wie hast du gelebt?«, fragte sie. »Wie kamst du zu Geld?«

Da habe ich endlich zurückgedacht.

An eisige Straßen in kalten Ländern, an Rauch, der aus Schornsteinen stieg, Fäden, die in die Höhe zogen, den Himmel zerschnitten, rasches Dunkeln. Ich hab an sattgrüne Urwaldblätter gedacht, Mangrovenwälder, Sonne, Meer, Ozeane, fremde Gerüche, fremde Berührungen und immer wieder Kälte und noch lange nicht zu Ende gefroren und alles wie ein Traum, aber nicht meiner.

Nachts schlief ich, wann immer es ging, bei geöffneter Tür, hatte Angst vor geschlossenen Räumen.

»Eines Tages!«, hab ich oft geflüstert. »Eines Tages ...«

Immer der Wunsch nach Zukunft und wenn der Wunsch zu groß wurde, trieb es mich weiter. Dann stand ich auf den Bahnhöfen und wählte aus Richtungen und Zielen, blindlings, ohne Plan, und schickte mich fort, Hauptsache fort.

In der Flüchtigkeit samtener Augenblicke ließ es sich gut leben. Ich mochte es, wenn

das Licht sich im Rotwein spiegelte, wenn Tabakschwaden mich einhüllten und das Licht diffus machten und grau.

Da lächelte ich mich und andere in den siebenten Himmel hinein, da hängte ich mich an das Leben oder an das, was ich dafür hielt. Ich erschrak nicht, wenn ich eine fremde Hand auf meinem Knie spürte, im Gegenteil, ich ergriff sie, rauchte meine Zigarette zu Ende, fing die fremden Finger ein und führte sie weiter.

Es war, als ob ich neben mir stünde und mir zusähe, wie ich lächelte, lachte ...

Und weinte dann.

Weil ich plötzlich wieder ahnte, was Wärme war.

Weil ich plötzlich wieder spürte, was ...

Und berührte mich mit Körpern, die gut waren und sehnig und zärtlich ...

Und lächelte unter Tränen, wenn sie ihre Sprachen auf mich legten, von denen ich oft nicht eine Silbe, nicht ein Wort ...

... wenn sie die unverständlichen Laute ihrer Sprache auf meinem Körper ausbreiteten und sie wieder fortschlürften, einschlürften ...

Immer hatte ich Angst mich zu versäumen, mich nicht mehr anzutreffen in den Armen des Glücks, wollte es, das Glück, festhalten aus tiefstem Herzen, aber wenn der Morgen einbrach in den diffusen Nebel meines Rausches und die Spuren der Nacht und die Nacht selbst nicht mehr zu verdecken vermochte, floh ich mit wehenden Fahnen vor dem Ersticken.

Lippenstift auf dem Kopfkissen und mein Gesicht im Spiegel eines abgefuckten Badezimmers, verschmiert und abgefuckt wie der Spiegel selbst, meine Haare strähnig, meine Hände schweißig; kalte, dünne, verlorene Finger.

Im Bett, auf den Kissen, manchmal einer hingebreitet, fremd, nackt, grell wie der Morgen und ich ... bin abgehauen.

»Er ist tot«, hab ich in den Spiegel hineingeflüstert und wusste das endlich und vergaß es doch immer wieder. »Tot und gestorben. Kein Hemd wird jemals mehr an ihm leuchten, kein weißes, kein blaues, auch kein gelbes.«

Und bin abgehauen. Immer wieder. Immer wieder ans Meer. An andere Meere. Niemals mehr an jenes. Harsche Brisen. Sturmböen. Sand an den Füßen. Weiß gischende Wellenberge. In der Dämmerung verlor sich die Grenze zwischen Himmel und Ozean.

In allen Bildern große Stille, tiefe Sprünge und immer die Kälte dieser Nässe von Tonios Körper an meiner Hand – die hatte sich eingepreßt in alle Poren meiner Haut –, die wurde ich nicht mehr los.

Ich war am Rand, hab ich in Gertruds Küche angesichts von Gertruds Schweigen gedacht, am Abgrund und die Bilder, die ich noch habe, sind wohl jene, die mich zurück in die Mitte lenkten, wie feine Nadeln stecken sie auf der Landkarte, die sich unsichtbar durch meinen Körper zieht.

Wieder Blitzlicht und andere Bilder und je näher ich mich an daheim brachte, desto dichter die Erinnerung.

Zuletzt lag ich an dichtbevölkerten Stränden im ägäischen Sommer. Die Tage flirrten in die Sonne zurück, als wären sie nicht gewesen. In der Mittagszeit wurden die Möwen zu Glasgebilden, sonnendurchglüht und durchsichtig am Rand und weiße Federwolken schienen so nahe, dass man sie zu greifen glaubte.

Ich begann zu schweigen, kroch hinein in die Stille, wollte alle Sprachen verlernen auf dem Weg zu mir selbst, zu der Nässe auf meiner Hand.

Ich träumte von den Tagen, die wir gehabt hatten. Die schön gewesen waren, schön. Festliche Kleinode. Die, hätte man sie schmecken können, man sich auf der Zunge hätte zergehen lassen. Langsam. Feierlich.

Ich träumte von der Zeit, die aus der Uhr getropft war, unsichtbar, unspürbar, und die nicht gereicht hatte.

Und dann ... dann begann ich ... irgendwann in mir ... plötzlich ... etwas Fremdes zu spüren, etwas, das nicht dahin gehörte, nicht in mich, nicht in meinen Körper. Es machte mir Angst, einen diffusen Schrecken. Einmal noch Glück, hab ich gedacht, einmal noch tanken, bevor ich sterbe.

Ich hab an Dorothee gedacht, zum ersten Mal in diesen Monaten, an Dorothee, die irgendwie meine Mutter war. Ich kehrte heim.

Es war Mai, alles roch nach Frühling, nach Sommer schon fast, aber mich ekelte vor allen Düften, ich ertrug sie schwer. Ich stieg aus dem Zug, schulterte meinen Rucksack, spazierte den Bahnsteig entlang in die Halle. Alle Sehnsüchte schienen gestillt. Nach dem Meer, der Weite, den Stränden. Immer wieder hatten Züge mich ausgespuckt, hierhin und dorthin in kühlem Gleichmaß, in kühler Regelmäßigkeit. Nichts war geblieben, nur das Staunen, dass es mich nicht in ihr Rattern hineingezogen hatte, dass das Unbestimmte unbestimmt geblieben war und das Ungewisse ungewiss.

Tonios Tod hatte alle und alles getrennt. Er war für immer, das wusste ich endlich, wie Tode eben sind, aber trennte auch uns Überlebende.

54 Rechtzeitig, bevor Dr. Borger in die Innenstadt zum Essen ging, war die angeforderte Krankenakte eingetrudelt. Er hatte sie eingepackt und mitgenommen, um sie sich nach dem Essen quasi als Höhepunkt zu genehmigen. Die letzten Schwaden der Zigarre lösten sich im blauen Septemberabendhimmel auf, Espresso und Cognac waren geleert, Borger öffnete die Akte und begann zu lesen.

Als er fertig war, lehnte er sich zurück, atmete tief durch, lockerte den Knoten an seiner Krawatte, schaute ein wenig in die Luft und hob schließlich die Hand, um dem Kellner zu winken. Diese Neuigkeit vertrug einen weiteren Cognac.

55 Fotos hingen hinter dem Esstisch an der Wand. Ein kleiner Junge, eine junge Frau, ein Mann. Ich schaute sie an, blieb hängen am Gesicht des Mädchens und plötzlich war es wie ein Fließen, ein Gefühl, das wie Wärme in mich rieselte. Ich staunte und plötzlich kroch ein Gespenst aus meiner Erinnerung, ein Nebelgespenst, so vage, so faserig, dass ich wusste, seine Entpuppung würde noch auf sich warten lassen.

»Ich wusste gar nicht, dass ...«, begann ich und deutete auf die Fotos.

»Nein«, sagte sie, »natürlich nicht. Woher auch. Du warst ja weg.«

Wir schwiegen. Lange. Es war dunkel geworden, nur das kleine Küchenlicht brannte.

»Vielleicht fährst du einfach wieder zurück nach Straßburg«, sagte sie.

Ich nickte. »Ja«, sagte ich, »vielleicht ist das am besten.«

Wieder Schweigen. Aber in mir brannte eine Frage. »Deine Kinder«, begann ich und wusste nicht weiter.

»Ja«, sagte sie, »meine Kinder. Genau.«

»Wie alt?«

»Fünf«, sagte sie. »Moritz ist fünf.«

»Und das Mädchen?«

Sie zögerte. Nur kurz. Dass ich es gerade bemerkte. »Zwanzig«, sagte sie.

Ich nickte. »Zwanzig«, wiederholte ich. »Dann hast du also im Jahr danach deinen Mann ...«

»Ja«, sagte sie. »Genau.«

»Schön«, sagte ich, »schön. Bist du glücklich?«

Sie schwieg, nickte dann.

»Ich nicht«, sagte ich und musste mich räuspern, weil meine Stimme ein bisschen blechern klang, »also nicht nicht glücklich, ich meine, ich habe keine Kinder.«

Wieder nickte sie.

»Wie heißt sie?«, fragte ich.

Erneut ein winziges Zögern, dann: »Lilli.«

Ich war überrascht. »Oh«, sagte ich, »Lilli! Das ist ...«

»Ja«, unterbrach sie mich, »ja, das ist dein Name gewesen. Ich weiß, aber ich ... dachte ...«

Ich nickte. »Ja«, sagte ich, »richtig gedacht«, spürte eine winzige Enttäuschung.

Schweigen. Pause. Luft holen.

»Wie ist das«, hab ich irgendwann zu fragen begonnen, stockte, musste ein zweites Mal ansetzen, »wie ist das, wenn man Kinder hat? Sohn. Tochter. Ist es ... etwas Besonderes?«

Sie zögerte keine Sekunde. Sie sagte: »Ja.« Sagte JA auf der Stelle, sie sagte: »Ja, es ist etwas Besonderes. Es ist mehr als alles. Du bist ihnen für ein Leben und darüber

hinaus verbunden. Sie sind immer da. Wenn nicht in Wirklichkeit, dann in Gedanken. Sie halten dich, wenn du zerbrechen willst. Sie machen dich ruhig. Sie sind deine Heimat und du bist die ihre und durch sie spürst du, dass du lebst. Sie verlassen dich nicht. Du bist nie mehr allein. Weil sie dich nicht verlassen.«

»Ja«, hab ich geflüstert, »so hab ich es mir gedacht.«

»Manchmal«, sagte sie, »ist es schwer. Wie alles. Aber ...«

Ich nickte.

Schweigen. Wieder. Eine Weile. Ich bekam Lust auf Schnaps. Wir tranken ein bisschen.

Irgendwann sagte sie: »Komm!« Und nahm mich bei der Hand.

Ich bin mitgegangen. Es war schön. Ihre Hand in meiner. Ihre Arme um mich. Ihr Duft. Die Nacht, die über uns hinwegstrich, mich endlich ruhig machte und so, dass ich schlafen konnte, einschlafen in ihren Armen, wie damals, als wir Kinder waren und Schwestern.

Aber es währte nicht lange. Die Stille. Der Schlaf. Währte nicht lange. Christian kam.

56 Dunkel im Zimmer, nur der schmale Lichtstreifen einer Straßenlaterne fiel durchs Fenster und gab ihren Körpern Kontur.

Morgen um sieben würde Port nach Wien fahren, sein Auto stand unten vor der Haustür.

Er strich über ihr Gesicht. »Tränen«, sagte er, »du weinst? Meine Franza.«

»Na ja«, sagte sie, »sind immerhin sieben Wochen. Und ich muss an so vieles denken, an Lilli, an diesen Fall, an dich, alles geht ein bisschen durcheinander, weißt du.«

Er schwieg, strich ihr übers Gesicht, sie schniefte, er vertrieb ihre Tränen an ihren Wangen, ihrem Mund, sie schniefte und musste ein bisschen lachen.

»Du kommst doch«, sagte er, »nach Wien. Du besuchst mich doch? Oder? Ich möchte, dass du kommst. Ich möchte es wirklich. Sonst sind die sieben Wochen wirklich lang.«

»Ja«, sagte sie. »Ja. Ich weiß. Ich werde kommen.«

Sie lagen nebeneinander, Hand in Hand, sie lachten sich ein wenig in diesen Abschied hinein, in diese salzige, bittere Wärme, dann sagte er: »Ich habe Hunger«, wollte hoch, in die Küche an den Kühlschrank, aber sie hielt ihn zurück. »Lass. Bleib. Ich mach dir was«, strich über sein Gesicht.

»Oh«, sagte er, »wow, was für ein Luxus! Womit hab ich das verdient?«

Sie zuckte die Schultern, lächelte. »Man muss sich nicht alles verdienen. Manchmal bekommt man Dinge einfach so.«

Als sie zurückkam, war er eingeschlafen.

Sie setzte sich an den Bettrand, das Teller mit dem belegten Brot in der Hand, schließlich aß sie es selbst.

Er schlief im Lichtstreifen der Straßenlaterne, sie schaute ihn an und schaute ihn an und lernte ihn auswendig, bis der Lichtstreifen breiter und breiter wurde und schließlich

das ganze Zimmer erfasste, weil es allmählich Morgen wurde.

Sie stand auf, ging ins Wohnzimmer an den Laptop. Sie wusste, er würde da sein, das war er immer um diese Zeit, erwachte von einer inneren Uhr und war dann da. Und wartete. Auf sie. Auf alien one. Er war alien two. Wie dämlich diese Namen waren, hatte sie sich nie gefragt, es war völlig egal, die Worte flitzten übers Papier, waren wie Sternenschläge, das allein war wichtig.

Anfangs hatte sie ihn einmal gefragt, was er hier suche, schließlich sei er gebunden und also ...

Im gleichen Augenblick war ihr klargeworden, dass sie sich diese Frage selber hätte stellen können, und als sie es tat, wusste sie keine Antwort darauf.

Er hatte versucht, eine zu finden.

Er liebe seine Frau. Er fühle sich verbunden fürs Leben. Er werde sie niemals verlassen. ... aber ... es gibt gewisse dinge ...

... gewisse dinge ...?

... gewisse dinge ...

Sie hatte es dabei belassen, nicht mehr nachgefragt. So wie sie nie nach einem Foto fragte. Er auch nicht. Auch das war nicht wichtig. Sie wussten nichts voneinander, Eckdaten bloß, Alter, Stadt. Sie wussten, er war ein wenig älter als sie, sie wussten, sie lebten in der gleichen Stadt, sie wusste, er war dunkelhaarig, er wusste, sie war blond. Sonst kaum etwas. Und das sollte so bleiben. Wölfe in der Nacht, die ein bisschen den Mond anheulten.

Er wartete schon. ... ich habe dich vermisst ... du bist gestern nicht da gewesen ...

... ich war sehr müde ... schrieb sie, ... habe derzeit viel zu arbeiten ...

... was ... begann er.

... nicht ... schrieb sie schnell, ... nein, lass uns bleiben, was wir sind, zwei aliens, die sich getroffen haben im internet-nirwana, die sich da auch wieder verlieren werden ...

... warum ... schrieb er, ... glaubst du das ...

... weil es so ist ... schrieb sie.

... und wenn ich es nicht möchte ... schrieb er, ... dich wieder verlieren ...

Sie loggte sich aus, ganz rasch, fuhr den Rechner herunter. Nein, dachte sie, nicht solche Fragen. Nichts beginnen.

Aber es hatte schon begonnen. Er würde morgen wieder da sein. alien two. Sie auch. alien one.

Müde trat sie an die Balkontür. Lilli hatte nicht auf die sms reagiert. Später am Abend hatte Franza versucht, sie anzurufen. Wieder nichts.

Sie hatten Regen angesagt, aber es sah nicht danach aus. Franza holte sich die Decke von der Couch, hüllte sich darin ein, trat hinaus in den Morgen. Bald würden die Krähen ziehen, Schwärme schwarzer Vögel würden den Himmel bedecken, ihre Schreie voll

kreisender Zuversicht nach dem Süden. Franza setzte sich, hielt ihr Gesicht in eine kühle Morgensonne. Ganz zart, der Regen. Doch jetzt.

57 Zerspringen in der Sonne, flirren im Wind, ganz zart die Tropfen, Nieselgebilde. Ich will sie mit der Kamera festhalten, in Bilder bannen, es sind Versuche, Experimente, wir werden sehen.

Ich spiele ein Spiel. Morgen für Morgen. Warten, bis der Regen kommt. Ich liege auf einer Decke am Flussufer, die Kamera im Anschlag, ich knipse und knipse, solange es geht, dann die Kamera zurück in die Tasche und hinlegen, ganz flach, ganz hingegen. Und warten. Solange ich es aushalte. Das Shirt am Bauch, an den Armen hochgeschoben, Schuhe weg, Hose aus, damit ich dem Regen eine Fläche bieten kann und er mich anregnet und Spuren macht auf meiner Haut.

Irgendwann muss ich immer die Augen schließen. Irgendwann bekomme ich das Gefühl, der Regen dringt durch meine Haut und in mich, er regnet in meine Seele und in mein Hirn. Das ist der Augenblick, da muss ich los, aufspringen, mich anziehen, Kamera schnappen, zum Fahrrad und frierend zurück. Ihre Kinder. Gehen mir nicht aus dem Kopf.

58 Franza war pünktlich wie selten. Das lag an Ports früher Abfahrt, danach hatte sie geduscht, eine Kleinigkeit gefrühstückt, war los ins Büro und sicher gewesen, die Erste an diesem Dienstag zu sein, aber vor der Tür saß Borger und lächelte ihr entgegen.

»Hoppla«, sagte sie und blieb überrascht stehen. »Du hier? Um diese nachtschlafende Zeit. Ich dachte, ich wäre die Erste heute.«

Er wiegte den Kopf. »Tut mir leid, meine Teure, dass ich deine Absicht durchkreuzt habe. Aber ich habe eine Information für euch, die vielleicht wichtig ist, und da dachte ich ...«

»Ja wunderbar«, sagte sie und sperrte das Büro auf. »Wir können alles brauchen, jede Winzigkeit, die uns irgendwie weiterbringt. Warten wir auf Felix? Der wird gleich hier sein, wie ich ihn kenne.«

Borger nickte, setzte sich. Franza stellte Kaffee auf, packte ihre Tupper-Box aus, holte Tassen aus dem Schränkchen.

Herz kam. Erstaunt blieb er in der offenen Tür stehen. »Oha«, sagte er. »Schon volles Haus hier! Borger? Du?«

»Ich hab was für euch«, sagte Borger noch einmal und lächelte geheimnisvoll. Dann stellte er eine Frage, die sowohl Franza als auch Herz mit einem überzeugtem »Ja« beantworteten, dann berichtete er von seiner interessanten Entdeckung und dann waren die Ermittler einfach platt.

59 Kristin war im Einkaufszentrum gewesen und hatte Essen, eine Sonnenbrille und einen Haarschneider gekauft. Außerdem hatte sie in einem Motel in der Nähe der Autobahn ein Zimmer organisiert, und da waren sie nun. Es war einfach gewesen, keine Rezeption, bloß ein anonymer Schalter, in den man Geld stecken musste. Dafür spuckte er eine Zimmerkarte aus.

Tonio hatte sich nur eine Sekunde lang gefragt, woher sie wusste, dass es so was gab, woher sie wusste, dass es hier so was gab.

Als ahnte sie, was ihm durch den Kopf ging, sagte sie augenzwinkernd: »Beliebter Treff für Liebespaare, die anonym bleiben wollen. Männer, die ihre Frauen betrügen. Frauen, die ihre Männer betrügen.«

Sie lächelte.

»Aha«, sagte er, »und daher muss eine moderne Frau so was kennen?«

»Tja«, sagte sie, zuckte die Schultern und grinste. »Wie du siehst, ist es durchaus nützlich, über solche Dinge Bescheid zu wissen.«

»Ich glaube, dich muss man im Auge behalten«, murmelte er, zog sie an sich heran, packte sie fest am Hintern und biss sie vorsichtig in die Schulter, dass sie lachend aufschrie.

»Bonnie«, murmelte er.

»Clyde«, murmelte sie.

»Warum tust du das alles für mich?«, fragte er.

»Weiß nicht«, sagte sie, »vielleicht, weil du mir jetzt gehörst.«

Das war gestern gewesen. Heute schor sie ihm die Haare. Heute würden sie weiter an ihrem Plan feilen.

60 »Gertrud Rabinsky«, hatte Borger gesagt und sich dabei ein bisschen Zeit gelassen, »Gertrud Rabinsky hat doch zwei Kinder, nicht wahr?«

Er machte eine winzige Pause. »Eine Tochter und einen Sohn. Nicht wahr?«

»Ja«, sagte Franza. »Warum?«

»Ja«, sagte Herz. »Wieso?«

Borger schüttelte den Kopf. »Das kann aber nicht sein.«

»Was?«, fragte Franza verständnislos. »Was kann nicht sein?«

»Dass Gertrud Rabinsky zwei Kinder hat«, sagte Borger langsam, »oder, um es anders zu sagen, dass Frau Rabinsky zwei Kinder geboren hat, denn ...«, er blickte in die angespannten Gesichter der beiden Ermittler und fuhr endlich fort, »... denn zum Zeitpunkt der Geburt des kleinen Moritz vor fünf Jahren war sie eine Primipara.«

»Eine was?«, fragte Herz.

»Primi ...«, überlegte Franza vor sich hin, »die Vordersten, die Ersten ...«

Borger nickte lächelnd.

»Und partus«, überlegte Franza weiter, »ist die Geburt.«

»Gut«, sagte Borger. »Sehr gut! Weiter! Was schließt du daraus?«

»Eine Erstgebärende«, sagte Franza und hielt kurz den Atem an. »Sie war eine Erstgebärende!«

»Bingo«, sagte Borger lächelnd, »die Kandidatin hat hundert Punkte. Da lob ich mir doch wieder einmal unser Bildungsbürgertum!«

»Wow!«, sagte Herz. »Das ist ja ein Ding!«

Sie schwiegen, verdauten das.

»Und?«, fragte Borger schließlich. »Wollt ihr die Details?«

Natürlich wollten sie die Details.

Borger lockerte seinen Krawattenknoten und begann. »Also, nachdem ich festgestellt hatte, dass bei Frau Rabinsky eine Hysterektomie vorgenommen worden war ...«

»Ähh?«, fragte Herz und hob die Hand.

»Gebärmutterentfernung«, sagte Borger.

»O.k.«, sagte Herz, »man muss nicht alles wissen.«

»Vollkommen richtig«, sagte Borger.

»Brächte einen um den Verstand, alles zu wissen«, sagte Herz.

»Wieder richtig«, sagte Borger.

Sie grinsten einander verständnisvoll an.

Franza schüttelte den Kopf. »Geht's noch? Können wir wieder?«

»Aber natürlich!«, sagte Borger. »Natürlich, liebe Franza. Also: Hysterektomie, wie gesagt. Wenn ich so was feststelle, werde ich natürlich immer sofort neugierig, warum, wieso, weshalb, und fordere die Krankenakte an. Und die habe ich gestern Nachmittag bekommen und da steht drin, dass Frau Rabinsky am 25. Februar vor fünf Jahren mit starken Wehen in die Klinik eingeliefert wurde, dass eine vaginale Geburt stattgefunden hat, dass es aber im Anschluss zu postpartalen Blutungen gekommen ist.«

Er hielt inne, schaute Herz fragend an, der nickte und sagte: »Alles klar. Ein bisschen was versteh ich schon.«

Zufrieden fuhr Borger fort. »Gut. Sie haben eine Curettage, also eine Ausschabung der Gebärmutter, gemacht, um die Blutungen zu stoppen, aber ohne Erfolg. Daraufhin entschloss man sich zu einer abdominalen Hysterektomie, also einer Entfernung der Gebärmutter durch die Bauchhöhle.«

Borger hielt kurz inne. »Ja, und neben all diesen Informationen steht in dieser Krankenakte natürlich auch, dass die Patientin zum damaligen Zeitpunkt eine Primipara war. Und daraus schließen wir, dass sie keinesfalls einige Jahre zuvor schon einmal ein Kind geboren haben kann.«

»Und Krankenakten lügen nicht«, sagte Herz langsam.

Borger nickte. »So ist es. Krankenakten lügen nicht.«

»Und Lilli?«

Borger zuckte die Schultern. »Ist in keinem Falle Gertrud Rabinskys leibliche Tochter. Alles andere ist euer Bier.«

Er nahm einen Lebkuchen aus der Dose, verspeiste ihn genüsslich, die Tür öffnete sich. Arthur.

»Oh«, sagte Herz, »auch schon da!!!«

Irritiert blieb Arthur stehen. »Entschuldigung«, stammelte er und schaute auf die Uhr.

»Aber ich bin eigentlich gar nicht zu spät. Wieso seid ihr alle schon so früh ...?«

»Neuigkeiten«, sagte Franza und klärte den jungen Kollegen im Schnellverfahren auf.

»Wir haben also eine neue Situation«, sagte Herz, nachdem Franza geendet hatte.

»Und die heißt Lilli. Und der werden wir jetzt ordentlich auf den Grund gehen. Vielleicht liegt ja hier der Schlüssel.«

»Und Tonio? Wie hängt der mit drin?«, fragte Arthur.

»Das kriegen wir auch noch raus«, sagte Felix, »wir kriegen doch immer alles raus. Danke, Borger, hast uns vielleicht ziemlich geholfen.«

»Immer wieder gerne«, sagte Borger und erhob sich. »Bin dann weg. Warten zwei Obduktionen auf mich. Wünsche weiterhin erfolgreiches Ermitteln.«

Sie nickten ihm zu, er ging.

»Sie weiß es«, sagte Franza und suchte fieberhaft nach ihrem Handy.

»Was?«, fragte Herz. »Wer?«

»Lilli«, sagte Franza und wählte Lillis Nummer. »Das war es, was sie mir sagen wollte. Dass sie das irgendwie gewusst hat. Oder geahnt. Ganz klar. Die Fremdheit. Ganz klar! Meine Güte, was bin ich blöd, wieso hab ich das nicht geschnallt!«

»O.k.«, sagte Herz, »so was muss man jetzt nicht unbedingt auf Anhieb schnallen. Ich meine, du bist doch keine Hellseherin.«

Franza zuckte mit den Schultern, während sie ungeduldig darauf wartete, dass Lilli an ihr Handy ging.

»Arthur, du kümmerst dich weiterhin um die Fahndungen, arbeitest mit Hansen zusammen, organisierst die Nachrichtenmeldungen«, sagte Herz.

Arthur nickte.

»Sie geht nicht dran«, sagte Franza.

»Wir fahren vorbei«, sagte Herz und zu Arthur: »Und ruf doch jetzt mal gleich den Herrn Brendler an, der soll auf der Stelle ins Haus seiner Tochter kommen. Sag ihm, wir warten dort auf ihn. Es wäre äußerst wichtig!«

Arthur nickte.

»Du siehst ein bisschen grün um die Nase aus, übrigens«, sagte Felix.

»Wenig geschlafen«, murmelte Arthur.

»Also alles wie immer«, sagte Felix gleichmütig.

Franza griff nach ihrer Jacke. »Ich bin gespannt, was uns Familie Brendler erzählen wird«, sagte sie, »kommst du, Felix?«

»Ei ei, Sör!«, sagte dieser und folgte ihr und als sie die Treppe hinuntergingen: »Du auch.«

»Was?«

»Grün um die Nase.«

Sie schwieg.

»Wieder gechattet?«, fragte er.

»Bisschen«, sagte sie.

»Du spinnst«, sagte er.

»Ich weiß«, sagte sie.

61 Lilli war nicht da. Sie läuteten Sturm, klopfen an die Tür, riefen ihren Namen, aber Lilli war nicht da. Oder sie machte einfach nicht auf.

»O.k.«, sagte Herz, »lass uns weiterfahren. Vielleicht ist sie ja zufälligerweise bei der Familie, könnte doch sein.«

Sie kamen fast gleichzeitig an, die Ermittler und Hans Brendler, Arthur hatte offensichtlich ordentlich Druck gemacht.

»Sie schon wieder«, sagte Dorothee Brendler, nachdem sie die Haustür geöffnet hatte. Sie wirkte genervt und müde. »Was kann ich denn diesmal für Sie tun?«

Dann erst sah sie ihren Mann, der sein Auto neben dem der Ermittler abgestellt hatte und nun langsam herankam. Ihre Augenbrauen zuckten in die Höhe, einen Augenblick schwieg sie, einen Augenblick noch hielt sie die Balance zwischen nichts wissen und nichts wissen wollen, aber Franza sah schon, dass sie zu ahnen begann, dass der Verlauf dieses Gespräches eine weitere Sicherheit ins Wanken bringen würde.

Sie nickten einander grüßend zu, das Ehepaar, die Ermittler.

»Dürfen wir reinkommen?«, fragte Franza. »Und gibt es hier einen Platz, wo wir ungestört reden können? Und ist Lilli da?«

Dorothee staunte. »Nein«, sagte sie. »Niemand ist da. Der Kleine ist im Kindergarten, Christian im Büro und Lilli ...« Sie stockte. »Ich weiß nicht, wo Lilli ist. Ich weiß ... nur sehr selten, wo Lilli ist. Was wollen Sie denn von ihr?«

»Gar nichts«, sagte Franza beruhigend, »wir wollen nur mit Ihnen beiden sprechen.«

Dorothee nickte. »Ja«, sagte sie, »in Ordnung. Wollen wir auf die Terrasse gehen?«

Sie ging vor, die Terrasse war überdacht und schützte vor dem Regen, der mit einer hellen, leichten Nieseldecke den Tag merkwürdig zum Leuchten brachte.

»Darf ich Ihnen etwas ...?«

Sie stockte, als sie das Kopfschütteln der Kommissare sah.

»Bitte setzen Sie sich«, sagte Franza.

Sie zögerte kurz, setzte sich, schlug die Beine übereinander und verharrte einen Augenblick, nickte, schaute Franza fragend an.

»Lilli«, sagte Franza.

Sie erschranken. Beide. Er und sie. Es war augenscheinlich. Sie wollten nicht nach Lilli gefragt werden. Dorothee schüttelte leicht den Kopf. »Was ... meinen Sie?«

»Ich glaube«, sagte Herz, »das wissen Sie, Frau Brendler.«

Ihr Kopfschütteln wurde heftiger. »Nein«, stieß sie hervor, »ich weiß nicht, was Sie meinen! Was wollen Sie denn noch von uns?«

Hans Brendler räusperte sich und legte seiner Frau beruhigend die Hand auf den Unterarm.

»Frau Oberwieser«, sagte er, »Herr Herz, wieso konzentrieren Sie sich eigentlich nicht auf Ihre Arbeit und finden den Mörder unserer Tochter. Was hat unsere Enkelin mit Ihren Ermittlungen zu tun? Warum können Sie uns nicht in Ruhe lassen? Wir machen doch wohl gerade genug durch!«

»Herr Brendler«, sagte Franza, »Lilli ist nicht Ihre leibliche Enkelin. Wir wissen das. Und Sie wissen das natürlich auch.«

Er wollte aufbegehren, großer Zirkus, Trara. Aber seine Frau ... wollte das nicht mehr. Sie war müde, sie wollte ihr Leben zurück und wusste aber, das würde in keinem Fall mehr gehen. Sie würde sich anders einzurichten haben, alles war verändert durch diese Wahrheit, die sie all die Jahre verleugnet hatte und die nun aber mit unbeugsamer Vehemenz ans Licht drängte. Sie nahm das nun hin, sie wollte sich nicht mehr wehren.

Er aber schon. Er sprang hoch. »Was erlauben Sie sich! Ich werde mich über Sie beschweren! Wissen Sie denn nicht, wer ich bin?«

Seine Stimme war erregt, sein Gesicht rot angelaufen. »Wie können Sie es wagen, zu behaupten, dass meine Enkelin nicht meine Enkelin ist! Wollen Sie Beweise? Die können Sie haben, Geburtsurkunde, alles!«

»Oh, ich bin sicher«, sagte Herz kühl, »dass Sie das beweisen können. Ich bin da ganz sicher. Sie sind schließlich Anwalt. Wer sonst als Sie, Herr Brendler, weiß, wie er das Gesetz zu beugen hat. Aber wir ...«

Wow, dachte Franza, er lehnt sich weit hinaus, mein guter Herz! Sei ein bisschen vorsichtig, der hängt dir eine Klage an.

Sie streckte die Hand aus, wollte sie Herz auf den Arm legen, wollte ihn ein bisschen runterbringen, aber es war nicht mehr nötig, denn plötzlich beugte Dorothee Brendler sich zu ihrem Mann.

»Nein«, sagte sie ruhig und fest. »Nicht mehr. Ist genug jetzt. Schluss. Lass gut sein.«

Für einen Augenblick schaute er sie erstaunt an, dann senkte er den Kopf, schloss die Augen.

Sie strich ihm übers Haar, sein Gesicht wurde ganz weich, begann sich zu entspannen. Franza ahnte die Angst und die langen Jahre großer Ungewissheiten.

Dorothee schüttelte leicht den Kopf. »Ich mag nicht mehr«, sagte sie. »Ich kann nicht mehr. Keine Lügen mehr. Es ist genug.«

Sie rückte näher an ihn heran, legte den Kopf an seine Schulter, begann zu erzählen. Abgewandt. Ihr Mann legte seine Arme um sie, hielt sie fest. Franza und Felix hatten Mühe, sie zu verstehen.

»Ich habe es sofort gewusst«, sagte sie, »ich habe sie gesehen und es sofort gewusst. Sie nicht. Sie hatte keine Ahnung. Sie stand vor mir in diesem lächerlichen Kleid und ihr Bauch wölbte sich, sie stand da und sagte: Ich bin krank. Hilf mir. Ich sterbe.«

»Wer?«, fragte Franza. »Wer, Frau Brendler?«

Dorothee schwieg ein paar Sekunden, holte Luft, um das Ungeheuerliche erträglicher zu machen, und sagte: »Hanna. Natürlich Hanna.«

Für Augenblicke war es still. Ganz still. Und wie immer fragte Franza sich, warum die Stille in solchen Augenblicken, wenn die Welt kurz stehen blieb, immer laut und gewaltig wurde, dass sie in den Ohren dröhnte, in den Adern, in der Luft.

Dorothee Brendler fuhr fort, erzählte von den Stunden, den Tagen, die ihr Leben endgültig aus dem Lot gebracht hatten.

»Sie war lange weg gewesen, die Hanna«, erzählte sie, »wirklich lange, Monate, und nie hat sie etwas von sich hören lassen. Als wäre sie auch tot. Wir haben uns große Sorgen gemacht. Gertrud war allein aus Griechenland zurückgekommen. Eine Woche später wurde Tonio überführt. Wieder eine Woche später begraben. Und Hanna blieb verschwunden. Sie können sich wirklich nicht vorstellen, was wir durchgemacht haben.«

Sie atmete tief, löste sich von ihrem Mann, lehnte sich zurück in ihren Stuhl, ihr Gesicht glich nun einer versteinerten Maske.

»Ich weiß noch, ich war ganz allein an diesem Tag. Wir hatten ja keine Haushaltshilfe mehr, seit die Mädchen ausgezogen waren. Ich war im Garten, habe den Rasen gemäht, plötzlich kam ein Taxi vorgefahren. Und sie stieg aus, unsere Hanna. Haut und Knochen nur, bis auf diese ... Kugel. Krank sah sie aus, müde, erschöpft.«

Dorothee schloss die Augen, seufzte, fuhr fort. »Ich habe sofort gesehen, dass sie schwanger war. Aber sie selbst hatte keine Ahnung davon. Auch das war offensichtlich. Dass sie alles verdrängt hatte. Alles. Tonio. Seinen Tod. Sie wusste nichts. Sie wusste nichts mehr.«

Pause. Kopfschütteln. Staunen nach all den Jahren.

»Ich bin hin zum Auto, da stand sie, dieses abgemagerte Mädchen mit dieser Kugel vorm Bauch, sie fiel mir in die Arme und sagte: Hilf mir! Ich sterbe! Sie sagte: Ich habe ein Geschwür, einen Krebs, es tut so weh, es ist so hart.«

Wieder Pause, Dorothee dachte nach, hatte dieses ausgehungerte Ding vor Augen mit

diesem Bauch, den sie vor sich hertrug wie ein giftiges Geschwür.

»Mein erster Gedanke war: Krankenhaus. Natürlich. Aber sie schien so müde, und ich hab den Taxifahrer bezahlt und sie ins Bett gebracht und sie war auf der Stelle eingeschlafen.«

Dorothee schaute ihren Mann an, ganz ruhig jetzt, gefasst, sicher. »Ich habe ihn angerufen, er ist gekommen und hat sich an ihr Bett gesetzt. Sie schlief zwei Tage lang. In den kurzen Wachpausen haben wir ihr zu trinken gebracht, zu essen. Ich habe ihren Blutdruck überwacht, ihren Kreislauf. Wir haben sie gewaschen, gefüttert wie ein Kind. Wir haben uns Urlaub genommen, um für sie da zu sein.«

»Warum haben Sie sie nicht ins Krankenhaus gebracht?«

Sie dachte nach, horchte in sich hinein. »Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Es war wie ein Ausnahmezustand, wir drei allein auf einer Insel. Wir haben nicht klar gedacht. Wir haben sie einfach umsorgt. Der Bauch war hoch, nichts deutete darauf hin, dass sie rasch entbinden würde. Ich dachte, wir hätten noch Zeit. Noch zwei, drei Wochen. Und sie war so glücklich jetzt daheim zu sein. Fühlte sich sicher.«

»Was hat sie erzählt?«

»Nichts. Gar nichts. Sie schien alles weggelegt zu haben, verdrängt. Wir haben nicht nachgehakt. Wir dachten, es würde schon von alleine kommen. Und sie schlief ohnehin die meiste Zeit.«

»Dann?«

»Dann ...«, sie seufzte. »Drei Tage nach ihrer Ankunft setzten plötzlich die Wehen ein. Es hat uns alle völlig überrascht.«

Sie schüttelte den Kopf, immer noch erstaunt auch in der Erinnerung.

»Sie saß zum ersten Mal mit uns auf der Terrasse, hatte Grießbrei gegessen, ein Lieblingsgericht aus ihrer Kindheit. Das hatte sie sich gewünscht. Grießbrei. Sie schien ruhiger, aber immer noch erschöpft. Ich wollte mit ihr reden, ich wollte, dass sie ihren Zustand begriff. Anschließend, so hatten wir beschlossen, würden wir sie ins Krankenhaus fahren und dort sollte sie in Ruhe ihr Kind zur Welt bringen.«

Sie stockte, wandte sich an ihren Mann. »Ich habe Durst«, sagte sie, »bringst du mir Wasser?«

Er stand auf, ging ins Haus, kam mit einem Krug Wasser und vier Gläsern zurück. Sie trank, sprach weiter. »Aber plötzlich ging alles so unfassbar schnell. Plötzlich schrie Hanna auf, griff sich an den Bauch, schrie, wurde panisch, schluchzte: Ich sterbe! Ich sterbe! Und ich sagte: Nein! Nein, Hanna, du stirbst nicht, du bekommst ein Baby. Sie schaute mich verständnislos an, wusste nicht, wovon ich sprach, wollte es wohl nicht wissen.«

Sie schaute ihren Mann an. »Er hat sie in die Arme genommen, seine Hanna, hat sie beruhigt, und plötzlich war sie wieder ein kleines Mädchen, das nur ihn als Vater gehabt

hatte, niemanden sonst. Ich sagte, ich rufe jetzt das Rote Kreuz, die Sanitäter, aber er hatte sie schon hochgehoben, sie stöhnte, ächzte, die Wehen kamen in kurzen Abständen. Er sagte, wir haben keine Zeit mehr für das Krankenhaus, trug sie ins Haus, in ihr Zimmer. Er sagte, du musst sie entbinden, du bist doch Ärztin.«

Wieder nahm sie einen Schluck Wasser, stellte nachdenklich das Glas zurück. »Ich bin Internistin, ich habe nichts mit Geburten zu tun, aber sie lag stöhnend und schreiend in ihrem Bett, was sollte ich tun, natürlich habe ich ihr geholfen, ihr Kind zur Welt zu bringen. Es war schwer, sie war so gar nicht weich, alles war hart und verspannt in ihr, sie hatte solche Angst, hatte alles verdrängt, alles war weg. Nur nicht dieses Kind. Dieses Kind war da. Plötzlich war es da.«

Sie lächelte, Tränen begannen zu laufen, liefen über ihre Wangen, sie ließ es einfach zu, sprach weiter. »Irgendwann war endlich dieses Kind geboren, dieses Mädchen, und sie war stark, vom ersten Augenblick an, wunderbar stark, sie brüllte wie am Spieß, sie hatte auf die Welt kommen wollen um jeden Preis, sie hatte eine Wanderschaft um die halbe Welt mitgemacht, sie hatte sich verdrängen lassen aus Hannas Gedanken, ihrem Fühlen, ihrem Wissen, sie hatte wohl gespürt, dass sie das tun musste, damit sie beide überleben konnten, und dann ... dann war sie da. Und hat ihrer Mutter das Leben gerettet, davon bin ich heute noch überzeugt, Hanna wäre sonst irgendwo geblieben, gestorben, verschwunden, wenn nicht ... dieses Kind sie heimgeschickt hätte.«

Sie verstummte, verfiel ins Flüstern. »Ein wundervolles Kind. Ein wunderbares Mädchen, unsere Lilli. Von Anfang an.«

Sie schaute ihren Mann an, lange, sie nahm seine Hand. »Er hat mir geholfen«, sagte sie, »wir haben das Kind versorgt, wir haben Hanna versorgt, du hast mir geholfen.«

Sie lächelten unter Tränen, hielten sich an den Händen.

»Als wir es endlich geschafft hatten«, fuhr sie fort, »ist Hanna wieder in ihren tiefen Schlaf gefallen. Es ging ihr soweit gut, sie schlief und schlief, als hätte sie das seit Wochen nicht getan, einen Tag, eine Nacht, noch einen Tag, ich weiß es nicht mehr. Und wir standen da mit ihrer Tochter und wussten nicht, was tun.«

Sie griff zum Glas, schloss die Augen, konnte nicht mehr. Ihr Mann sah es, übernahm.

»Gertrud war gekommen, hatte alles Nötige mitgebracht, Babynahrung, Kleidung, Windeln, alles, was man eben braucht. Ich hatte sie angerufen, sie kam sofort. Sie schaute Hanna an, sie schaute das Kind an, sie nahm das Kind. Es war, als hätte sie es ... immer gehabt. Es stand ihr so gut, ich kann es nicht anders sagen. Es stand ihr so gut.«

Er schwieg, lächelte traurig. »Es hat sie glücklich gemacht, dieses Kind zu halten. Ja, sie wirkte plötzlich ... ruhig, voller Klarheit, voller Sicherheit. Wie sie nie vorher gewesen war. Und das Kind war auch ... ruhig.«

»Und Hanna?«

Sie schauten sich an, schwiegen.

»Hanna verfiel«, sagte Dorothee Brendler schließlich leise, »Hanna fand nicht mehr zurück in ihr Leben.«

Sie erinnerten sich, wie das gewesen war, als Hanna aus ihrer Erschöpfung erwachte und in eine noch viel tiefere fiel. Die Bilder stiegen hoch.

Sie war zu lange fort, zu lange unterwegs gewesen, es war zu viel geschehen, sie konnte sich nicht wieder einfügen in das alte Leben. Zu viel, was dazwischen stand, was niemand wusste und mit niemandem zu bereden war.

»Eine Sache der Gewöhnung«, sagten die Eltern anfangs, wenn sie ihr das Kind hinlegten, wenn sie es mit fremden Augen ansah und fragte: »Was ist das? Was soll ich damit?«, und es wegschob. Das Kind begann zu schreien, Gertrud nahm es und es wurde ruhig.

Zaghaft strichen die Eltern Hanna übers Haar, schauten sich an, schauten Gertrud an, die das Kind wiegte, begannen zu ahnen ...

Die ersten zwei Tage vergingen. »Wir müssen die Geburt melden«, sagte Dorothee, als sie eines Morgens zu dritt beim Frühstück saßen. Das Kind schlief in seinem Bettchen in Gertruds Zimmer. »Es ist unverzeihlich, dass wir das noch nicht getan haben. Es ist schon zu viel Zeit verstrichen.«

Plötzlich sagte Gertrud: »Ich will sie haben.«

Sie starrten die Tochter an. Der Vater fing sich zuerst. »Was? Was meinst du damit?«

»Ich will sie haben«, wiederholte Gertrud, »ich will Hannas Baby haben. Ich werde ihm die beste Mutter sein, die es nur haben kann, das wisst ihr. Hanna will das Baby doch gar nicht. Schaut sie doch an. Sie wird in der Klappe landen. Sie ist doch gar nicht in der Lage, sich um ihr Kind zu kümmern. Es fängt zu schreien an, wenn es nur in ihre Nähe kommt. Ich will sie. Gebt sie mir. Lasst sie mir. Das seid ihr mir schuldig.«

Sie schaute ihren Vater an. »Du bist mir das schuldig.«

Sie hielten den Atem an, spürten plötzlich, wie einsam Gertrud war. Irgendwann sagte Dorothee: »Nein, Gertrud, hör auf! Das ist Unsinn.«

Aber Gertrud hörte nicht auf. Sie redete und redete, redete sich ihre Kindheit von der Seele, ihre Jugend, immer die Zweite gewesen, immer verloren, immer im Schatten, verbrannt, verbannt.

»Wie du sie angesehen hast! Wie ich das gehasst habe! Mich hast du nie so angesehen, nie mit dieser Wärme, mit dieser Bewunderung, dieser Begeisterung. Sie war deine Tochter. Nicht ich. In deinem Herzen ist immer sie deine Tochter gewesen.«

Alles zerbrach in diesem Augenblick, Dorothee spürte es und konnte nichts tun. Der Vater schüttelte den Kopf. »Nein, Gertrud, nein! Ihr seid doch ... beide meine Töchter, ich liebe euch beide.«

Aber Gertrud schüttelte den Kopf, war sich ihrer Sache sicher, hatte ja recht. »Sie mehr«, sagte sie, »sie immer mehr.«

Er stand auf, wollte zu ihr, wollte sie in den Arm nehmen, aber sie streckte abwehrend die Hände aus, eine undurchdringbare Mauer. »Nein«, sagte sie, »ich brauche das jetzt nicht mehr. Viel zu spät. Gib mir Lilli!«

Sie nannte sie schon Lilli, das Kind hatte schon einen Namen.

»Gib sie mir«, sagte Gertrud.

Alles zerbrach. Dorothee spürte es. Nichts konnte man tun.

62 Ich habe ein Kind geboren. Sein Lächeln hat sich in mein Herz gebrannt, in meine Seele, da habe ich es noch in mir getragen. Die Schläge seines Herzens haben an meine Haut gepocht, seine Füßchen, seine Hände. Aber ich wollte es nicht wissen damals. Wollte es nicht spüren. Konnte nicht.

Hab ein Kind geboren ... weiß es nun wieder ... hat gefehlt ... ein Leben lang ... immer hat etwas gefehlt, aber nie wusste ich, was ... war nur ein Spüren, ein Sehnen. Jetzt ... weiß ich es.

63 »Wie ging es weiter?«, fragte Franza.

Dorothee zuckte die Schultern.

»Einfacher als man denkt«, sagte sie müde. »Ich habe als Ärztin die Geburtsurkunde unterschrieben. Alle weiteren amtlichen Sachen hat mein Mann geregelt, er kannte doch die entsprechenden Stellen, die entsprechenden Leute. Sie haben ihm gratuliert, dass er Großvater geworden ist. Niemandem ist etwas merkwürdig vorgekommen. Keiner hat nachgefragt. Warum auch?«

Sie schaute ihren Mann an, versank ein bisschen in seinen Augen, sie zumindest hatten sich nicht wirklich verloren.

»Nein, niemandem ist etwas aufgefallen«, fuhr Dorothee fort. »Wir hatten keinen besonders großen Freundeskreis, und Gertrud war ja bislang immer noch in München gewesen. Dort hat sie rasch alles aufgelöst, die Wohnung gekündigt und von hier aus eine neue gesucht. Sie hat die erstbeste genommen, ist dort hin mit dem Kind. Mit ihrem Kind. Es war für alle ihr Kind. Ihre Tochter Lilli. Vater unbekannt.«

Schweigen. Es war ungeheuerlich.

»Und Hanna?«, fragte Franza schließlich wieder.

»Hanna ist lange krank gewesen«, sagte Hans Brendler. »Sie hätte für das Kind nicht da sein können. Sie brauchte selber Betreuung. Eine Freundin meiner Frau, eine Psychiaterin, hat uns dabei unterstützt. Das mit dem Kind ist allerdings nie zur Sprache gekommen, das haben wir ihr nie erzählt, und Hanna ... hatte es ja ... vergessen.«

»Und wenn Gertrud mit Lilli zu Besuch kam?«

Kurzes Schweigen. »Gertrud kam nicht zu Besuch. Hanna hat Lilli nie mehr gesehen.

Erst als Hanna wieder gesund und endgültig weg war, hat Gertrud allmählich wieder Kontakt zu uns gesucht.«

Franza nickte. Familie, dachte sie, Hort des Glücks.

»Wie lange ist Hanna krank gewesen?«

»Lange. Länger als ein Jahr. Und wird man mit einer solchen Krankheit jemals gesund?«

Sie brauchen diese Frage, diese Begründung, dachte Franza, sie brauchen sie als Entschuldigung für das, was sie getan haben.

»Und Christian?«, fragte Herz. »Weiß er davon?«

Sie schüttelten beide den Kopf. »Nein«, sagte Hans Brendler, »niemand hat es je erfahren. Gertrud hat Christian kennengelernt, da war Lilli zwölf. Sie haben sich auf der Stelle gemocht, Lilli und Christian. Sie hätte keinen besseren Vater haben können, unsere Lilli.«

»Ja, Christian war ein Glücksfall«, ergänzte Dorothee, »für Gertrud, für Lilli und auch für uns. Als sie geheiratet haben, haben wir ihnen das Haus hier geschenkt. Und wir wurden wieder eine Familie. Und als schließlich auch noch Moritz kam ...«

Sie dachte nach. »Aber im Endeffekt haben wir uns immer etwas vorgemacht. Ein großer Bluff. Eine Seifenblase.«

Und Lilli hat das gespürt, dachte Franza, den Bluff, die Seifenblase.

»Haben Sie nie an Hanna gedacht? Was Sie ihr angetan haben?«

Dorothee hob den Kopf, blickte in das Dach des Zwetschgenbaumes. »Wir haben immer an Hanna gedacht. Immer. Sie ist doch immer vor unseren Augen. Immer, wenn ich Lilli ansehe.«

»Es ist wie die Wahl zwischen Pest und Cholera gewesen«, sagte Hans Brendler. »Ich wusste, eine würde ich verlieren. Und es musste in diesem Augenblick Hanna sein, es ging nicht anders.«

Seine Stimme brach.

»Und für Lilli war es hundertprozentig am besten«, sagte Dorothee, »sie hat eine wunderbare Mutter bekommen. Hanna hätte das ... nicht geschafft.«

Auch das, dachte Franza, müssen sie sich zurechtlegen, müssen sie denken. Vielleicht stimmte es ja. Sie dachte daran, was Lilli ihr erzählt hatte. Vielleicht stimmte es nicht.

»Wie ging es weiter mit Hanna?«

Dorothee räusperte sich, begann zu erzählen.

»Hanna fand sich nicht mehr zurecht. Lag im Bett, stand nicht mehr auf, aß nicht, trank nicht. Sie wisse schon Bescheid, sagte sie, Traurigkeit sei nicht gut. Alles müsse überschaubar sein, alles einfach, alles nach Plan.«

Und dass sie gar nicht traurig sei, nur müde. Und dass sie eigentlich gar nicht wisse, warum, aber die Müdigkeit habe sich in ihre Seele gebrannt und es sei unendlich schwer,

sie loszuwerden. Aber dass sie schon zurechtkäme und sie, Dorothee und Hans, sollten sie nicht weiter beachten und sich keine Sorgen machen, bald sei sie wieder die Alte und über alle Berge.

»Sie hielt nichts mehr von Sauberkeit«, erzählte Dorothee. »Wenn ich putzte, nannte sie mich ohne Phantasie und erklärte mir, dass Konturen auch unter Staub erkennbar wären. Und warum wir der Realität ins Auge sehen müssten. Sie meinte, man müsse Mut zum Unglück haben, das sei, was zähle. Ich habe gesagt, nein, Hanna, Mut zum Glück ist wichtiger. Aber Hanna fragte mich, was Glück überhaupt sei, was ich als Glück bezeichnete und dass man Glück nicht erzwingen könne.«

Ihr Zimmer nahm bald alle Merkmale einer Insel an. Es war, als hätte sie es in Schichten um sich herum gelegt, und am Ende setzte sie eine alte Puppe aus Kindertagen auf ihr Bett, damit keiner es entweihete.

Versuche, Karten zu schreiben, Briefe an Freunde ausdem alten Leben, misslingen. Sie begnügte sich mit ihrer Unterschrift auf einem leeren Blatt Papier. »Sie wissen lassen, dass es mich noch gibt«, meinte sie, »ist genug.«

Immer musste sie das Gefühl haben fort zu können, hinaus, auf weite Ebenen, auf endlose Straßen. »Es zerreißt mich!«, sagte sie und rang nach Atem. »Ich zerspringe.«

Die Fahrten über Land mit Dorothees oder Hans' Auto. Sie hungerte nach Menschen, nach Gesichtern, nach Leben, weil sie ihrer eigenen Einsamkeit nicht begegnen konnte, und vor allem hungerte sie nach ihrer Freiheit und hoffte sie in rasender Irrfahrt über die Landstraßen wiederzuerlangen, wäre ein Reh auf die Straße gesprungen, es hätte sie und es zerrissen.

Sie sprach kaum, saß, lag nur da, schaute, in sich hinein, an allen vorbei. Manchmal nur murmelte sie Namen, leise, undeutlich. Ihr Leben war nicht geworden, wie es hatte werden sollen. Die Erkenntnis war bitter und Wege zurück gab es nicht. Wo aber hätten sie auch hingeführt – in eine Freiheit, die lediglich bestanden hatte, um aufgegeben zu werden, um die Erkenntnis zu gewinnen, dass es Freiheit nicht geben konnte, da immerfort und allerorts vieles zu verlieren war. Nach dem Kind fragte sie nie, denn sie wusste nicht, dass es eins gab.

»Sie entglitt uns«, sagte Dorothee. »Wir konnten sie schwer fassen. Sie war überall und nirgends, im luftleeren Raum. Sie verlor sich zusehends, es war, als wolle sie alle ihre Spuren verwischen. Wir hatten lange Zeit große Angst um sie.«

Hanna fühlte sich vom Ende der Welt durchdrungen, genau in diesem Pathos, von der Tödllichkeit einer Ahnung, dass nichts, nichts, am wenigsten sie selbst, von absoluter Perfektion sei.

Sie redete wirres Zeug von ihrer Mutter, dass sie gestorben sei, dass man ihr das verschwiegen habe, und dass sie nun einen Weg suche, zu versteinern, um nicht schreien zu müssen, ständig und immer schreien.

»Aber das ist nicht wahr«, redete Dorothee ihr gut zu, »deine Mutter ist nicht gestorben. Sie ist sehr krank, das stimmt, aber gestorben ist sie nicht. Wollen wir sie besuchen?«

»Besuchen?«, fragte Hanna und vermisste etwas und wusste nicht, was und wusste nicht, wen. »Besuchen? Wen? Wen soll ich besuchen?«

Sie dachte, was wäre, wenn sie kämen, was, wenn sie plötzlich langsam hereinspaziert kämen, die Hände in den Hosentaschen, lächelnd, was, wenn sie sich zu ihr setzten und die alte Vertrautheit entstünde. Was, wenn der Krebs immer noch in ihr wüchse, die Chance bestünde doch, die Chance sei doch ziemlich hoch, was, wenn sie zu sterben hätte, wenn es gewiss sei, dass sie stürbe. Ob sie kämen? Ob sie kämen, um nach ihr zu sehen, ihre Hand zu halten, den Tod fortzuschrecken? Ob sie kämen?

»Wer, Hanna, hab ich gefragt«, erzählte Dorothee und starrte unverwandt in die Krone des Baumes in Gertruds Garten, »soll kommen? Wer?«

Aber Hanna schaute sie unbewegt an. »Was willst du von mir. Lass mich in Ruhe.«

»Nach mehr als einem Jahr«, sagte Dorothee leise, »kehrte sie endlich ins Leben zurück. Das hatte keiner mehr erhofft und erwartet.«

Es war Januar. Von den Wiesen stieg frühmorgens Nebel auf, gefror und machte Straßen und Wege glatt und unpassierbar. Tagsüber breitete er sich im Wald aus, auf den Wiesen, ein gefräßiges weißes Tier. Hanna ging am Wald entlang und merkte, dass der Nebel sie schluckte. Ganz leicht machte sie sich da, ganz leicht – eine Wolke, eine Feder, weiß, flaumhaarig, zartkielig – und auf und davon. Auf und davon.

Aber kehrte um. Ließ sich ausspucken vom Nebel, dessen weißes Licht sie geblendet zurückließ.

Ließ sich ausspucken und schaute hellen Blicks in helle Augen und erkannte sich ... plötzlich ... wieder.

»Ja«, sagte Dorothee, »das war erstaunlich. Wir freuten uns sehr. Dann ging sie weg. Zurück nach München. Studierte weiter. Anfangs haben wir versucht, den Kontakt zu halten. Ich habe sie regelmäßig angerufen, aber sie ging entweder nicht ans Telefon, oder sie war so kurz angebunden, dass es peinlich war. Irgendwann habe ich aufgehört, anzurufen, sie zu fragen, wie es ihr ging, sie einzuladen. Ich glaube, es war ihr recht.«

Sie nahm das Glas, trank es leer. »Wir haben sie seither nicht wiedergesehen, nur in der Zeitung manchmal. Und einmal sind wir in einer ihrer Ausstellungen gewesen. In einer der ersten. Wartehallen hieß die, glaube ich. Wir haben sie darin gefunden, unsere Hanna, in diesen Bildern, wie sie gewesen ist, als sie zurückgekehrt ist zu uns, ihre Rastlosigkeit, ihre Einsamkeit, ihre Traurigkeit. So hat sie diese Zeit wohl aufgearbeitet. Großartige Bilder.«

Schweigen. Es war alles gesagt. Später Vormittag. In den Mittagsnachrichten würden wieder die Fotos kommen. Das von Hanna. Das von Tonio Wie-immer-er-dann-hieß.

»Wir haben immer noch keine Spur von ihr«, sagte Herz. »Und Sie wissen selbst, dass sie das allerbeste Motiv gehabt hätte.«

»Sie ist es nicht gewesen«, sagte Dorothee. »Ich würde das spüren.«

»Ja?«, sagte Herz und konnte den feinen ironischen Klang in seinem Tonfall nicht verhindern, »würden Sie das?«

Sie schaute ihn an, schwieg.

»Und Lilli«, fragte Franza, »was werden Sie Lilli sagen?«

»Lilli?«

Sie schauten sich an, erschranken, sie hatten noch nicht an Lilli gedacht.

»Sie weiß es im Übrigen«, sagte Franza, »ich glaube, sie weiß, dass Gertrud nicht ihre leibliche Mutter ist. Sie hat Andeutungen gemacht, aber ich konnte nichts damit anfangen, erst jetzt ...«

Sie holte ihr Handy heraus, keine SMS.

»Sie werden sich verantworten müssen, Sie beide«, fuhr Herz fort und erhob sich. »Sie wissen das?«

Sie nickten, blieben sitzen, Erschöpfung war ihnen anzusehen, Müdigkeit. Die Ermittler verabschiedeten sich.

Sie fuhren langsam zurück, keine Hiobsbotschaften waren auf den Handys gewesen, nichts Neues also.

»Lass uns bei mir daheim vorbeischaun«, sagte Herz, »du hast sie doch schon ewig nicht gesehen, meine Zwerge.«

»Ja«, sagte Franza, »das machen wir. Schließ sie kurz in die Arme.«

Sofort kamen sie angetrabt, die Zwerge, Justus und Johanna, er eine halbe Stunde älter als seine Schwester, sie schneller beim Papa auf dem Arm als das Brüderchen. Dann auch er, dann schmusten sie zu dritt hin und her. Angelika und Franza standen im Türrahmen, lachten und Angelika fragte leise: »Ist was passiert? Weil ihr extra vorbeikommt?«

Franza nickte. »Er wird's dir sicher abends erzählen.«

Und schon waren sie wieder weg, unterwegs ins Präsidium, Besprechung mit Arthur und Hansen, später Vormittag, was würde der Tag noch bringen?

64 Sie blieben noch lange sitzen. Schweigend. Seine Hand in ihrer. Kalt. Schweißig.
»Geht es dir nicht gut?«, fragte sie irgendwann. »Der Magen wieder?«

»Ja«, sagte er, »es geht mir nicht gut. Der Magen wieder. Ich spür ihn. Kann nichts essen.«

»Ich sehe es«, sagte sie, »du hast abgenommen.«

Er nickte. Wieder Schweigen.

Sie dachte an die vielen Jahre, die sie gemeinsam verbracht hatten, all die Jahre, in denen es ... irgendwie gut gewesen war, in denen sie nicht daran gedacht hatte, nicht an Hanna und ihre Tochter, nicht daran, dass sie Hannas Tochter zu Gertruds Tochter gemacht hatten. Aber irgendwann wurde jede Wahrheit wieder zu der, die sie wirklich war.

»Und du?«, fragte er.

Dorothee zuckte die Schultern. »Muss wohl. Die Kinder sind doch da.«

»Weinst du manchmal?«, fragte er.

»Ja«, sagte sie. »Manchmal. Nachts. Wenn ich allein bin.«

Er schaute sie an, ihr Gesicht war undurchdringlich.

»Es tut mir alles schrecklich leid«, flüsterte er.

Sie nickte. »Das ändert nichts«, sagte sie.

»Ja«, sagte er, »ich weiß.«

Er stand auf, hatte immer noch ihre Hand in seiner. Sie schaute hoch zu ihm, befreite langsam ihre Finger.

»Kommst du zurück?«, fragte er.

Sie hörte die Mutlosigkeit in seiner Stimme, die Einsamkeit. Ich bin doch selber einsam, dachte sie, ob zwei Einsamkeiten sich treffen, sich trösten können?

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Ich kann es dir nicht sagen.«

Er nickte, beugte sich über sie, ihr Duft wehte ihn an wie ein Gruß aus einer besseren Zeit. Er küsste sie auf die Wange, hielt für einen kurzen Augenblick seine Nase in ihr Haar. »Ich liebe dich«, flüsterte er. »Ich habe das immer getan. Jeden Augenblick.«

Sie schluckte, spürte, dass sie weinen wollte.

»Ich weiß«, sagte sie so leise, dass es kaum zu verstehen war. »Ich weiß es doch. Aber auch das ändert nichts.«

Er nickte, verharrte bewegungslos. Eine Sekunde noch, dachte er, lass mich bei dir sein, und sie ließ ihn. Dann richtete er sich auf, versuchte ein Lächeln, sie merkte, wie grau er im Gesicht war.

»Wo gehst du hin?«, fragte sie. »Was machst du?«

Er schüttelte vage den Kopf, zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht«, sagte er, »zurück in die Kanzlei. In die Stadt. Irgendwohin. Es ist doch jetzt alles ...«

Er blieb noch eine Sekunde stehen, dachte nach, seine Gestalt ein wenig abgemagert in den letzten Tagen. Sie schaute ihn an. Nein, dachte sie, ich kann mir nicht einmal selber helfen, wie sollte ich ihm ...?

Er ging.

Sie weinte endlich, dann ... »Wir müssen uns um Lilli kümmern!« Aber er war schon weg.

65 Friedhof, dritte Reihe links, fünftes Grab, man kann es sich leicht merken. Es ist still dort, der Friedhof liegt auf einem Hügel jenseits des Lärms, jenseits der befahrenen Straßen. Ich bin in der Kirche gewesen, habe mir den Pfarrer gesucht, und als ich Tonios Namen nannte, erinnerte er sich augenblicklich an die Tragödie, die damals für großes Aufsehen gesorgt hatte.

»Es war ein wunderschöner Septembertag«, sagte der Pfarrer, »als wir ihn begruben, den jungen Tonio Köhler, der Himmel war wie gewaschen. Haben Sie seinen Vater gekannt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

Der Pfarrer nickte. Ein gebrochener Mann sei er ab diesem Zeitpunkt gewesen, der Vater.

»Und die Mutter? Haben Sie sie gekannt?« Nein, noch weniger. »Ich habe sie nie gesehen«, sagte ich.

»Eine Italienerin«, sagte der Pfarrer. Sie sei extra zum Begräbnis angereist, eine ausgesprochen schöne Frau, die Journalisten hätten geblitzt, was das Zeug hielt, die regionalen Zeitungen seien mit ihren Fotos voll gewesen, kein Wunder, eine Filmschauspielerin hätte sie glatt sein können, eine Gina Lollobrigida.

Er überschlug sich fast ein bisschen vor Begeisterung, ich habe aufgehört, ihm zuzuhören.

»Ja«, seufzte der Pfarrer, »so war das.«

Er hielt inne, als denke er noch ein bisschen zurück, als verharre er noch in der Erinnerung, dann gab er sich einen Ruck.

»Und Sie?«, fragte er und musterte mich. »Was haben Sie denn mit ihm zu tun gehabt, wenn ich neugierig sein darf?«

Und, Zufall oder nicht, vor wenigen Wochen sei schon einmal jemand bei ihm gewesen, ein junger Mann, und habe ähnliche Fragen gestellt und dann lange am Grab gestanden, sicher mehr als eine Stunde.

»Ach«, hab ich gesagt. Und dass ich damals eine flüchtige Bekannte gewesen sei und nun auf der Durchreise und alles wäre mir wieder eingefallen und ich hätte gedacht ...

Ich brach ab, wusste nicht weiter.

»Und Sie dachten«, sagte der Pfarrer und drückte meine Hand, »das würde ihn freuen.

Und das freut ihn sicher. Gehen Sie hin, halten Sie Zwiesprache. Nehmen Sie sich die Zeit, die Sie brauchen.«

Dann stand ich am Grab. Allein mit dir, Tonio. Nach so langer Zeit.

Es ist gepflegt. Dein Name steht auf dem Grabstein und die Daten deiner Geburt und deines Todes. Sonst nichts.

Ich hätte damals mit dir heimfliegen sollen, hab ich gedacht, ich hätte deiner Mutter gegenüberreten, ihr ins Auge blicken, ihr eine Stütze sein sollen, deinem Vater auch. Aber es ging nicht, damals. Nein, es ging nicht.

»Das hast du nicht verdient, Tonio«, hab ich leise gesagt. »Nicht so ein Sterben, nicht so.«

Ich bückte mich und strich über die kühlen weißen Köpfe der Astern. Sie werden den ersten Frost nicht überdauern, der Gärtner wird kommen und das Grab mit Zweigen und jägerartigen Waldgestecken winterhart herrichten. Darüber hättest du dich lustig gemacht, Tonio, nicht wahr. »Sie kommen in ihren grünen Uniformen«, hättest du gesagt und vor Lachen gewiehert, »mit den Gewehren im Anschlag und wenn die Hoppelhasen hervorhoppeln zwischen den Zweigen und Ästen ihrer Wälder, knallen sie sie ab und haben die schönsten Weihnachtsbraten!«

Ich musste grinsen, als ich mir das so vorstellte, es war, als hätte ich deine Stimme gehört. Sie kam von irgendwo aus der Höhe, nicht aus der Tiefe.

Wo bist du jetzt wohl, mein Schlitzohr? Wo bist du nur, mein Tonio, mein Lieber? Ich hab an deinem Grab ein Schluchzen gespürt, ein Brennen in Brust und Kehle.

»Zwei Kinder hast du also, Tonio«, hab ich geflüstert. »Zwei. Sohn und Tochter. Und den Sohn, den gab es schon damals, und du hast nie etwas gesagt.«

Ich habe gewartet, weiß nicht, worauf. Auf Antwort? Nein, wohl eher nicht. Vielleicht auf einen Hoppelhasen, aber es kam keiner.

Ich habe an deine Tochter gedacht, Tonio. An unsere Tochter, die gibt es ..., ja, die gibt es ... und wir haben es beide so lange nicht gewusst.

Und sie ist ... ich weiß nicht, wie sie ist, ich weiß es nicht, Tonio, ich kenne sie ja nicht ... aber sie ist sicher ganz wunderbar. Sicher hat sie sie gut erzogen, die Gertrud, hat ihr die wichtigen Dinge beigebracht, ja, ist ihr eine gute Mutter gewesen, sicher! Wer weiß, ob ich ...?

Ich bin zurückgegangen, habe an der Tür zur Pfarrei geklopft. »Kommen Sie nur herein«, rief der Pfarrer. »Es ist nicht abgeschlossen.«

Ich bin hinein, der Pfarrer saß über Akten und Büchern, seine Gemeinde ist wohl groß und will ordentlich geführt sein.

»Kommen Sie!« Er stand auf. »Kommen Sie nur! Kann ich noch etwas für Sie tun?«

»Ja«, sagte ich. »Ich wüsste gerne, wer das Grab in Ordnung hält. Es ist sehr gepflegt.«

Der Pfarrer nickte. »Ja, das ist es in der Tat. Gefällt es Ihnen?«

Er deutete auf das Glas Wein auf seinem Schreibtisch. »Darf ich Ihnen vielleicht auch einen Schluck ...?«

Ich schüttelte den Kopf. »Danke. Sehr freundlich. Aber ich bin ein wenig in Eile.«

»Natürlich. Das versteh ich. Geht mir ja nicht anders. Immer in Eile. Jaja.«

»Das Grab!« Ich lächelte. »Sie wollten mir noch sagen ...«

»Oh!«, machte der Pfarrer und lachte. »Ja, natürlich. Das Grab. Ja. Das erledigt unsere Gärtnerei, und bezahlt wird es von einer Dame in Ihrem Alter, wenn ich das so sagen darf. Sie kommt auch regelmäßig her, bringt frische Blumen, Grablichter. Jetzt fällt mir der Name nicht ein. Warten Sie.«

Ich habe Gertruds Namen genannt.

»Ja«, sagte der Pfarrer nickend. »Das ist der Name. Ganz genau!«

Er wusste noch nicht, dass sie tot ist. Ich habe es ihm gesagt. Er war sehr betroffen, meinte, er sei gestern aus dem Urlaub gekommen und hätte wohl viele Neuigkeiten noch nicht mitbekommen. Ich ging.

66 Sie hatten in der Kantine zu Mittag gegessen und Franza lag das Schnitzel im Magen wie ein Klumpen Klebstoff. Es war nicht das erste Mal, dass das Essen in der Kantine frustrierend ausfiel, aber Hunger war eben Hunger, und immer zum Italiener um die Ecke zu gehen war auf Dauer einfach zu kostspielig.

Im Konferenzraum hatte Arthur Kaffee aufgebrüht, Franzas Kekse standen auf dem Tisch, außerdem ein Krug mit Wasser, Gläser, Tassen, das Übliche eben. Besprechung war angesagt.

Es gab nicht besonders viele Neuigkeiten, von jenen abgesehen, die Franza und Felix zu berichten hatten. Diese allerdings hatten die ungeteilte Aufmerksamkeit aller.

Hansen erzählte im Anschluss, dass es wegen der Fotos in den gestrigen Abendnachrichten zwar wieder viele Anrufe gegeben habe und dass seine Leute dabei seien, alles zu überprüfen, aber nach den Pleiten der letzten Tage erhoffe er sich ehrlich gesagt nicht besonders viel. Natürlich gehe man jedem kleinsten Hinweis nach, beide Personen seien jedoch wie vom Erdboden verschluckt. Aber man dürfe die Hoffnung nicht aufgeben. Schließlich geschähen immer wieder Zeichen und Wunder und die Hoffnung, wie hoffentlich allseits bekannt, sei ja sowieso immer das Letzte, was man aufgäbe. Hansen verdrehte die Augen und seufzte aus tiefer Seele.

Arthur war an der Reihe. Er berichtete, dass nun alle Fingerabdrücke ausgewertet seien, dass ihnen das aber leider nicht wirklich weiterhelfe, da die meisten natürlich von der Familie stammten. Allerdings gebe es auch viele fremde Abdrücke, die man nicht habe identifizieren können. Das sei aber nicht weiter verwunderlich, da in einem Haus, in dem eine Familie lebe, eben auch viele außenstehende Personen ein und ausgingen,

Freunde, Nachbarn, Verwandte. Auf dem Messer, der Tatwaffe, habe man Gertrud Rabinskys Abdrücke gefunden, außerdem noch die von zwei weiteren Personen. Leider habe man diese nicht identifizieren können, vermutlich aber sei einer von ihnen der Täter oder die Täterin. Kleines Detail am Rande: Die Abdrücke von Christian Rabinsky habe man nicht gefunden, das schließe ihn nun noch einmal nachträglich als Täter aus.

Franza seufzte. »Ja, das wissen wir ja nun schon länger, dass er es nicht gewesen ist.« Die anderen nickten, starrten ein wenig ratlos in ihre Kaffeetassen. Schließlich fasste Herz noch einmal alles zusammen. Die Situation stellte sich folgendermaßen dar: Hauptverdächtig war Tonio Wie-immer-er-dann-hieß, der nun offensichtlich unterstützt wurde von einer leider noch namenloseren jungen Frau.

Hanna Umlaufs Rolle in dem Fall blieb weiterhin unklar. Sie konnte Opfer sein, von besagtem Pärchen entführt, festgehalten und vielleicht sogar getötet. Allerdings nach dem, was ihr von Gertrud angetan worden war, musste man sie auch als tatverdächtig einstufen, und zwar mit einem Motiv erster Klasse.

Ein Motiv erster Klasse im Übrigen hatte nun auch ... Lilli.

Es blieb verzwickt. Irgendwie drehten sie sich im Kreis und kamen nicht weiter. Jetzt müsste, dachte Franza, verdammt noch mal, das Handy klingeln. Lilli, melde dich endlich! Und tatsächlich! Das Handy!

Zwar klingelte es nicht, sondern piepte nur, aber immerhin. Sofort öffnete Franza die SMS – und seufzte. Keine Lilli. Port. Er war gut in Wien angekommen, schickte Küsse. Nett zwar, aber nicht das, was sie im Augenblick brauchte.

Der Nachmittag verging mit Routine und Kleinkram. Immer wieder kauten sie alles durch, angefangen von der Sichtung des Tatortes bis hin zu allen sichergestellten Spuren und zusammengetragenen Informationen. Immer wieder tasteten sie alles ab. Hatten sie etwas übersehen? War etwas unklar?

Der Staatsanwalt schaute herein, wollte informiert werden, Herz erledigte das und kam anschließend an Franzas Schreibtisch. »Hast du den gesehen? Ist der krank? Sah so blass aus.«

Franza schüttelte den Kopf. »Hab nicht darauf geachtet.«

»Ist ja auch egal«, sagte Herz, »vielleicht schläft auch er zu wenig.«

Er ging zur Kaffeemaschine, schenkte sich nach und kam mit einem breiten Grinsen auf dem Gesicht zurück an Franzas Schreibtisch. Oh Gott, dachte Franza und runzelte die Stirn, oh Gott, was kommt jetzt?

»So wie du«, sagte er und brach in schallendes Gelächter aus.

Sie war verblüfft. »So wie ich? Was meinst du?«

»Na ja«, prustete er, »vielleicht chattet er ja auch!«

Franza zog die Augenbrauen hoch, tippte sich an die Stirn, musste unwillkürlich lachen. Selber schuld, dachte sie, was muss ich ihm auch alles erzählen, ich blöde Kuh.

Neuerlicher Blick auf das Handy. Nichts.

Warum bin ich so unruhig, dachte Franza und wusste gleichzeitig, dass es Lilli war, die in ihr herumspukte. Ich muss hier raus, dachte Franza, ich muss nachdenken, ohne Büro, ohne Computer, ohne Kollegen um mich herum, ohne den Herrn Brückl im Nacken.

Friseur oder Pediküre, dachte sie, wohin abdriften? In das Wohlsein am Kopf oder das Wohlsein an den Füßen?

Sie entschied sich für die Füße, der Kopf war gerade dran gewesen und außerdem viel teurer. Sie rief an, Termin passte.

»Ich geh ...«

»Alles klar«, nickte Herz, »vielleicht fällt dir ein, was wir Wichtiges übersehen haben.«

»Du hast ja ...«, sagte sie und winkte mit dem Handy.

»Klar hab ich«, sagte Herz. »Schwirr ab, Kollegin! Hab die richtige Eingebung!«

Ich muss mit Lilli reden, dachte Franza, während sie darauf wartete, dass die Fußpflegerin Zeit für sie hatte. Sie schloss die Augen und ließ die Bilder kommen, durcheinander am Anfang, aber allmählich fielen sie in eine klare Struktur.

»Annika«, sagte die Fußpflegerin, »tu doch schon mal die Frau Oberwieser ins Fußbad.«

Und da verschoben sich die Bilder, und Franza sah, wie die kleine, zarte Annika, sie, die nicht ganz so kleine und zarte Frau Oberwieser packte, hochhob und unter Aufbietung all ihrer Kräfte ins Fußbad setzte. Die ganze Frau Oberwieser zur Gänze hinein ins Fußbad, hinein in das kleine Becken, in dem ansonsten nur die Füße Platz hatten. Und dann schwappte alles über, das Wasser, das Becken, die große Frau Oberwieser und die kleine Annika.

»Danke, Annika«, sagte Franza und musste ein bisschen lachen. Annika, die heißes Wasser in das Becken eingelassen hatte und Franza nun einlud, ihre Füße hineinzustellen, nickte und wunderte sich vermutlich über den eigenartigen Humor der Kundin.

»Danke, Annika«, sagte Franza noch einmal, seufzte behaglich und stellte sich vor, wie alle Hornhäute der Welt sich erweichen ließen und abfielen, ohne dass man lange schrubben musste.

Schließlich kam ihr Lilli wieder in den Sinn, Lilli und das Wissen, das sie vermutlich mit sich herumschleppte. Sie nahm das Handy und wählte die Nummer, aber Lilli ging nicht dran, Lilli war nicht erreichbar.

Entweder, dachte Franza und ließ das Handy sinken, entweder hab ich es komplett verbockt, oder es ist irgendwas passiert.

Plötzlich Klingeln! Franza fuhr erschrocken zusammen und hob ab. »Lilli?«

»Nein«, sagte Dorothee Brendler, »nicht Lilli. Ich bin es! Wir können Lilli nicht erreichen! Lilli ist verschwunden! Wissen Sie, wo Lilli ist?«

67 Die Nacht kam rasch, der Himmel war bedeckt, bald würde es regnen.

Franza dachte an Hanna und Gertrud, die ein eigenartiges Schicksal vor vielen Jahren aneinandergebunden hatte. Immer noch hingen sie in diesen Ketten, in diesen Fesseln, und dazwischen baumelte Lilli, hilflos, allein. Sie zogen an ihr, jede in ihre Richtung und Lilli weinte und schrie, wusste nicht, wohin und fühlte die Fesseln an sich zerren, die Fesseln ihrer Mütter, die tonnenschwer an ihr hingen und sie zerreißen wollten.

Die Donau schimmerte, dunkle metallische Fläche, Franza erinnerte sich an Ports SMS und dass sie noch nicht geantwortet hatte. Endlich tat sie es.

Er wollte, dass sie am Wochenende kam, sie ahnte, dass sie es bleiben lassen würde. Sie wollte, dass er in seinen Theaterhimmel flog, in seinen Kunsthimmel, wohin auch immer, und sie ahnte, dass sie nicht mitfliegen konnte.

Es begann zu regnen. Für einen Augenblick blieb Franza stehen und streckte sich der Nässe wie einer sanften Erfrischung entgegen. Urlaub, dachte sie, Urlaub, das Meer, jetzt, im Herbst, wenn der Süden milde geworden und die Hitze in den abgeheilten Sonnenbränden und den Erinnerungen derer verschwunden war, für die der Urlaub eben schon wieder Erinnerung war. Urlaub, dachte sie, auf der Stelle, wenn wir diesen Fall gelöst haben, wenn wir ihn gelöst haben, wie auch immer.

Sie war sofort hochgesprungen, noch während Dorothees Anruf, sie hatte ins Telefon gerufen: »Ich komme! Wo sind Sie? Warten Sie auf mich!«

Sie war aus dem Fußbad raus, rein in Socken und Schuhe, vorbei an Annikas staunenden Augen, vorbei am Nicken der Fußpflegerin ihres Vertrauens, die solches schon öfter erlebt hatte und dementsprechend entspannt reagierte. Franza hatte ein rasches »Ich ruf Sie an!« in ihre Richtung gerufen, und schon war sie weg gewesen und unterwegs zu Lillis Wohnung, während sie Herz alarmierte und noch einmal Frau Brendler anrief.

»Machen Sie sich keine unnötigen Gedanken«, sagte sie, »es wird sich alles aufklären.« Es war, als sagte sie es zu sich selbst.

Kurze Stille im Telefon, dann: »Glauben Sie das wirklich?«

Franza schloss für einen Moment die Augen.

»Nein«, sagte sie leise, »nein, das glaube ich in diesem Fall nicht wirklich. Wir sind gleich da. Sind Sie schon in der Wohnung gewesen?«

»Nein«, sagte Dorothee. »Wir haben Angst davor.«

»Gut«, sagte Franza, »warten Sie auf uns. Ist Ihr Mann bei Ihnen?«

»Nein«, sagte Dorothee. »Nur Christian.« Ihre Stimme war tonlos.

»Haben Sie versucht Ihren Mann zu erreichen?«

»Ja, aber er ist irgendwie ... auch verschwunden, ich weiß auch nicht. Das Handy ist ausgeschaltet.«

»Gut«, sagte Franza und dachte, was das für ein blödes Wort war, denn nichts, nichts war gut.

Stille im Telefon. Franza wollte auflegen.

»Ich denke plötzlich ... schreckliche Dinge«, sagte Dorothee, und Franza spürte, dass Dorothee zitterte, dass das Handy in ihrer Hand ...

»Nein«, sagte Franza, »nein, tun Sie das nicht.«

»Aber Sie doch auch«, sagte Dorothee. »Sie doch auch, Frau Oberwieser, nicht wahr?«

»Es wird sich alles aufklären«, sagte Franza.

»Ja«, sagte Dorothee, »ja, das wird es wohl.«

Pause.

»Wenn ich nur könnte«, flüsterte sie dann. »Wenn ich nur könnte, würde ich alles zurückdrehen, alles anders machen.«

»Ja«, sagte Franza. »Ich weiß.«

Es klickte. Dorothee hatte aufgelegt.

Vor Lillis Wohnungstür trafen sie alle zusammen, Christian Rabinsky, Frau Brendler und die beiden Ermittler. Eine eigenartige Kühle ging von der Tür aus. Was wird uns wohl erwarten, dachte Franza fröstelnd und spürte der Unruhe hinterher, die den ganzen Tag über in ihr herumgekrochen war und die sie selten trog.

»Geben Sie uns den Schlüssel?« Felix' Stimme war behutsam, leise, Christian gab ihm den Schlüssel, schaute ihn fragend an.

»Vielleicht ...«, sagte Dorothee und stockte. »Ich habe so große Angst.«

Franza nickte. Ja, dachte sie, das glaub ich gern. »Mein Kollege und ich«, sagte sie, »wir gehen jetzt hinein. Sie warten hier.«

»Aber ...«, wandte Christian ein, Franza hob die Hand, er verstummte.

Sie gingen hinein, Felix und Franza, vorsichtig gingen sie hinein, auf alles gefasst. Aber ... nichts. Sie riefen Lillis Namen. Nichts. Schauten in alle Räume. Nichts. Die Wohnung war leer.

Franza ging zur Tür. »Nicht, was Sie befürchtet haben, Frau Brendler. Die Wohnung ist leer.«

Franza sah die Erleichterung in den Gesichtern. »Kommen Sie«, sagte Franza, »schauen Sie sich um. Ist irgendetwas anders als sonst?«

Sie betraten die Wohnung, gingen langsam von Raum zu Raum, schauten sich um. Der AB blinkte. »Das bin ich gewesen«, sagte Dorothee, »ich hab mindestens fünfmal angerufen und draufgesprochen.«

Franza nickte. »Wir werden ihn trotzdem abhören.«

Im Schlafzimmer wurde Christian blass. »Oh mein Gott«, sagte er leise, starrte auf das Tischchen neben dem Bett. Da lag ein kleines Buch, Ledereinband, rot, mit einer blauen Schnur umwickelt.

»Was ist?«, fragte Herz gespannt. »Was ist Ihnen aufgefallen?«

»Das Buch«, sagte Christian und seine Stimme zitterte. »Das ist Gertruds Tagebuch. Ich habe es zuletzt in unserem Schlafzimmer gesehen, ein paar Stunden vor ...«, er stockte, »bevor sie ... als sie noch gelebt hat.«

Nein, dachte Franza, nein, das nicht.

»Sie kennen es? Sie wissen, was drinsteht?«

»Nein«, sagte er, »ich kenne es nicht. Ich habe keine Ahnung, was drinsteht. Ich habe es vor Jahren einmal gesehen, hatte es kurz in der Hand. Gertrud ist fast ausgeflippt, dabei wollte ich gar nicht darin lesen, mir hat einfach nur der Einband gefallen, aber ...«

Er stockte, fuhr mühsam fort. »Sie hielt es immer verborgen, all die Jahre, ich weiß nicht, wo, es war auch völlig egal, ich hab nie daran gedacht. Aber in dieser Nacht lag es am Boden neben dem Bett und ich habe es wiedererkannt.«

»Sind Sie sicher? Vielleicht täuschen Sie sich.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich täusche mich nicht. Ich wünschte, ich täuschte mich, aber ich täusche mich nicht. Ich weiß noch, dass ich mich gewundert habe, es wiederzusehen. Dass ich gedacht habe, damit also hat es zu tun. Darin hat sie über Hanna und ihre ... Liebe geschrieben.«

Wieder stockte er. »Und jetzt ... ist es hier?«

Er wandte sich um, schaute Franza an, schaute Felix an, die Frage lag in seinen Augen.

»Sie ist da gewesen?«

Dorothees Stimme war ganz klein, ein Wispern, ein Hauch. »Lilli? In dieser Nacht? Nein, das kann nicht sein. Das kann nicht sein! Du täuschst dich, Christian. Bestimmt. Du musst dich täuschen! Das kann nicht sein! Gertrud muss es Lilli vorher gegeben haben! Bestimmt!«

Er wandte sich ihr zu, schaute sie an, sie verstummte.

»Wir haben jetzt nicht wirklich Grund, uns Sorgen zu machen«, sagte Herz, nachdem sie Christian und Frau Brendler fast gewaltsam weggeschickt hatten. »Ich meine, was haben wir hier? Eine leere Wohnung. Eine junge Frau, die sich seit ein paar Stunden nicht zu Hause gemeldet hat. Und das soll ungewöhnlich sein? Findest du wirklich? Da müssten wir ständig und immerzu im Einsatz sein.«

Sie musste es einräumen, Franza, wenn man es so sah ...

Aber dann hörten sie den AB ab und fanden einen Brief von einem Labor, der besagte, dass es keine genetische Übereinstimmung gab zwischen den beiden untersuchten DNA-Proben, dass es sich bei den Testpersonen also keinesfalls um Mutter und Tochter handeln könne. Sie überflogen das Tagebuch und fanden eine Adresse, die ihnen bekannt war. Sie schickten Arthur zu dieser Adresse, um nachzufragen, ob jemand Lilli dort gesehen hatte. Und ja, jemand hatte sie dort gesehen.

»Hm«, sagte Herz nachdenklich und räusperte sich. »Jetzt haben wir wirklich Grund,

uns Sorgen zu machen.«

... manchmal ist alles sehr schwer ... schrieb alien one spätnachts, als sie nicht schlafen konnte, weil Lilli, diese Kröte, Dinge angepackt hatte, die zu groß für sie waren, weil Lilli, diese Kröte, sich ihr, Franza, nur halbherzig anvertraut hatte, weil ihr, Franza, offensichtlich nicht gelungen war, was ihr hätte gelingen müssen, nämlich Lillis Vertrauen ganz und nicht nur halb zu gewinnen.

... ja ... schrieb alien two zurück, ... ich weiß ... als wüsste er tatsächlich, wovon sie sprach.

68 Sie hat mir alles erzählt. Alles. Und nichts davon hatte ich wissen wollen.

Sie kauerte auf dem Boden, als Christian gegangen war und ich ihr gesagt hatte, dass sie ihn nicht fortschicken solle, dass sie ihn doch brauche, dass ich keine Option sei, für keinen ihrer Wünsche.

Da war sie zerstört. Kauerte auf dem Boden. Schluchzte. Konnte sich nicht beruhigen. Schaute mich nicht an. Ich ging zu ihr hin, legte ihr die Hand auf die Schulter, sie schüttelte mich ab, wütend, rasend in einem hilflosen Schmerz.

»Gertrud«, sagte ich, »Gertrud, beruhige dich! Lass uns reden. Das wird sich alles wieder einrenken. Er kommt zurück. Ihr bekommt euer Leben wieder.«

»Einrenken«, sagte sie und ich erschrak vor der Bitterkeit in ihrer Stimme, »meinst du wirklich, dass irgendetwas hier sich noch einrenken lässt? Bist du wirklich so blöd? Was für ein Leben?! Was für ein Leben denn?! Und reden? Worüber willst du denn jetzt noch reden? Es ist doch alles vorbei. Es ist doch alles gesagt.«

»Nein«, sagte ich, »das glaube ich nicht. Nichts ist vorbei. Du hast einen tollen Mann, du hast zwei wunderbare Kinder. Ich wünschte, ich hätte dieses Glück gehabt.«

Da lachte sie auf. Ein böses Lachen, ein wütendes, eines voller Hass. Sie stand auf, drehte sich um.

»Glück«, sagte sie. »Glück nennst du das? Ich habe Glück gehabt? Nein, ich habe auch kein Glück gehabt. Du auch nicht, das stimmt. Aber ich ...«

Sie schloss kurz die Augen, ihr Gesicht verzog sich zu einer schmerzlichen Grimasse. Dann nahm sie meine Hand, zog mich zum Tisch, ich bekam, ich weiß nicht, warum, Angst. Schreckliche Angst.

»Komm«, sagte sie, »setz dich. Ich erzähl dir etwas.«

Und dann hat sie erzählt. Erbarmungslos. Kompromisslos.

Mit Griechenland hat sie begonnen. Ich dachte, darüber gäbe es nichts mehr zu sagen. Ich dachte, ich wüsste schon alles. Aber ich habe nur das Wenigste gewusst, das Schmerzloseste.

Dass er im Endeffekt vielleicht einfach nur Pech gehabt habe, der Tonio, begann sie, dass er letztendlich die allergrößte und allerabgefückteste Arschkarte gezogen habe, weil

er doch völlig zufällig auf uns gestoßen und so hirnerkrankt gewesen sei, sich in mich zu verlieben.

»Ja«, sagte sie, »in dich, Hanna, und wenn man es allumfassend sieht, könnte man sagen, du bist schuld an der ganzen Misere und er, er hat einfach Pech gehabt.«

Sie lachte unglücklich, schwieg eine Weile.

Ich habe nicht zu fragen gewagt, was sie mit all dem meinte, ich hätte aufstehen und gehen sollen. Es wäre wohl noch gegangen zu diesem Zeitpunkt, nichts wäre kaputter geworden, als es ohnehin war; aber ihre Augen waren unbittlich, sie hatte kein Erbarmen, keine Güte, ich wusste, sie würde mich nicht ziehen lassen.

»Weißt du noch, was er gesagt hat? Über den Wind?«

Ich wollte mich nicht erinnern. Lass es, hab ich gedacht, lass es doch!

»Der Wind fegt den Kopf frei, hat er immer gesagt. Er mochte den Wind, der Wind hat ihm nie Angst gemacht, darum war es ... so leicht.«

So leicht? Was?

Mein Herz begann zu klopfen. Ich spürte, wie mich eine Kälte anwehte, sie rieselte über meinen Rücken, setzte sich fest in meinem Körper, ich unterdrückte mühsam ein Zittern.

»Was«, sagte ich vorsichtig, »was meinst du?«

Sie stand auf, holte eine Flasche Wein, begann daraus zu trinken. »Es war leicht«, sagte sie, »alles.« Sie lachte verächtlich. »Du hast ja keine Ahnung.«

Die Bilder dieses Urlaubs kamen mir in den Kopf, ich hatte sie so lange nicht gesehen, aber plötzlich waren sie da. Wie ein Blenden. Wie ein Blitz.

»Lass uns hinaus an den Strand«, hatte Tonio Morgen für Morgen begeistert gerufen, »lass uns an der Gischt entlanglaufen.«

Wir lagen auf den Wellenkämmen, die Gesichter dem Orange der Sonne zugewandt, wir schwebten und fühlten uns leicht. Es waren die ersten Tage, der Wind war erträglich, der Sturm nur eine Ahnung.

»Du erinnerst dich jetzt, nicht wahr«, sagte Gertrud, »du siehst all die Bilder jetzt wieder, Hanna, nicht wahr, all die Griechenlandbilder, unsere letzten gemeinsamen. Willst du Wein?«

Ich schüttelte den Kopf, stand auf. »Ich sollte gehen«, sagte ich. »Ich muss mich bei Jonas melden, der wird sich schon Sorgen machen.«

»Nein«, sagte sie und sprang ebenfalls hoch, »du gehst jetzt nicht. Du wolltest, dass wir reden. Und das tun wir jetzt. Jetzt ist alles offen. Jetzt muss alles raus.«

Ich versuchte mich zu wehren. »Was immer du mir noch sagen willst, Gertrud, ich will es nicht hören. Lass mich!«

Sie lachte wütend auf, wischte panisch über den Tisch, zwei Marmeladengläser kamen ins Rutschen, krachten auf den Boden, zersprangen auf den Fliesen, Marmelade, noch

warm, spritzte herum, Scherben, sie beachtete sie nicht, packte mich an den Armen, zwang mich wieder auf den Stuhl.

»Es ist egal, was du willst«, zischte sie. »Jetzt ist wichtig, was ich will.«

Ich schloss die Augen. Na gut, dachte ich, pack aus. Ich wappne mich. Was immer kommen wird, es wird mich nicht treffen.

Wie ich mich getäuscht habe.

Sie atmete tief durch, versuchte sich zu beruhigen, begann zu flüstern, murmelte Worte. »... blauschwarz durchdringt das wasser dein sterben zerstößt dein herz ...« Ich hielt den Atem an. Stille.

»Ich habe das damals geschrieben«, sagte sie, »während ich auf dem Bett neben dir saß und wartete, dass du aufwachst. Du weißt schon. Als er schon tot war.«

Sie setzte erneut die Flasche an, nahm einen Schluck. »Es ist schön«, flüsterte sie, »nicht wahr, das, was ich da geschrieben habe, nicht wahr? Und ich habe es immer im Kopf. Es geht nicht weg. Nie geht es weg.«

Sie lächelte, stand wieder auf, ging zum Fenster, ich zog meine Jacke eng um mich, es nützte nichts, ich fror von innen.

Sie sagte die Worte noch einmal. Sagte sie mit monotoner Stimme. Sagte sie zum Fenster hinaus. Sagte sie in mich hinein.

... blauschwarz durchdringt das wasser dein sterben zerstößt dein herz ...

Sie sagte sie in mich hinein, ihre Worte, und da würden sie bleiben, ich wusste das, da würden sie bleiben, ich weiß das, so wie sie auch bei ihr geblieben sind.

Sie drehte sich um. »Er hat schon bei dir im Bett gelegen. Du hast geschlafen, tief, hast den Rotwein schlecht vertragen, bist immer schläfrig davon geworden. Er hat auch geschlafen, aber ich bin hin zu ihm, hab ihn geweckt. Er schaute mich an, als ob ich ein Geist wäre. Ich musste lachen. Psch, machte er, sei leise, lach nicht so laut, Hanna schläft schon! Weck sie nicht auf!«

Sie schwieg einen Augenblick, horchte in sich hinein, horchte ihren Worten nach, wiederholte sie: »Hanna schläft. Weck sie nicht auf!«

»Vielleicht«, sagte sie, »vielleicht ist es das gewesen, ich weiß nicht. Vielleicht wollte ich einfach, dass Ruhe ist, dass es nicht immer um dich geht. Ich weiß es nicht.«

Sie wandte sich um, stand in diesem Zwielight, in dieser Dämmerung vor dem Fenster, in die das Deckenlicht nicht reichte. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber an ihrer Stimme hörte ich, dass sie weinte.

»Ich hab gesagt: Komm, Tonio, lass uns noch ein bisschen was trinken. Ich habe Durst, ich will nicht allein sein. Er überlegte einen Augenblick, schon dachte ich, er würde nicht kommen, würde weiterschlafen an deiner Seite bis zum Morgen. Ich sagte: Der Wind hat sich ein bisschen gelegt, wir könnten noch zum Strand, kleines Nachtschwimmen. Er tippte sich an die Stirn, sagte: Du spinnst wohl! Aber er stand auf,

zog sich Shorts an, ein T-Shirt, wir schlichen hinaus, er zog leise die Tür hinter sich zu. Der Wind hatte sich nicht gelegt, im Gegenteil, er tobte ums Haus, dass einem angst und bange werden konnte. Wir nahmen die Flaschen mit, Schnaps und Rotwein, er mochte das, ein bisschen durcheinander trinken. Ich weiß nicht, was genau ich vorhatte. Ob ich überhaupt etwas vorhatte. Ich glaube nicht. Die Dinge ergeben sich doch immer.«

Sie schwieg, ich saß auf meinem Stuhl und konnte mich nicht rühren, war wie gebannt, wie festgezurr. Was wollte sie mir sagen? Was würde noch kommen?

Sie fuhr fort. »Geil, sagte er, als wir am Strand ankamen, was für geile Wellen. Liebst du sie, hab ich ihn gefragt. Er hat sich zu mir umgedreht, hat gefragt: Wen? Die Wellen? Diese riesengroßen, wahnsinnigen Wellen? Und hat zu lachen begonnen, hat sich ausgeschüttet vor Lachen über diesen blöden Witz. Hahaha, hab ich gemacht, sehr witzig, sie geben dir sicher den Kleinkunstpreis dafür! Da wurde er ernst und dann fragte er: Du auch, nicht wahr? Du auch.«

Sie hielt inne, eine Fliege surrte durch den Raum, man hörte deutlich das Brummen, einen kurzen Augenblick nur hielt Gertrud inne, dann flüsterte sie: »Ich hab ihn gehasst in diesem Augenblick. Und ich hab gewusst, ich kann ihn töten.«

Nein, dachte ich, nein, Gertrud, sag mir das nicht. Nicht das. Aber sie tat es. Sie hat es getan.

»Er war ein Arschloch«, fuhr sie unerbittlich fort, »ein vericktes, verhurtes Arschloch, aber eben ein schönes Arschloch, und darauf, Hanna, darauf bist du nun mal abgefahren. Es ist eine Farce gewesen, dieser Urlaub zu dritt, überhaupt dieses Leben zu dritt, das wir geführt haben, eine Idiotie, eine Schweinerei, allein dafür hätte man ihn doch ... bestrafen müssen.«

Bestrafen ...?

Bestrafen ... hab ich gedacht und zum ersten Mal in diesem Jahr den Herbst gespürt, wie er klamm an meinen Knochen nagte. Ihn bestrafen müssen. Habe man. Mit dem Tod?

»Es ist einfach gewesen, so leicht«, flüsterte sie, »wir standen an der Wasserlinie, ganz vorn, die Wellen haben uns angeleckt, ich habe die weiße Gischt gesehen, obwohl es dunkel war. Er hat gesoffen, ich nicht, er hat gelacht und über sein Leben geredet, über dich, was für eine scharfe Braut du seist, was für geile Orgasmen er in dir bekäme und ich solle meine Zeit nicht verschwenden für etwas, was nie sein würde; ich solle mir lieber einen potenten Liebhaber suchen, ich sähe doch auch nicht schlecht aus.«

Sie schwieg, kam zu mir, langsam, ich sah ihr Gesicht und wie traurig es war, wie einsam. Sie strich mit ihrer Hand über mein Haar, ich rührte mich nicht, ich spürte sie ganz nah an mir und ich hatte schon diese schreckliche Ahnung, aber wusste, es war noch lange nicht alles.

»Du kannst mit all dem, was ich dir erzähle, anfangen, was du willst«, sagte sie tonlos, »es ist mir völlig egal. Ich kann es nicht mehr tragen. Nicht länger. Es hat mich

aufgefressen, mich kaputtgemacht.«

Ich streckte die Arme aus, ertrug ihre Nähe nicht. Sie wich zurück zum Fenster, in die Dunkelheit. Dann sprach sie weiter.

»Du traust dich nicht, habe ich ihn gefragt, nicht wahr, du traust dich nicht. Er hat mich angeschaut, anfangs wusste er nicht, was ich meinte. Aber dann ... Du willst mich loswerden, hat er gesagt, staunend, überrascht, du kleines Biest willst mich loswerden! Er lachte wieder, der Alkohol hatte ihn schon ziemlich benebelt, ich sagte: Ja, ich will dich loswerden, aber du bist ohnehin zu feige, du traust dich doch gar nicht ins Wasser, du bist eine Memme und eines Tages wird Hanna durchschauen, dass du nur eine Fassade bist, und stößt dich mit dem Finger an, ganz wenig nur, und dann fällst du um und zerrinnst wie ein Pudding. Ich war so wütend, aber er hat mich nur ausgelacht. Ein Pudding, lachte er, ein Pudding! He, Gertrud, du kannst ja komisch sein, das wusste ich noch gar nicht! Dann wurde er wieder ruhig, trank aus der Schnapsflasche, trällerte ein Lied, setzte sich in den Sand. Uhhh, machte er, kalt, scheißkalt, wenn die Gischt ihn durchnässte. Du willst also, sagte er, dass ich da jetzt reingehe, bisschen schwimme. Was soll ich dir denn beweisen? Dass ich der Größte bin, der Beste?? Wissen wir das nicht sowieso? Du glaubst doch nicht im Ernst, dass ich das hier fürchte, diese paar Wellen, diese paar Schlucke Wind? Lächerlich! Er drehte sich um zu mir, ich spürte seine Augen. Nichts musst du mir beweisen, hab ich gesagt, gar nichts. Vergiss es. Du traust dich doch nicht. Aber ich wusste, er war ein Spieler, ein Hasardeur, er konnte an keiner Zockerei vorbeigehen. Wir beide, sagte er, na los, komm, musst keine Angst haben, wird nix passieren, das kleine Lüftlein hier, das tricksen wir aus. Hast ja recht, ist ein saugeiles Wetter zum Schwimmen. Er sprang hoch, zog sich aus, warf Shorts und T-Shirt in den Sand, griff nach meiner Hand. Also gut, sagte ich, gut, lass mir einen Augenblick. Ich schlüpfte aus den Schuhen, aus den Jeans, wir gingen los, hinein ins Wasser, bis zu den Knöcheln, bis zu den Knien, man spürte die Kraft des Windes, die Kraft der Brandung. Er war schon bald weiter vorn, ich konnte ihn kaum noch sehen, allmählich schluckte ihn die Dunkelheit. Und ich ... bin stehen geblieben. Einfach stehen geblieben. Er hat es nicht bemerkt. Oder es war ihm egal. Er schrie, jubelte, sang, während er immer weiter ins Wasser ging. Was bist du für ein Idiot, habe ich gedacht, und in so einen verknallt die Hanna sich! Irgendwann war er sehr weit, war er an der Linie, wo das Meer tief wird, wo man den Boden unter den Füßen verliert. Er begann zu schwimmen. In die Endlosigkeit.«

Sie lachte bitter. »Ich hörte ihn immer noch, ich hörte sein atemloses Schreien, ich stand noch an derselben Stelle, das Wasser, wenn die Brecher kamen, schlug peitschend hoch bis zu den Hüften, spritzte mir ins Gesicht. Ich wusste, er war schon verloren. Im Meer, im Wind, in der Dunkelheit. Irgendwann hörte ich ihn nicht mehr, ich hörte das Tosen der Wellen, ich hörte den Sturm, aber Tonio ... hörte ich nicht mehr. Ich weiß nicht, ob er gekämpft hat, ob es schwer gewesen ist oder leicht, ich weiß nur, ich habe ihn

irgendwann nicht mehr gehört.«

Sie schwieg, wandte sich nicht um, stand wie erstarrt an das Fensterbrett gelehnt, die Schwärze vor dem Fenster wohl wie die Schwärze damals über dem Meer.

Ich erfriere, habe ich gedacht, von Gertruds Worten, ich erfriere jetzt und auf der Stelle. Aber man erfriert nicht so schnell, man hört die Worte und schließt sie ein, verschließt sie in einem Teil des Gehirns, wo sie rumoren und rumoren, bis sie platzen und dich mit ihrer Wahrheit erfüllen. Und dann entkommst du nicht mehr.

»Wenn es dich tröstet«, sagte Gertrud irgendwann, »wenn es dich tröstet, Hanna, ich hab den Boden unter den Füßen auch verloren. Im gleichen Augenblick wie er. Und so einfach ist das alles gewesen. So leicht. Und ich bin langsam, langsam zurück, Schritt für Schritt, raus aus dem Wasser in den Sand. Da stand ich dann. Lange. Du Riese Meer, habe ich geflüstert, du Riese Meer bist mein Kumpan, mein Komplize, mein Gefährte. Ich habe die Hand gehoben zum Gruß, hinter ihm her, hinter Tonio her.«

Wieder Schweigen, Atem holen. Die Worte kamen mir ins Gedächtnis, ihre Worte, die sie am Beginn ihres Erzählens gesprochen hatte, am Beginn dieser schrecklichen Wahrheit.

Blauschwarz, habe ich gedacht, mein Tonio, hat das Wasser dein Sterben durchdrungen und habe es gesehen, habe die Bilder gesehen, Tonio, deinen Kampf, als der Sturm sich über dich hergemacht, dich hin und her geworfen hat, als die Wellen dich überrollt und in die Tiefe gezogen haben, wie du gestaunt hast, als du merktest, dass deine Kraft nicht reichen würde, dass es das Ende sein würde, dass es das Ende war.

Weinen wollte ich, weinen, mein Tonio, sie hat dich zerstört, um dein Leben gebracht, um mich gebracht. Die Küste, der Strand so weit. Was hast du den schwarzen Sand geliebt.

Sie fuhr fort, Gertrud fuhr in der Flut des Erzählens fort, sie ließ mir keine Pause. »Ich bin zu dir zurück, Hanna. Ins Haus, ins Zimmer, in dem du schiffst. Das Bett neben dir leer, die Decke zurückgeworfen, das Kissen zerknüllt. Du hast geschlafen, Hanna, hattest nichts mitbekommen von seinem ... Weggehen in eine andere Welt, wohin auch immer. Ich bin bei dir sitzen geblieben, habe auf dein Erwachen gewartet, auf den Morgen, habe diesem Strom nachgegeben, der aus mir herauswollte, diesem Tränenstrom, der floss und floss und floss. Endlich das Licht über dem Meer, und plötzlich schrien Leute: Der Deutsche, der Deutsche! Und du, Hanna, du bist wach geworden und bist hoch und warst erschrocken, weil ich auf dem Bett saß, und hast die Stimmen gehört und bist hinaus, hinunter zum Meer, wo die Stimmen herkamen. Sie hatten ihn schon gefunden, schneller, als ich gedacht hatte. Ein Stück weiter an der Küste war er angeschwemmt worden, sie hatten ihn auf eine Bahre gelegt und hergebracht, damit wir ihn identifizieren konnten.«

Sie schüttelte den Kopf. »Die Tiefe«, sagte sie und schien immer noch darüber zu staunen, »die Tiefe hat ihn nicht haben wollen. Ob man ihn im Paradies genommen hat?

Glaubst du, Hanna? Glaubst du das?«

Sie drehte sich zu mir um. Ich sagte nichts, sie nickte. »Du weinst?«

Da merkte ich erst, dass ich weinte. Ja, ich weinte, Nässe an meinen Augen, in meinem Gesicht, Schleier.

Langsam sprach sie weiter: »Du bist hin zu ihm, hast dich über ihn geworfen, hast geklagt und gejammert, dein Haar floss wie eine Kupferdecke über ihn. Und mich ... mich hat nichts angerührt, nichts, nicht dass er tot war, nicht deine Verzweiflung; nur deine Haare, Hanna, deine Haare, die sich wie ein Mantel über ihn gebreitet haben. Das wird ihn wärmen, hab ich gedacht, auf der langen Reise, die ihm bevorsteht. Hannas Kupferhaare werden ihn wärmen.«

Sie atmete tief wie nach langer schwerer Arbeit. »Und am nächsten Tag bist du verschwunden«, sagte sie langsam, »Rucksack gepackt, abgehauen, verschwunden. Weg. Weg. Weg.« Sie nickte, wischte mit beiden Händen über ihr Gesicht. »Und ich ... war allein.«

Sie ging zum Kühlschrank, nahm Käse und Wurst heraus, Brot aus der Brotlade, eine Tomate, eine Zwiebel, stellte alles auf den Tisch, ein Holzbrett, ein Küchenmesser, schnitt das Brot, den Käse, die Wurst, die Tomate, begann zu essen, gierig, als hätte sie drei Tage nichts gehabt.

Ich habe ihr zugeschaut. Ich wollte gehen, wollte weg, weg von ihr, weg aus diesem Haus, weg aus dieser Stadt. Aber ich war wie gelähmt und ich wusste, wenn ich mich nur einen Millimeter rührte, würde ich zu zittern beginnen und nicht mehr damit aufhören.

»Warum«, hab ich endlich gefragt. »Warum?«

Sie hörte auf zu essen, starrte mich an, erschrocken plötzlich.

»Warum«, wiederholte sie, »warum?«

Sie dachte nach, zuckte die Schultern.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte sie, »ich weiß es nicht mehr. Vielleicht, weil ... du und er ... weil wir beide ... ich weiß es doch nicht. Es hat sich ergeben. Es hat sich einfach ergeben, die Nacht, der Sturm, dass er Dinge gesagt hat, die ...«

Sie schluchzte auf. »Ich habe dich vermisst, Hanna, so sehr vermisst, immer«, streckte die Hand nach mir aus. »Du weißt es nicht, Hanna, aber du hast mir das Herz gebrochen.«

Es war genug. Zu viel. Das Zittern begann. Ich stand auf, wollte zur Tür, hinaus, nie wiederkommen. Aber sie war noch immer nicht fertig. Ihre Stimme traf mich im Rücken.

»Und plötzlich bist du wieder da gewesen. Und warst schwanger.«

Ich blieb stehen. Mit einem Schlag. Schwanger. Ich. Damals. Ich drehte mich um, schaute sie an, wusste augenblicklich ...

»Ja«, sagte ich, »ja«, und staunte, begann haltlos zu staunen, horchte in mich hinein und wusste ...

... wusste endlich ...

... ja ... es stimmte ... ich wusste es mit einem Schlag ...

Dass ich schwanger gewesen war. Dass ich ein Kind geboren hatte. Dass dies es war, was mir gefehlt hat. Mein halbes Leben lang. Mit einem Schlag habe ich gewusst, wohin meine Sehnsucht all die Jahre wollte.

Ich habe mich umgedreht. Sie angesehen. Und war so froh, dass es dunkel war, Nacht, ich hätte kein Tageslicht ertragen, nicht die Sonne in ihrem Gesicht.

»Lilli«, sagte ich. »Mein Gott. Lilli.«

»Ja«, sagte sie, »Lilli. Meine Lilli. Meine große, wunderbare Tochter. Sie hat mich gerettet. Für sie konnte ich im Leben bleiben.« Still, kurz war sie still. Dann: »Ich musste sie dir nehmen.«

Musste. Sie. Mir. Nehmen. Ja. Sie musste. Und ich?

Ich weiß nicht mehr, was ich gefühlt habe, ich weiß nicht, was gedacht. Nichts vielleicht. Eine Leere. Die Leere der vielen Jahre. Ich hätte eine Tochter gehabt. Vielleicht wäre es schwer gewesen, aber ich hätte ein Kind gehabt. Jemanden, der ganz zu mir gehört.

Bilder stürmten auf mich ein. Dunkel. Ängste. Schweigen. Nebeliges Untergehen.

Eine Tochter. Und hatte sie vergessen. Alles um sie herum. Als ob es sie nicht für mich gegeben hätte, als wäre sie etwas Fremdes in mir gewesen, ein Nebelschwaden, ein Tanz im Wind.

Wie war das möglich gewesen? Wie kann man sein Kind vergessen? Wie? Ich habe mich geschämt in der Dämmerung an diesem Tisch.

Und sie? Gertrud? Begann zu zerfallen. Wie ein Zelt, das langsam in sich zusammenklappt. Wie eine Sandburg, die auseinanderrieselt, weil der Sand getrocknet ist.

Es roch nach Zwetschgenmarmelade. Ich hatte diesen Geruch in der Nase. Gertrud stand auf, stieß an das Holzbrett, an das Messer, es fiel zu Boden, klirrte vor meine Füße. Ich habe mich gebückt. Automatisch. Ich habe es aufgehoben. Plötzlich hatte ich es in der Hand.

69 Diese Fünfinger und Mittfünfinger und Endfünfinger, dachte Kristin, sind doch alle abgewrackte Weicheier. Das einzig noch Kesse an ihnen ist ihr Geldbeutel.

Sie musste grinsen. Es machte Spaß, dieses ... Abenteuer jetzt, und sie hatte nicht im Mindesten geahnt, dass derart viel kriminelle Energie in ihr steckte.

Während sie in der Handtasche nach den Zigaretten kramte, schaute sie sich um. Nobel, das Lokal, das musste man sagen, wirklich, roch nach Geld.

Anerkennend zog sie die Mundwinkel nach unten, nobel, wirklich, nobel ging die Welt zugrunde. Sie stand auf und trat vor die Tür des Lokals, neben der ein wenig verborgen

ein Ascher stand. Wie so oft fand sie in ihrer großen Tasche kein Feuerzeug. Sie winkte den Kellner aus dem Lokal, bat ihn um Feuer, er holte ein Zündholzbriefchen, entzündete das erste Hölzchen, hielt die Flamme an ihre Zigarette und gab ihr das Briefchen. »Voilà, Madame«, sagte er und lächelte. Sie lächelte freundlich zurück.

Eine Zigarette, noch eine, zwischendurch ein Kaffee im Lokal. Ihre Ungeduld wuchs. Wo blieb er nur? Sie hatten nicht alle Zeit der Welt.

Endlich kam er, später als gestern, wirkte grau um die Nase, mitgenommen, hatte wohl auch von anderer Seite schlechte Nachrichten bekommen. Er setzte sich an den Tisch, an dem er auch gestern gesessen hatte, bestellte einen Sherry, vertiefte sich in keine Zeitung, starrte lediglich vor sich hin, bemerkte sie nicht, obwohl sie ihn nun schon den zweiten Tag hier beobachtete.

Eigentlich kränkte sie das ein bisschen. Sie sah super aus, warum bemerkte er sie nicht? Männer sind dumm, dachte sie, dumm wie Stroh, Männer verdienen, was ihnen geschieht. Sie grinste aufs Neue. Und manchmal geschieht ihnen ja auch was Nettes. Aber halt nicht immer. Geht ja gar nicht. Wäre ja langweilig.

Sie kicherte leise, und plötzlich hob der Mann den Kopf und schaute in ihre Richtung. Kurz erstarrte sie, spürte ein Kribbeln im Körper. Wurde es jetzt spannend? Sah er sie? Konnte das sein?

Nein, er blickte durch sie hindurch wie durch ein Stück Glas. Seine Gedanken irgendwo, seine Blicke leer.

O.k., dachte sie, du verdienst es nicht anders. Du wirst bluten.

Der Mann rief den Kellner, bezahlte, stand auf und ging. Sie folgte ihm langsam. Er ging den gleichen Weg wie gestern, bedächtig, nachdenklich, als hätte er alle Zeit der Welt. Keine Überraschung. Langweilig. Abgewrackter alter Sack eben.

Kristin fühlte sich sicher. Der nächste Schritt war gesetzt. Sie hatten nicht alle Zeit der Welt, keiner hatte das. Er ... schon gar nicht mehr.

Die Kleine? Die Kleine war außer Gefecht gesetzt. Die würde ihnen nicht mehr in die Quere kommen.

70 Er hielt den Brief in Händen. Man konnte es Brief nennen, wenn man wollte. Eigentlich war es nur ein Zettel in einem Kuvert. Es zerfällt also wirklich alles, dachte er, nichts bleibt.

Er lehnte den Kopf zurück, schloss die Augen, blieb eine Weile so sitzen. Schließlich holte er das Handy heraus, schrieb eine SMS, drückte auf Senden.

71 »Sie kriechen mir ins Gehirn«, sagte Tonio und starrte in den aufdämmernden Tag vor dem Fenster. »Ich kann sie nicht mehr ertragen.«

»Wer?«, fragte sie. »Von wem redest du?«

Sie kuschelte an seiner Schulter, er hatte den Arm um sie gelegt, spielte mit ihren Haaren.

»Die Kranken«, sagte er, »die Kranken auf meiner Station. Die Sterbenden. Sie sterben alle. Manchmal zwei am Tag. Manchmal keiner. Aber irgendwann sterben sie alle.«

Sie legte ihm ihre Finger auf den Mund. »Wenn ich sie zählen müsste«, sagte er und stupste mit den Lippen daran, verteilte gedankenlose kleine Küsse darauf, »wenn ich sie zählen müsste, ich wüsste keine Zahl.«

»So viele?«, fragte sie leise.

»Ja«, wiederholte er. »So viele.«

»Bist du deshalb los? Deshalb verschwunden?«

Er dachte nach, nickte. »Ja«, sagte er, »wahrscheinlich deshalb. Weil ich es nicht mehr ertragen habe. Weil es nicht mehr gegangen ist. Weil ich gespürt habe, dass ich verrückt werde. Aber hier ...«

War alles besser geworden. Gut beinahe.

Er erzählte ihr von dem Zorn, der in seinen Eingeweiden rumort und den auch sie damals gespürt hatte und dass dieser Zorn sich in der Wohnung des Großvaters aufgelöst hatte. Als die Wohnung immer leerer und stiller geworden war, war auch er immer leerer und stiller geworden.

»Irgendwie«, sagte er, »haben sie mich ein bisschen gerettet, mein Großvater und mein Vater. Und ich weiß, das klingt schrecklich pathetisch, aber irgendwie haben sie mir ein neues Leben geschenkt.«

»Ja«, sagte sie trocken, »stimmt. Das Leben eines Gangsters, hinter dem die Polizei her ist. Auch was. Und eines glatzköpfigen noch dazu.«

Er grinste. »Na ja«, sagte er, »man kann nicht alles haben. Willst du dich etwa beschweren, Gangsterliebchen?« Und begann sie zu kitzeln. Sie wand sich in seinen Händen.

»Nein«, lachte sie. »Hilfe! Nein! Hör auf damit!«

Er gehorchte, sie umarmten sich erneut. Stille. Sie barg ihren Kopf an seiner Schulter, spürte seine Lippen an ihrem Kopf.

»Ich wäre dazu nie in der Lage gewesen«, sagte sie leise, »auf so einer Station zu arbeiten. Dem Tod zuzusehen. Das war mir immer klar. Und dich habe ich bewundert dafür, dass du es konntest. Weißt du das?«

»Nein«, sagte er, »das wusste ich nicht. Im Gegenteil, ich habe mich immer gefragt, warum eine Frau wie du eigentlich mit mir zusammen sein wollte. Das konnte ich gar nicht verstehen.«

»Eine Frau wie ich?«

»Ja. Taff, klug, schön, ehrgeizig.«

»Bin ich das für dich?« Sie hob den Kopf und schaute ihn an.

»Ja«, sagte er, »das bist du für mich. Das bist du einfach. Und du hättest ganz andere haben können. Nicht bloß so einen kleinen Krankenpfleger.«

»Aber ich wollte keinen anderen«, sagte sie und strich ihm über Brust und Bauch.

Er lächelte. »Ja«, sagte er, »du wolltest keinen anderen. Und jetzt bist du eine Gangsterbraut geworden. Ob das deinen Eltern Freude macht?«

Sie grinste ein bisschen. »Ach was«, sagte sie, »meine Eltern sind bloß meine Eltern und ich bin ich und ich hab sie noch nie wegen einem meiner Kerle um Rat gefragt und ich bin ja nun auch schon eine ganze Weile erwachsen.«

Er lachte und strich ihr zärtlich über das Gesicht. Sie schloss die Augen, genoss seine Berührung, das Zarte darin. Sie schwiegen, der Tag wurde grauer.

»Du hast deinen Vater nie gesehen?«, fragte sie irgendwann. »Wirklich nie? Hast nichts von ihm gewusst?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nie gesehen. Nichts gewusst. Es hat ihn nie für mich gegeben. Bloß meine Mutter und die Großeltern.«

»Und deine Mutter hat nie von ihm gesprochen?«

Er dachte kurz nach, dachte daran, dass er solche Gespräche noch nie geführt hatte, dass er ihr Dinge sagte, die sonst keiner wusste.

»Doch. Einmal. Ich war vierzehn. Da legte eines Tages meine Großmutter meiner Mutter eine Zeitung hin und sagte: Da, schau her. Lies. Erkennst du den? Meine Mutter wurde blass, ging hinaus und kam erst zwei Stunden später wieder. Da hab ich sie gefragt.«

»Und?«

»Sie hat mir von ihm erzählt. Dass er ein ausgeflippter Typ war. Dass sie sich auf der Stelle in ihn verliebt hat. Aber dass sie von Anfang an gewusst hat, dass er keiner war, der bleiben würde. Dass sie dann schwanger war. Ganz plötzlich. Aber als sie es merkte, war er schon weg.«

»Und weiter?«

Er zuckte die Schultern. »Nichts. Ich hab mir diesen Zeitungsbericht gesucht. Da stand, dass er in Griechenland ertrunken war. Und ein Foto war dabei, wie er da liegt und eine Frau sich über ihn beugt. Eigentlich hat man kaum etwas gesehen. Nur seine Beine und über ihm die Frau, hauptsächlich ihre langen Haare. Aber du kennst das Foto ja. Und den Zeitungsbericht.«

Sie nickte. Ja, sie kannte das alles.

»Ich habe ihn nie für besonders wichtig gehalten«, fuhr er fort, »er war nur mein Erzeuger, nicht mein Vater. Ich hab das weggeschoben, wieder vergessen. Oder es zumindest versucht.«

Er verstummte, lächelte sie an, war ganz weit weg mit seinen Gedanken. »Und dann kam dieser Brief vom Notar, und ich hab das alles gefunden, diese ganze Sammlung von Briefen, Zeitungsausschnitten, Dokumenten.«

Die Sache war ins Rollen gekommen, schnell und immer schneller, unkontrollierbar.

Er schüttelte Kristin vorsichtig ab, stand auf, trat zum Fenster. »Ich habe das alles nicht gewollt, weißt du«, sagte er, »nicht dass sie stirbt, nicht dass ... es ist irgendwie einfach alles passiert.«

Sie nickte. »Ich weiß«, sagte sie, »das weiß ich doch.«

»Sie könnte«, begann er vorsichtig, »sie könnte meine Schwester sein.«

»Wir werden sehen«, sagte sie.

»Vermutlich ... ist sie meine Schwester.«

Sie hörte das Staunen in seiner Stimme, schaute ihn an, seinen Rücken, seinen geschorenen Kopf, an den sie sich noch immer nicht ganz gewöhnt hatte.

»Ja«, sagte sie, »wir werden sehen.«

Sie fragte sich, ob er einer war, der bleiben konnte, und war sich nicht sicher, aber eigentlich war diese Frage nicht mehr relevant und die Antwort auch nicht, denn sie spürte, dass sie ihn zu lieben begann.

72

... ja ..., schrieb alien two zurück, ... ich weiß ...

Als wüsste er wirklich, was sie meinte, als ahnte er tatsächlich, wovon sie sprach. Franza staunte. Es konnte nicht sein, es war eine Schimäre. So viele Baustellen rundherum, Port in Wien und Max' treuer Hundeblick hier und das rote Buch mit dem blauen Band und Lilli irgendwo und dass sie, Franza, nicht schlafen konnte, einfach nicht schlafen ...

... ich will deine haut und deine gedanken schmecken ... schrieb alien two, ... ich will, dass sich deine spuren mit meinen verweben ...

Franza erschrak und fand gleichzeitig von einer unbeschreiblich süßen Süße, was da plötzlich auf ihrem Desktop stand, aber dann fielen ihr Lilli und das Tagebuch wieder ein.

... entschuldige ... schrieb sie ... ich bin nicht ganz bei der sache, es ist, wie gesagt, gerade nicht ganz leicht, ich habe eine menge baustellen, alles nicht einfach, tut mir leid ...

... ich weiß ... schrieb er, ... wie gesagt, ich weiß. ich möchte dich treffen. jetzt. auf der stelle, ich warte auf dich ...

Er nannte ihr eine Bar, die sie kannte, weil sie da hin und wieder verkehrte, früher mit Max, jetzt manchmal mit Port, manchmal auch mit Sonja, wie es sich gerade ergab. Ihr Herz stockte ein bisschen, weil er mutig war und sie nicht mutig sein wollte, und was hieß überhaupt mutig, sie hatte keine Lust auf noch eine Baustelle.

... ich warte auf dich ... schrieb er noch einmal, ... ich trage ein dunkelblaues sakko,

sitze an der bar und trinke ein glas rotwein. ich warte auf dich von jetzt ab genau eineinhalb stunden lang ...

Dann war er weg, ausgeloggt, keine Antwort mehr möglich, sie saß vor dem pc wie eine nasse Katze, staunend, zittrig, mit aufgerissenen Augen und schüttelte den Kopf. »Was für ein Spinner«, murmelte sie vor sich hin, »was für ein verrückter Spinner!«

Sie blickte auf die Uhr. Eineinhalb Stunden. Was wäre, wenn ...

Nein! Vehement schüttelte sie den Kopf. Nein!!! Langsam ging sie ins Bad, langsam.

Hannas Kupferhaare werden ihn wärmen, hatte Gertrud in das rote Tagebuch geschrieben. Daran dachte Franza, während sie sich im Spiegel musterte, während sie überlegte, ob sie sich nicht doch vielleicht, eventuell, möglicherweise, ein kleines bisschen ... bereitmachen sollte für das Verweben der Spuren.

Sie fragte sich, was alien two sonst so dachte und wie wohl seine Haut schmeckte. Sie fragte sich, ob sie gut schmeckte oder eher nicht, und ob sie, Franza, sie überhaupt schmecken wollte.

Ein prickelndes Gefühl setzte sich in ihre Magengrube, sie fragte sich, ob er auch einen anderen Namen hatte und ob sie den überhaupt wissen wollte, ob er ein Gesicht hatte und ob sie das überhaupt sehen wollte, oder ob er nicht besser ... bliebe in dieser alien-Welt mit dem alien-Namen und dem alien-Gesicht, ob das nicht viel ... viel ... besser wäre ...

Hannas Kupferhaare hatten Tonio nicht gewärmt, war Franza sich sicher, wenn das Wasser einen durchdrang, wärmte nichts mehr, da wurde alles kalt und klamm und das Blut gefror einem bis ans Herz.

Mein Herz, dachte Franza, sollte ich auch ein bisschen schützen, es ist ohnehin sehr anfällig. Sie schaute sich nachdenklich in die Augen, beschloss alien two in der alien-Welt zu lassen, schüttelte den Kopf angesichts der unfassbaren Blödheit dieser Namen, setzte sich auf die Couch und las in Gertruds Tagebuch.

Man stochert in seines Lebens Gefilden, hatte Gertrud etwas pathetisch geschrieben, und unklarer wird alles und unbewusster. Du Riese Meer, hatte sie geschrieben, du Riese Meer bist mein Kumpan, mein Komplize, mein Gefährte. Und dass das Wasser wie blauschwarze Tinte gewesen sei, wie Öl, ein weiches Sterben vielleicht, ein sanftes, wenn etwas wie Öl einen durchdringe. Das sei Trost, der einzige allerdings.

Dann der Satz auf dem AB und der Satz im roten Buch, der letzte, den Gertrud geschrieben hatte, verblasst ein bisschen in mehr als zwanzig Jahren. Ich habe etwas Schreckliches getan.

Nein, dachte Franza, ich will das jetzt nicht mehr lesen, ich kann nicht mehr, warum bin ich nicht müde genug, um zu schlafen.

Sie blickte auf die Uhr, eine halbe Stunde noch, die Zeit würde reichen, knapp zwar, aber doch.

Wie von der Tarantel gestochen sprang sie hoch. Jacke, Schuhe, schöne Schuhe. Ich spinne, dachte sie, Autoschlüssel, ich spinne, aber ich kann ohnehin nicht schlafen, also was soll's, ich spinne, aber so ist das Leben.

73 Jeden Morgen komme ich an den Fluss. Ich komme leise und doch hören die Vögel mich, steigen auf und ziehen in den Nebel, der noch dicht über dem Wasser steht. Aber man weiß schon, das Licht wird bald kommen. Die Vögel, wenn sie dahinziehen, ziehen schon in dieses Licht hinein, aber mir, wenn ich da stehe und ihnen nachschaue, wird schwindelig, denn der Nebel hat alle Konturen aufgelöst und den Himmel und das Wasser zusammengetan, keine Spuren – nichts zum Festhalten, kein Anker, nichts, nur die Wasserlinie. Die hält mich Morgen für Morgen, die leckt an meinen Füßen mit leisem Schmatzen. Aber das spüre ich nicht, denn ich drifte in die Höhe, hinein in den Nebel, hinein in die weiße Wand über dem Wasser. Alles verliert sich, keine Orientierung, kein Wissen mehr.

Aber irgendwo am Ende des Nebels, irgendwo in der Höhe bricht die Sonne durch, eine weiße Scheibe mit wenig Leuchten, mit wenig Kraft und das scheint mir ... vertraut. Dafür liebe ich diese Sonne, für die Kraft, die ihr noch fehlt, für das Leuchten, das noch irgendwo festhängt.

Denn das versteh ich, das ist mir vertraut, das kann ich so gut verstehen, so gut, und also verweile ich Morgen für Morgen an dieser Linie. Schiffe tuten vorbei mit Nebelhorngelärr, aber selbst sie werden klein in der weißen Dichte dieses Nebels. Im Hintergrund kreischen die Donaumöwen, tänzeln leichtflügelig durch das Plustereis der Nebelschwaden und Angler lassen ihre Schnüre ins Wasser surren, dass es klingt, als ob Trillerpfeifen piffen.

Ja, es zieht mich immer wieder an die Grenzlinie, der Fluss lockt, der Nebel, alles ist unbestimmt, vage, wie ein Gang ohne Ziel. Hier kann ich Tonio sehen, manchmal, auch Gertrud, sie stehen und winken mir zu, aber ich weiß, sie sind nur Schimären. Wenn ich sie lange genug angeschaut habe, drehe ich mich um und sehe die Weiden, die Spuren im Sand, bin zurück in der Wirklichkeit.

Was geschehen ist, ist geschehen. Sie gehen. Tonio. Gertrud. Sie gehen, verlieren die Konturen, lösen sich auf. Es ist der Nebel, der das macht, er hängt seine Flöckchen über sie und dann ... Es ist gut, dass sie gehen. Es ist Zeit.

74 Erpressung also. Man hatte ihn gesehen. Egal. Es war ohnehin schon alles kaputt. Aber er hatte ihr das einfach nicht länger durchgehen lassen können.

Seit zwei Tagen blutete er unregelmäßig aus der Nase. Anfangs hatte er sich hingelegt und das Blut war in den Hals zurückgeflossen, zurück in seinen Körper und er hatte

geschluckt und geschluckt, aber dann musste er husten und Spucketröpfchen, vermischt mit Blut, sprangen aus seinem Mund, saugten sich in den Stoff der Kissen, kleine und große Sprengsel seiner Unachtsamkeit, seiner Hilflosigkeit, seines Zorns. Hinterher hatte er sich über die Sauerei geärgert und die Kissenbezüge in den Müll geworfen.

Bei der nächsten Blutung hing er von Anfang an über dem Waschbecken im Badezimmer und starrte in das hell leuchtende Rot, das in tausend kleine Tröpfchen zersprang.

»Ich werde ihr alles sagen, dann wird sie dich vernichten, deine heilige Hanna«, hatte sie ihm wütend ins Gesicht geschleudert.

»Und du«, hatte er gefragt, »hast du nicht genauso viel zu verlieren?«

»Ich?«, hatte sie hysterisch aufgelacht. »Ich bin schon vernichtet. Ich habe schon alles verloren.«

Dann geschah, was geschah.

Im Taumel des abendlichen Lichts wollte er um sie weinen. Er hoffte auf Regen, da zerfaserte das Licht und löste sich in kalten Schlieren auf. Im Dom wollte er um sie weinen, im matten Leuchten der Kerzen, wenn die Gläubigen langsam und leise den Mittelgang entlanggingen. Geruch von Weihrauch würde sich mit Ausdünstungen klammfeuchter Kleidung mischen, manchmal eine lautere Stimme, manchmal eine fremde Sprache.

Ach Gertrud, hatte er gedacht und in ihr Schweigen gestarrt. Eine Sekunde, hatte er gedacht und in der Kälte gefröstelt, die sie plötzlich verströmte, eine Sekunde lass mir. Um mich zu sammeln. Schließ die Augen, hatte er gedacht, ach Gertrud, und tat es für sie, bist meine Gertrud doch auch gewesen.

Sie war außer sich, als er kam, beschimpfte ihn, machte ihm Vorhaltungen, sagte, sie würde alles auf den Tisch bringen, unbestechlich und klar wie Cellophan.

Irgendwann war es zu viel. Er flippte aus. Schrie. Wie ein Tier, das in die Enge getrieben war. Wie um sein Leben. Als wisse er nicht, dass es nicht um ihn ging, sondern um sie, um ihr Leben. Fühlte eine Hitze in sich, einen Zorn, eine Verzweiflung. Plötzlich, das Messer in seiner Hand und ihrer beider Staunen.

Er wusste nicht, wie es in seine Hand geraten war. Es fühlte sich kühl und sachlich an, er wurde selber kühl, ruhig und klar. Eine kurze Sekunde des Zögerns noch. Eine winzige. Er sah die Angst in ihren Augen, als sie zu spüren begann, dass er bereit war, dass es ihn nichts mehr kosten würde, nur eine kleine Überwindung. Sie begann zu zittern. »Nein«, sagte sie, »das kannst du nicht. Ich bin es doch. Ich!«

Er sagte nichts, er schaute in ihre Augen, das Flackern darin wurde groß und mächtig, wurde zum Sturm, der über sie hinwegbrauste und endlich ... endlich ... in die Stille brachte. Er stach zu. Sie ging zu Boden. Und lag sterbend ausgestreckt auf den Fliesen in der Küche.

Sie hörte wohl das Messer noch, als es auf den Boden klirrte, sie hörte vielleicht den leisen Ton in der Luft, dann hörte sie nichts mehr. Nicht ihr Keuchen, nicht ihr Klagen. Nichts mehr. Der Tod schluckte all ihre Geräusche, machte sie ruhig, machte sie leise, machte sie still.

Er erstarrte, alles für alle Zeit schon festgebannt in seinem Gehirn. Ihr Fallen, ihr Staunen, ihre Stimme, als sie sagte: »Geh nicht. Lass mich nicht so hier, bitte«, ihre Hand, dies bittere Weiß, ihr tränenloses Sterben, das sie wie staunend zur Kenntnis nahm, kein Komma mehr, Punkt.

Er würde warten. Nun. Er würde nichts mehr tun. Nur warten. Bis sie kamen. Sie würden kommen.

75 Tonio hatte sich in jener Nacht wieder einmal auf die Lauer gelegt. Es war ein bisschen zur Manie geworden. Er wusste, er musste das wieder in den Griff bekommen, aber noch gönnte er sich die kleine Sucht nach ihrem Leben. War nicht schlimm, was er tat, fand er. Gab Übleres.

Und sie musste ihm doch eigentlich nur ihre Version der Geschichte erzählen, ihre Version vom Tod seines Vaters, dann würde er verschwinden, sie hätte ihre Ruhe wieder und er würde die andere aufsuchen.

Ja, er hatte in jener Nacht auf der Lauer gelegen. Er hatte alles gesehen. Nun wollte er Kapital daraus schlagen.

Es war wie in einem Taubenschlag zugegangen. Angefangen hatte es schon am Nachmittag, da war plötzlich sie aufgetaucht, sie, die andere, die Rothaarige, die mit den Briefen, die vom Zeitungsfoto, Hanna.

Er war perplex gewesen, hatte damit nicht gerechnet. Schließlich lebte sie weit weg in Frankreich. Was für eine Geschichte, dachte er und musste an sich halten, um nicht laut herauszujubeln, was für ein irrer Wahnsinn. Sein Brief, oder besser der seines Vaters, hatte tatsächlich Wirkung gezeigt.

Immer wieder schüttelte er staunend den Kopf. Was für eine Geschichte hatte er in Gang gesetzt, was für eine verrückte Geschichte.

Obwohl er zweimal hinschauen musste, ob sie es tatsächlich war, Hanna, denn ihre Haare waren ab, ihre roten langen Haare, die er von ihren Jugendfotos und auch von der Zeitung her kannte. Schade, dachte Tonio, schade, sie hatten dieses Bild auf eine ganz eigenartige Weise geprägt, ihm eine wehe Schönheit aufgedrückt, die er nicht näher zu beschreiben vermochte.

Nun also kurzhaarig – ja, er musste zugeben, er war enttäuscht, sie war eine seiner Figuren, mit denen er gerade spielte, die konnten nicht einfach selbsttätig an sich herumexperimentieren, die hatten zu sein, wie er es wollte.

Aber nun ja, er sah ein, dass er nicht alles beeinflussen konnte, er sah es ein, gab sich

zufrieden, blieb an ihnen dran, beobachtete weiter.

Sie taten, was Frauen immer taten. Saßen im Garten, redeten.

Von seinem Hügel aus konnte er sie mit dem Feldstecher gut sehen, aber leider nichts von dem verstehen, was sie sprachen. Näher heran jedoch traute er sich nicht. Vielleicht später, beschloss er, wenn es dunkel geworden war, denn dass er jetzt hier ausharren musste, war klar, auch wenn es kühl werden würde in der Dunkelheit und er zu frösteln begann, weil er keine Jacke dabei hatte.

Die Zeit verging langsam. Die Frauen redeten und redeten und irgendwann gingen sie ins Haus. Er suchte die Küche ab und hatte sie wieder. Sie kochten, zumindest sah er, wie Gertrud in einem großen Topf rührte.

Die Zeit zog sich hin, es wurde dunkel, nichts geschah.

Was haben Frauen immer endlos zu quatschen, dachte er, erzählt ihr euch eure Geschichten von damals? Die sollt ihr doch mir erzählen! Aber leider hatte ein Feldstecher keine Lauschfunktion, leider, leider.

Also näher ran, die Dunkelheit machte es möglich.

Er schlich sich vom Hügel herunter, zum Garten, das Tor war wie immer nicht verschlossen, einfache Sache. Er pirschte sich in Richtung Terrasse, von dort würde er schöne Einblicke haben in die Küche, in das Wohnzimmer, das wusste er, er war ja nicht das erste Mal hier, hatte das schon ein bisschen ausgetestet, vielleicht waren Fenster offen, Türen und man konnte ... auch hören ...

Aber nichts, nada, zero, kein Fenster offen, keine Tür, Scheiße, dachte er, Scheiße, Pech.

Doch ... was jetzt?

Stillschweigen? Keine Geschichten mehr?

Keine Geschichten mehr ... Gertruds Hand um Hannas und Hanna ließ sich führen, folgte ihr aus dem Zimmer die Treppe hoch.

Hoppla, dachte Tonio auf der Terrasse, zog überrascht die Augenbrauen hoch, hoppla, hoppla, hoppla, neue Perspektiven?

Er lauschte, nichts zu hören oben, Zeit verging, nicht allzu viel, viel, er wusste es nicht, saß und lauschte, überlegte, was das nun war, was das wohl bedeutete, überlegte, ob es Sinn machte, noch zu bleiben, beschloss, dass es keinen Sinn mehr machte, aber plötzlich ...

... kam das Auto in die Einfahrt, Christian Rabinsky stieg aus, der Ehemann, schien gut gelaunt, piffte ein kleines Liedchen, sperrte auf, ging ins Haus und die Treppe hoch ...

Tonio auf der Terrasse hielt den Atem an ...

Dann ... Lärm. Geschrei. Schritte auf der Treppe, rasche Schritte. Von anderen gefolgt. Christian stürzte in die Küche zur Spüle, schenkte sich ein Glas Wasser ein, kippte es hinunter, riss das Fenster auf, hielt sein Gesicht in die kühle Dunkelheit, im Hintergrund

Wortfetzen.

»... verstehst nicht ... kompliziert ...«

Gertrud kam in die Küche, rannte zu Christian, er packte ihre Hände, wollte sie festhalten, aber sie schrie ...

... dass sie gehe. Mit Hanna. Dass ihr Entschluss gefasst sei. So ähnlich.

Dann Hanna. Die alles widerlegte, sagte: »Schick ihn nicht fort.« Und dass sie nur Schwestern seien.

Dann Gertrud. Die ausrastete. Ihren Mann anging, angriff, schrie, zu toben begann, um sich schlug, kratzte. Hanna, die sie festhielt, Gertruds Zusammenbruch, Tränen, Christian, der das Haus verließ und aus der Einfahrt raste, dass der Kies spritzte.

Stille im Haus, Stille auf der Terrasse. Tonio, hinter seinem Strauch, holte tief Atem.

Schließlich Gertruds Monolog. Dieser Klumpen unendlich traurigen Wissens, unendlich großer Schuld, die sie mühsam aus sich löste und Hanna hinlegte wie vor ein Gericht, wie zur Absolution.

Aber Hanna erteilte keine Absolution. Hanna ging.

Gertrud blieb zurück. Zerstört. Welt vernichtet. Herz zerschnitten. Alles.

Erneut ein Klingeln. Und Gertrud schoss voller Freude hoch, dachte wohl, es wäre Hanna. Hoffte immer noch auf Absolution, auf eine zweite Chance, ein zweites Leben.

Aber es war nicht Hanna.

Tonio hatte den Besucher noch nie gesehen. Gertrud jedoch schien ihn gut zu kennen. Gertrud ließ ihn ein, ohne überrascht zu wirken. Ließ ihn in ihre Küche. Schien ohne Angst, ohne den Schatten eines Zweifels. Als sei es normal, dass er um diese Nachtzeit in ihr Haus kam, als sei es ein tägliches Ritual.

76 Als sei es normal, dass er um diese Nachtzeit in ihr Haus kam, als sei es normal, dass er den Tod brachte. Denn er brachte den Tod. Nicht gleich. Nicht sofort. Wahrscheinlich wusste er es zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht. Wahrscheinlich überraschte ihn die schreckliche Abfolge der Ereignisse, die entsetzliche Dynamik aller kommenden Entscheidungen genauso wie Tonio auf der Terrasse, genauso wie Gertrud.

Es sah nach einem friedlichen Besuch aus, sie saßen sich am Tisch gegenüber und sprachen leise miteinander. Tonio konnte nichts verstehen.

Näher an das Fenster wagte er sich nicht, sie hätten ihn gesehen, ein Gespenst in der Nacht, ein Schatten, der da nicht hingehörte.

Später wusste er nicht mehr, wie er auf die Idee gekommen war, plötzlich saß sie in seinem Kopf und er gab ihr nach, verließ leise seinen Platz auf der Terrasse, schlich den Gartenweg hinunter, bis er vor dem Auto stand. Tonio berührte die Kühlerhaube, sie war noch warm, zufrieden nickte er, schaltete auf die Kamerafunktion des Handys, zoomte sich heran, drückte auf den Auslöser, es klickte und die Autonummer war gesichert im

Speicher. Später würde er ein bisschen ins Netz einsteigen, ein bisschen hacken, Spielerei für ihn; es war immer gut zu wissen, mit wem man es zu tun hatte.

Vorsichtig schlich er auf die Terrasse zurück.

Das Bild in der Küche hatte sich verändert. Kein Frieden mehr. Gertrud war aufgesprungen, gestikulierte wild mit den Armen, ihre Stimme war laut, schrill, überschlug sich. Sie war aufgewühlt von den vorangegangenen Ereignissen, die ihr Leben ans Licht geholt hatten, wie es nie zuvor geschehen war. Sie hatte getrunken, sie hatte jeden Halt verloren, aber all das konnte der späte Besucher nicht wissen.

Tonio hörte den Namen seines Vaters, hörte Hannas Namen, starrte gebannt und erschrocken hinter seinem Strauch hervor und durch das Fenster, sah die Schemen der beiden Menschen, die plötzlich laut geworden waren, die miteinander rangen, sah das Messer in der Hand des Mannes, wie zufällig hingeraten, sah, wie dessen Arm sich bewegte ... die Hand ... nach vorne ... auf Gertrud zu ... die stand wie erstarrt und dann ...

... breitete der Schmerz sich aus, die Kälte, das Grau der Zwischendinge ... sie fiel ... lag ... hingestreckt ...

... der Mann ... wie erstarrt, das Messer immer noch in seiner Hand, Gertrud am Boden liegend, stammelte Worte, das Messer fiel, klirrte auf die Fliesen, ins Blut, das immer schneller aus der Wunde floss, sich um Gertrud herum ausbreitete, ihr den Halt zurückgab, die Konturen ...

Tonio dachte ... nichts, nichts ...

Der Mann in der Küche schien an Flucht zu denken, verlor die Starre, trat einen Schritt zurück, schaute sich um, atmete schwer, stützte sich kurz mit beiden Armen am Tisch ab, gewann langsam seine Fassung wieder.

Und floh schließlich. Floh endgültig. Aus der Küche. Aus der Haustür, den Weg hinunter durch den Garten und durch das Tor.

Tonio sprintete los, hinterher, sah ihn ins Auto steigen, losfahren, sah die Rücklichter des Wagens in die Dunkelheit gleiten und in der Ferne verschwinden. Fest umschloss seine Hand das kühle Gehäuse des Handys, er dachte an das Foto mit dem Kennzeichen, er dachte daran, dass es nun ein Leichtes sein würde herauszufinden, wem das Auto gehörte, er fühlte sein Herz, es raste.

Als er später zurück in der Wohnung war, begann er zu zittern. Doch nicht so abgebrüht, dachte er, doch nicht so cool, und aus irgendeinem Grund war er froh darüber.

Er legte sich ins Bett, aber sobald er die Augen schloss, sah er Gertrud vor sich, wie sie in ihrem Blut lag, mit starren Augen und einem neuen Wissen im Gesicht.

Irgendwann schlief er doch ein, träumte von Kristin.

77 Der Morgen war ernüchternd gewesen. Mühsam hatte Franza sich aus dem Bett

gequält. Eine Greisin, dachte sie, bin ich. Ich vertrage nicht einmal mehr zwei Gläser Rotwein und ein paar Zigaretten.

»Du kannst nicht mehr schlafen, oder?«, fragte Herz im Büro.

Sie schaute ihn an und sah, dass es ihm genauso erging. »Du auch nicht?«

Er nickte. »Irgendwann fangen sie immer an, herumzuspuken«, seufzte er. »Da kann man machen, was man will. Wird Zeit für den Endspurt.«

Franza nickte. »Ich glaube nicht, dass Lilli mit dem Mord an Gertrud was zu tun hat. Ich will es nicht glauben.«

»Aber sie ist im Haus gewesen.«

»Ja, ich weiß.«

»Und sie hätte ein Motiv gehabt.«

»Ja, ich weiß.«

Sie schwiegen. Dann begann Herz aufs Neue: »Was mir wirklich große Sorgen macht, ist die Tatsache, ...«

»... dass sie auch bei Tonio aufgetaucht ist«, vollendete Franza den Satz. »Und was er mit ihr gemacht haben könnte. Und was er mit Hanna gemacht haben könnte.«

Herz nickte. »Genau! Und dass wir noch immer keine Spur von ihm haben.«

Franzas Handy läutete. Borger, der Gerichtsmediziner. »Die Fingerabdrücke auf dem Messer. Keiner davon stammt von eurer kleinen Lilli.«

Sie atmete auf. »Atmest du gerade auf?«, fragte Borger.

Sie musste lächeln. »Ja«, sagte sie, »ja.«

»Und jetzt lächelst du«, sagte er und grinste.

»Und jetzt grinst du«, sagte sie.

»Bingo«, sagte er, »aber vielleicht doch zurück zum Wichtigen. Ich hab noch was. Wir haben verglichen. All diese Dinge, die ihr uns da geschickt habt. Also: Da gibt es interessante Konstellationen.«

»Lilli ist Hannas Tochter«, unterbrach Franza ihn, »und Tonio ist Lillis Bruder.«

»Ja«, sagte Borger und klang ein wenig enttäuscht. »Ja, aber ich sehe, ihr wisst das schon.«

»Nicht traurig sein, Borger«, sagte Franza und musste wieder lächeln. »Es ging um die Bestätigung. Hast uns also trotzdem sehr geholfen.«

»O.k.«, seufzte Borger, »back to work!«

»Na, das ist doch schon mal was«, sagte Herz, aber er klang nicht wirklich froh. »Lass uns noch mal zu Brendlers fahren«, sagte Franza, »vielleicht gibt es etwas Neues. Vielleicht ist der Herr Anwalt wieder aufgetaucht. Vielleicht ...«

»Durchatmen, Franza«, sagte Herz. »Atme mal durch!«

Aber das war nicht so einfach. Wenn du wüsstest, dachte sie, als sie zum Auto gingen, wenn du wüsstest, mein Herz!

Es waren kaum Leute da gewesen, kein Wunder um diese Zeit. Er hatte abgewandt gesessen. An der Theke. Ganz allein. In einem blauen Sakko. Mit einem Glas Rotwein vor sich. Wie er es geschrieben hatte. Er hatte abgewandt gesessen, so, als wolle er ihr die Möglichkeit geben, ihn in Ruhe zu betrachten, ehe sie auf ihn zukam. Sie hatte ihn nicht betrachten müssen, sie hatte ihn sofort erkannt, auf der Stelle. Und war geflohen. Auf der Stelle.

Herz' Handy läutete. Herz stellte auf Lautsprecher. »Einer von euch sollte kommen«, sagte Arthur. »Wir haben Bonnie und Clyde.«

78 Sie hatten Bonnie und Clyde noch nicht, sie hatten bloß einen interessanten Anruf. Einen sehr interessanten. Vom Zimmermädchen eines Motels in der Nähe der Autobahn. Die hin und wieder fernsah. Mehr oder weniger aufmerksam. Manchmal aufmerksamer. Und einmal ganz besonders aufmerksam. Als in den Mittagsnachrichten die Suchmeldung kam. Als sie das Phantombild zeigten. Und das kam ihr irgendwie bekannt vor. Als ob es ein Gast wäre, den sie flüchtig zu sehen bekommen hatte, sehr flüchtig nur, weil er, aus welchen Gründen auch immer, ein wenig scheu schien.

Noch dazu hatte sie Haarreste ums Klo herum bemerkt, nicht besonders viele, ein kleines Häufchen eben, das man erst sah, wenn man sich bückte, weil man am Klo und ums Klo herum ordentlich sauber machte, und ordentlich, da ließ sie sich nichts nachsagen, ordentlich war sie. Immer gewesen. Sie hatte sich noch gewundert, von wem diese Haare wohl stammten, denn die Frau, die noch mit im Zimmer wohnte, hatte brünette Haare, eher ins Blond gehend als ins Dunkel, und der Mann, ja, der Mann hatte eine Glatze.

Das hatte sie an dem Bild im Fernsehen auch irritiert, darum hatte sie nicht gleich gewusst, wohin mit ihm, aber dann war ihr das Häufchen Haare wieder eingefallen, dunkel, fast ein bisschen lockig, wie der Mann am Bild sie eben trug – und dann ... hatte es KLICK gemacht.

Das alles hatte sie schon am Telefon erzählt, erst irgendeinem diensthabenden Heini, der nicht zuständig war, bloß Dienst hatte; dann jemandem, der zumindest schon ein bisschen zuständig war; und endlich jemandem, der noch ein bisschen zuständiger war. Und nun waren zwei Beamte in Zivil gekommen, mit »Herz« hatte sich der eine vorgestellt, und der andere hatte gemeint, er sei der, mit dem sie schon am Telefon gesprochen habe, Arthur Peterson sei sein Name.

»Heppner«, hatte sie geantwortet und den Händedruck erwidert, »Sieglinde Heppner.« Sie erzählte noch einmal, eifrig, ausführlich und etwas aufgeregt.

»Ich hoffe«, sagte sie ein bisschen verlegen, als sie geendet hatte, »ich hoffe, ich reite jetzt niemanden irgendwo hinein, aber ...«, sie machte eine kleine Pause, als müsste sie ihre Überlegungen überprüfen, »... aber es ist mir einfach komisch vorgekommen.

Eigenartig. Ja, genau, eigenartig. Sie verhalten sich eigenartig, diese beiden. Als müssten sie sich verstecken. Und er verlässt auch kaum das Zimmer. Bloß nachts, wenn es dunkel ist.«

Woher sie das wohl so genau weiß, dachte Herz, hat sie immer Dienst, ständig und immer?

Und er hoffte inständig, dass nicht auch er irgendwann einmal in seinem Leben in eine Situation käme, wo andere ihn heimlich beobachteten und als »eigenartig« und »komisch« titulierten.

Auf der anderen Seite musste man froh sein, dass es Leute wie diese Sieglinde Heppner gab, Leute, die andere aufmerksam beobachteten, wenn es vielleicht auch nur dazu diente, die eigene Neugier zu befriedigen oder die Langeweile zu vertreiben.

Nein! Er schüttelte den Kopf und rief sich vehement zur Ordnung. Das war unfair! Irritiert stockte Frau Heppner. »Nein? Was meinen Sie?«

Er musste lachen. »Nichts, Frau Heppner, gar nichts. Entschuldigen Sie, ich war nicht ganz bei der Sache. Erzählen Sie ruhig weiter.«

»Ja«, sagte sie, »ist ja eigentlich auch schon alles. Gibt nicht mehr zu erzählen. Wollen Sie das Zimmer sehen? Ich habe die Schlüsselkarte dabei.«

»Auf alle Fälle«, sagte Herz. »Auf alle Fälle.«

Er lächelte freundlich. Worauf müssen wir uns wohl einstellen, dachte er, was wird jetzt sein, während er hinter Arthur und der Frau herging.

»Sind die beiden jetzt da? Wissen Sie das?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie, »leider. Sie sind vorhin weg. Sie hätten schneller kommen müssen.«

Tja, dachte Herz, fliegen können wir nicht, sind auch nur Menschen.

»Auto?«

Wieder schüttelte sie den Kopf. »Nein, keines. Zumindest nicht hier auf dem Hotelparkplatz. Das habe ich ...«, sie zögerte, »... recherchiert. Aber sie auf die Straße hinaus verfolgen, das habe ich mich doch nicht getraut.«

»Sehr gut, Frau Heppner«, sagte Herz, »dass Sie das nicht getan haben. So was kann nämlich gefährlich werden. Und das ist auch nicht Ihre Aufgabe. Das ist unsere Aufgabe.«

Sie nickte, wurde ein bisschen rot, blieb vor einer Tür stehen. »Hier ist es«, sagte sie.

»Danke«, sagte Herz. »Vielen Dank, Frau Heppner.«

Sie blieb unschlüssig stehen. Herz seufzte innerlich. Wieder einmal das Übliche. Große Neugier. Nicht mehr gehen wollen.

Er lächelte. »Wir brauchen Sie jetzt nicht mehr. Wenn Sie mir noch die Schlüsselkarte geben würden?«

»Oh«, machte sie. »Ach so. Ja. Die Karte.«

Sie gab sie ihm. »Ja, also ...«, sie nickte ein bisschen verlegen, »... ich habe Ihnen

hoffentlich helfen können.«

»Ich bin absolut sicher. Vielen Dank noch einmal«, sagte Herz liebevoll und streckte ihr die Hand hin.

Als sie gegangen war, stellten die beiden Polizisten sich links und rechts von der Tür auf und entsicherten ihre Waffen. Herz steckte vorsichtig die Karte in den Schlitz an der Tür, es machte leise KLICK, die Tür ging auf. Herz stieß sie ganz auf und rief laut und deutlich »Polizei«. Nichts rührte sich.

Vorsichtig betraten die Ermittler den Raum, links und rechts sichernd, Arthur stieß die Tür zum Bad auf, das Licht ging an, sonst nichts. Gähnende Leere.

Schließlich blieben sie mitten im Raum stehen, sicherten die Waffen, steckten sie zurück in die Halfter.

»Jetzt sind die also schon wieder schneller gewesen«, sagte Arthur wütend.

»Tja«, sagte Herz, »aber diesmal können wir uns immerhin auf die Lauer legen und sie abfangen. Diesmal wissen sie ja nicht, dass wir ihnen auf der Spur sind. Glaub ich zumindest. Und jetzt lass uns erst mal schauen, was wir hier so finden. Vielleicht hilft uns das ja weiter.«

Sie fingen zu suchen an. Systematisch. Arthur begann im Bad. Nichts wirklich Interessantes. Zahnbürsten, die wirkten, als wären sie gerade gekauft worden, ein paar weitere Toilettenartikel, kaum angepackt. Auf dem Bett ein paar Plastiksäcke mit Kleidungsstücken, an denen sich zum Teil noch die Etiketten befanden.

»Scheint alles neu«, sagte Herz.

»Tja«, sagte Arthur, »kein Wunder. Sie haben ja alles neu gebraucht, konnten bei ihrer überstürzten Flucht aus der Wohnung nichts mitnehmen.«

Er nahm einen der Säcke und leerte den Inhalt auf das Bett. Zuletzt purzelte ein Haarschneider heraus.

»Oh«, sagte Arthur, »sieh an! Sieh an! Was haben wir denn hier? Den Glatzenschneider. Den Persönlichkeitsveränderer.«

»Stimmt«, sagte Herz, »also wenn ich mir alles das so ansehe, dann würde ich meinen, dass wir sicher sein können, hier einen Treffer gelandet zu haben.«

»Aber wieso mieten die sich in einem Motel ein? Wieso sind sie nicht längst über alle Berge?«

Sie überlegten.

»Vielleicht sind sie noch nicht fertig. Vielleicht gibt es noch was zu tun.«

»Aber was?«

»Hanna? Ist sie doch eine Geisel? Und jetzt auch Lilli?«

Arthur zuckte hilflos die Schultern. »Ich weiß es nicht«, sagte er resigniert. »Ich habe keine Ahnung. Ich blicke nicht mehr durch.«

»Nur Mut, mein Junge«, sagte Herz, setzte sich auf das Bett und ließ seinen Blick ein

weiteres Mal ganz langsam durch das Zimmer schweifen. »Das wird schon. Glaub mir! Es wird immer.«

Plötzlich sprang er hoch, ging zum Schreibtisch, bückte sich und fischte etwas darunter hervor. Er schaute es an und hielt es zufrieden hoch. Ein Zündholzbriefchen.

»Von den Herrschaften scheint jemand zu rauchen«, sagte er zufrieden. »Das ist doch wunderbar für uns. Vor allem, weil da was draufsteht.« Er hielt sich das Briefchen dicht vor die Augen und las den Namen eines Lokals samt Adresse vor.

Er lächelte. »Ist doch immer wieder nett, wenn unsere Vögel sich verzwitschern. Da fahren wir jetzt hin.«

Er warf das Briefchen Arthur zu. Der runzelte die Stirn. »Aber das muss doch gar nichts heißen«, sagte er missmutig.

»Muss nicht«, sagte Herz. »Aber kann! Kann! Und wird! Ich wittere das. Oder spür es im linken kleinen Zeh. Was immer dir lieber ist. Glaub einem alten Hasen. Auf geht's! Komm!«

Und er stürmte los, dem neuen Ziel zu.

79 Zurück in die Welt?

Jetzt?

Fort aus der Stille?

Vielleicht ... ja, vielleicht ist es Zeit, mich zu stellen. Ich muss Dorothee wiedersehen, mit ihr reden. Es kann nicht alles falsch gewesen sein.

Seit ich vor ein paar Stunden kurz das Handy eingeschaltet habe, ist die Welt mir wieder nahe gerückt. Viele Anrufe. Viele sms. Ich werde nichts beantworten. Wir sind am Ende angekommen.

Ich weiß nicht, hat er geschrieben, ich verstehe nicht mehr, warum, weshalb. Ich weiß nur, ich werde zu sterben haben.

Zu sterben haben ... Was für ein seltsamer Ausdruck. Und haben wir das nicht alle?

Die Vögel ziehen in den Süden. Ich ziehe nicht mit.

Dass ich ihm verzeihen möge. Alles. Verzeih mir, Hanna. Alles.

80 Gemächlich, wie es seine Art war, kam er die Treppe hoch und fragte sich durch die Büros. Sie schickten ihn zu Oberwieser und Herz. Aber die waren nicht da. Irgendwann landete er bei Hansen.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte der.

»Nichts«, sagte der Besucher verschmitzt. »Sie nichts für mich. Aber ich vielleicht etwas für Sie. Sagt Ihnen der Name Hanna Umlauf etwas?«

Augenblicklich hatte er Hansens gesammelte Aufmerksamkeit.

Sie sei bei ihm gewesen, erzählte er, auf seinem Friedhof. Er sei Pfarrer in der Pfarre St. Peter. Und da sei sie aufgetaucht und habe ein bestimmtes Grab gesucht und er habe ihr geholfen, es zu finden.

»Sie lebt also«, sagte Hansen voller Erleichterung. »Sind Sie sicher?«

Der Pfarrer kräuselte die Stirn und strich sich über den Bart. »Doch«, sagte er, »doch. Ja. Sie wirkte sehr lebendig. Also ich bin sicher, dass sie lebt. Eine sehr liebenswürdige lebendige Dame. Wir haben uns gut unterhalten, leider nicht allzu lange, sie schien ein wenig in Eile.«

Auch mit Hansen unterhielt der Pfarrer sich gut, allerdings auch nicht allzu lange, denn auch Hansen war plötzlich in Eile.

81 »Sie lebt«, sagte Hansen durchs Telefon. »Hanna Umlauf lebt.«

Er sagte es zweimal, einmal in Franzas Ohr und einmal in Felix' und zweimal spürte er die große Erleichterung der Kollegen. Dann wollte er es noch ein drittes Mal sagen, aber das ging nicht, denn der Angerufene meldete sich nicht. Handy ausgeschaltet, Leitung tot.

Hansen versuchte es noch einige Male, schließlich gab er auf. Und schaute ein bisschen in die Luft. In große Löcher. Und hatte plötzlich eine Idee. In einem dieser Löcher. Und begann zu recherchieren. Ohne zu wissen, warum. Und machte überraschende Entdeckungen.

82 »Hanna lebt«, sagte Franza, nachdem sie Hansen weggedrückt hatte. »Wir wissen immer noch nicht, wo sie ist, aber wir wissen jetzt zumindest mit Sicherheit, dass sie lebt.«

»Gott sei Dank«, flüsterte Dorothee und schloss für einen Moment die Augen. »Wenigstens etwas.«

»Vielleicht«, sagte Franza und hatte plötzlich diese Eingebung, »vielleicht ist Lilli bei ihr.«

Dorothee riss die Augen auf und starrte Franza mit langem, dunklem Blick an. Vor einer knappen Stunde war Franza hier angekommen und hatte Dorothee alleine angetroffen.

»Ihr Mann?«, hatte Franza gefragt. »Wissen Sie, wo er ist?«

Dorothee hatte lediglich hilflos mit den Schultern gezuckt. »Warum«, fragte Dorothee mit erstickter Stimme. »Warum sollte Lilli bei Hanna sein? Und woher sollte sie wissen, wo sie ist?«

»Vielleicht ist es ganz logisch«, sagte Franza, »ja, wahrscheinlich ist es das. So logisch, dass Lilli es durchschaut hat.«

»Aber sie kennt sie doch gar nicht.« Dorothee versuchte sich immer noch zu wehren.

»Hanna ist ...«

»... Lillis Mutter«, vollendete Dorothee den vorsichtig begonnenen Satz. »Ja, das ist sie wohl. Aber das kann Lilli doch nicht wissen.«

Franza spürte ein kleines trauriges Lächeln in sich. Dorothee tat, was viele taten: Sie sperrte sich gegen Wissen, das schon da war, sich schon eingeschlichen hatte in Herz und Hirn, aber trotzdem sperrte sie sich, wollte seine Macht noch nicht zulassen, das, was es anrichten, was es verändern würde.

»Doch«, sagte Franza leise, »doch, und das wissen Sie auch, Frau Brendler. Lilli muss bloß eins und eins zusammenzählen.«

»Wenn sie sich etwas angetan hat ...«, sagte Dorothee tonlos.

Franza schüttelte vehement den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht! Sicher nicht!«

»Wenn mein Mann ...«, fuhr Dorothee fort.

Wieder schüttelte Franza den Kopf. »Dafür gäbe es doch keinen Grund. Und es wird sich alles aufklären. Und vorher sollten Sie solche Dinge nicht denken.«

Aber sie wusste, man dachte solche Dinge immer. Man dachte und dachte sie und sie wurden groß, riesige Monster, die einen auffraßen. Dann war man gefangen im Denken, in der Angst.

Franza wusste das, wusste es von sich selbst, trotzdem versuchte sie stets, die Beunruhigten zu beruhigen, ihnen die Angst zu nehmen, die Qualen des Erkennens, des Wissens zu erleichtern.

»Also«, sagte sie, »von vorne. Sie haben Lillis Freunde und Bekannte alle abtelefoniert?«

Dorothee nickte. »Ja«, sagte sie. »Haben wir. Christian und ich. Alle. Keiner weiß etwas. Bei keinem ist sie aufgetaucht.«

»Und das ist auch glaubhaft?«

Die Haustür ging. Dorothee fuhr herum, sprang hoch. Hans Brendler kam herein.

»Hans! Wo bist du gewesen? Ich habe mir Sorgen gemacht. Ich dachte, du hast Lilli ...«

»Was?«, fragte er verständnislos. »Lilli? Was ist mit Lilli?«

»Sie ist weg«, schrie Dorothee. »Unsere Lilli ist weg!«

»Unsere Lilli«, murmelte er, »unsere Lilli wird uns nie verzeihen ...«

Sein Blick war so leer, dass Franza plötzlich nicht mehr sicher war.

Er wandte sich ab, seiner Frau zu. »Und du dachtest, ich ...?«

Sie schwieg, schaute ihn nicht an.

Sie verlieren sich, dachte Franza, jetzt gehen sie einander doch verloren.

»Wo bist du gewesen?«, fragte Dorothee. Er zuckte die Schultern. »Keine Ahnung. Irgendwo. Ist nicht wichtig. Wollte allein sein. Alles irgendwie in meinen Kopf kriegen.«

»Ich hätte dich gebraucht«, sagte sie. Er schwieg.

83 Sie parkten das Auto um die Ecke. Sie wollten unauffällig bleiben, nicht daherkommen als Kavallerie, nicht mit Blaulicht und Sirene, schön unauffällig. Vorerst.

Arthur grinste ein bisschen, das war Adrenalin pur, das machte die Adern heiß und ließ das Blut köcheln, das war fast wie Sex mit Karolina, wenn sie so richtig Spaß hatten, so richtig; das war der Kick schlechthin – ankommen, reden, handeln. Wenn nötig. Und er hoffte sehr, dass es nötig sein würde. Um eine gefährliche Mörderbrut dingfest zu machen, war auch ein größerer Aufwand, ein größeres Aufsehen durchaus erlaubt. Um nicht zu sagen, angebracht. Ausweise ziehen zuerst. Sagen, was anstand. Sich erklären, quasi. Klar, deutlich, ruhig. Aber dann: ZACK! Butter bei die Fische, wie man bei ihm oben so schön sagte. Handschellen klicken lassen um Bonnies und Clydes Handgelenke. Vorher Waffen gezogen haben. Später gerne kleines Blitzlichtgewitter der regionalen Presse, noch lieber eines der überregionalen, und abschließend Schulterklopfen vom Polizeipräsidenten und lobende Worte für unseren tüchtigen jungen Arthur Peterson, den neuen Stern am Polizistenhimmel, den Schrecken jedes Kriminellen. Am Rande der Szenerie schließlich – als Höhepunkt quasi – Karolina, die ohnehin nicht kleine Brust stolzgeschwellt und daneben seine Mutter, ein kleines Freudentränchen verdrückend.

Ja. So sollte das sein. Arthur grinste. In sich hinein. Aber noch ein bisschen mehr aus sich heraus.

»He!«, sagte Herz, »Junge! Träumst du? Von Ruhm und Ansehen? Wieder einmal?«

Er grinste liebevoll. »Ruhig bleiben, o.k. Wir wissen nicht, was uns erwartet. Vielleicht gar nichts. Vielleicht null, nada, niente.«

Scheiße, dachte Arthur, erwischt. Er wurde ein bisschen rot und senkte den Kopf, damit Herz es nicht bemerkte. Aber Herz bemerkte alles, wie Arthur wusste.

»Ja«, sagte er ein bisschen kleinlaut, »ja, Boss, ich weiß.«

Herz lächelte und berührte den jungen Kollegen am Ellbogen. »Alles in Ordnung«, sagte er, »mach dir keine Gedanken.«

Dann waren sie da, und alles ging irgendwie sehr schnell. Und unspektakulär. Zu unspektakulär für Arthurs Geschmack. Dabei fing es gar nicht schlecht an.

Sie betraten das Lokal, schauten sich um. Kein bekanntes Gesicht. Die Tür zur Terrasse stand auf, ein paar Tische waren draußen gedeckt, die Sonne wärmte noch genug.

Arthur erkannte die Frau sofort. Sein Herz begann ein bisschen lauter zu klopfen.

Sie saß an einem Tisch an der Tür, eine Frau Anfang dreißig, sie hielt ihr Gesicht in die Altweibersonne, ein letztes leuchtendes Wärmenvor dem Grau der kommenden Herbst- und Wintertage. Die Rauchschwaden ihrer Zigarette zogen in das Licht hinein, lösten sich darin auf wie feine Stäubchen feinen Staubes.

Tja, dachte Arthur und spürte ein leichtes Bedauern, rauchen ist eben einfach tatsächlich ungesund, so ungesund, dass es dich, PENG, blöderweise gleich erwischen wird.

Aber sie ahnte noch nichts. Sie hatte die Augen geschlossen, als warte sie auf etwas, auf jemanden, als habe sie Zeit, als könne nichts und niemand ihr etwas anhaben, ein Engel, schön, unschuldig.

Ihr gegenüber, leicht schräg mit dem Rücken zu den Polizisten, saß ein glatzköpfiger Mann, etwas älter als sie, er wirkte angespannt, unruhig, nervös, wandte den Kopf hin und her, klockte mit dem Fuß einen Takt, den nur er kannte, in den Boden.

Arthur tippte Herz auf die Schulter, der wandte sich ihm zu und schaute ihn fragend an. Arthur wies mit dem Kopf in Richtung der Terrassentür.

»O.k.«, sagte Herz leise, »dann mal los. Ganz ruhig, es sind auch noch andere Gäste da.«

Langsam, leise näherten sie sich dem Tisch, die rechte Hand unsichtbar für etwaige Beobachter am Halfter ihrer Waffe, bereit, rasch zu entsichern, falls die Situation eskalieren würde; in der linken Hand den Dienstausweis.

Felix blieb im Hintergrund, Arthur trat hinaus, fiel wie ein Schatten in Kristins Sonne. Irritiert öffnete sie die Augen und blinzelte.

»Hallo, Bonnie«, sagte Arthur lächelnd. »Wirklich schön, Sie wiederzusehen.«

84 Der Rechner spuckte viel auf den Bildschirm. Hansen seufzte. Sah nach Arbeit aus. Aber gut, so war das Leben. Kurz dachte er an den bevorstehenden Urlaub. Zwei Wochen Spanien in der späten Septembersonne. Sofort ging es ihm besser.

Rasch ratterte er die Berichte durch. Würde ohnehin nichts bringen, davon war er überzeugt, aber bevor er hier saß und die tausend Gedanken um den Mord an Gertrud Rabinsky und Lillis Unauffindbarkeit sich in seinem Hirn im Kreise zu drehen begannen, war das doch eine gute Gegenbeschäftigung. Und sie erwies sich als nicht uninteressant. War ein erfolgreicher Mensch, dieser Mensch, angesehen, wohlhabend. Ein perfektes Leben. Fast. Denn ... plötzlich ... der kleine Haken, die kleine Irritation.

85 Die Ermittler hatten alles im Griff. Kristin saß wie erstarrt in ihrem Sessel, der Mann war hochgesprungen, doch mit scharfer Stimme begann Felix, den Ablauf der Aktion zu dirigieren. »Polizei! Setzen Sie sich wieder hin! Hände auf den Tisch! Sie sind verhaftet!«

Arthur beruhigte die anderen Gäste und das Personal, zeigte seinen Dienstausweis, sagte klar und deutlich, dass sie einen Polizeieinsatz hätten, dass kein Grund zur Panik bestehe, dass alles unter Kontrolle sei.

Dann bat er den Oberkellner um einen ruhigen Raum, wo man ungestört mit den Verhafteten reden könne. Aufatmend, dass das Spektakel vorüber war, lotste dieser die

vier Störenfriede in einen Raum, der, dem Geruch nach zu urteilen, wohl als Raucherzimmer für die Angestellten diene.

»Bitte schön«, sagte Herz und wies Kristin und Tonio an sich zu setzen. Kristin hatte sich wieder gefasst und in ihrem kühlen Juristenhirn zu denken begonnen.

»Was wird uns eigentlich vorgeworfen?«, fragte sie. »Ist es nicht mehr erlaubt, friedlich einen Kaffee zu trinken?«

»Doch, doch«, sagte Herz mit tiefer Stimme, »das ist durchaus erlaubt, wenn man nicht nebenbei unlautere Absichten hat, beziehungsweise sich schon vorher etwas hat zuschulden kommen lassen wie zum Beispiel Mord.«

Tonio sprang auf. »Was? Mord? Sie glauben, ich hätte ...!«

»Das glauben wir, ja«, sagte Herz langsam, obwohl er plötzlich aus irgendeinem Grunde nicht mehr so richtig daran glaubte. »Sie haben sich schon einmal der Festnahme durch Flucht entzogen. Das werten wir üblicherweise als klares Schuldeingeständnis.«

»Das ist Unsinn! Blanker Unsinn!«

»Beweisen Sie mir das Gegenteil.«

Nun trumpfte Kristin auf. »Seit wann ist es denn üblich in diesem Staat, dass unbescholtene Bürger ihre Unschuld beweisen müssen? Meines Wissens ist es immer noch umgekehrt. Sie müssen uns die Schuld beweisen und das wird Ihnen nicht gelingen! Weil wir nämlich nicht schuldig sind.«

Herz unterdrückte ein Lächeln. Heftige junge Frau, dachte er, ist sicher gut in ihrem Job.

»Sachte«, sagte er beruhigend, »ganz sachte! Lassen Sie uns doch einfach mal in Ruhe miteinander reden, das bringt uns alle weiter.«

Er machte eine kurze Pause. »Also, was machen Sie hier? Worauf oder besser auf wen haben Sie hier gewartet?«

Sie schauten sich an, zuckten die Schultern. »Auf nichts«, sagten sie wie aus einem Mund, »auf niemanden. Wir haben hier Kaffee getrunken, die Sonne genossen.«

»Hören Sie«, sagte Herz und wurde langsam ein wenig schärfer, »wir haben nicht alle Zeit der Welt. Noch einmal: Was hatten Sie hier vor? Worauf oder auf wen haben Sie hier gewartet?«

Sie schwiegen, dann konterte Tonio mit einer Gegenfrage.

»Wieso kommen Sie überhaupt auf die Idee, dass ich ... Gertrud Rabinsky ermordet haben könnte?«

Felix lächelte. »Demnach wissen Sie, worum und um wen es hier geht. Dann fangen wir jetzt in aller Ruhe von vorne an: Sie geben also zu, dass Sie Frau Rabinsky gekannt haben.«

Er zögerte. »Gekannt? Nein. Das kann man eigentlich nicht sagen.«

»Nun, Sie haben sie immerhin so gut gekannt, dass Sie sie, wie nenne ich das, ein

bisschen gestalkt haben. Ich gehe davon aus, dass Sie das nicht wirklich leugnen werden.«

Scheiße, dachte Tonio, Scheiße. Er schüttelte unsicher den Kopf. »Sie dürfen das jetzt nicht falsch verstehen.«

»Wie ist es denn richtig zu verstehen?«

Er schwieg, sah ein, dass seine Position schlecht war.

Felix fuhr fort: »Wir haben Ihre Wohnung durchsucht. Und eine Menge gefunden. Eine Menge Beweismaterial, das dafür spricht, dass Sie so etwas wie eine Anklagebank gegen die beiden Frauen errichtet haben.«

Verblüfft schüttelte Tonio den Kopf. »Was für ein Unsinn! Warum hätte ich das tun sollen?«

»Weil sie Ihnen quasi Ihren Vater genommen haben.«

Tonio lachte auf. »Was für ein Quatsch! Keiner hat mir meinen Vater genommen, das hat der schon selber getan. Ich hab ihn nie gekannt, nie gesehen.«

»Was hatten Sie dann für ein Motiv, Gertrud Rabinsky zu töten?«

Tonio sprang auf, reckte verzweifelt die Arme. »Keines! Glauben Sie mir! Ich hatte kein Motiv. Und ich habe sie auch nicht getötet! Das müssen Sie mir glauben!«

»Setzen Sie sich wieder«, sagte Felix bestimmt. »Und wir müssen Ihnen gar nichts glauben. Ich hoffe, Sie wissen, dass Ihre Lage ernst ist. Sie sollten mit uns kooperieren.«

Tonio sackte in seinem Sessel zusammen, ein Häufchen Elend. »Ich kooperiere ja«, sagte er, »ich erkenne schon, wann ich verloren habe.«

»Gut«, sagte Felix, »ich höre.«

Tonio wand sich noch ein bisschen. »Ich habe sie beobachtet. Ja, das stimmt. Es ist ein bisschen wie eine Sucht geworden. Plötzlich ... steckst du im Leben eines anderen Menschen fest und kannst dich ... nicht mehr lösen.«

Er schüttelte den Kopf, wie ungläubig über sich selbst. »Alles bekommt eine eigene Dynamik, alles wird unglaublich schnell.«

»Warum haben Sie sie beobachtet? Gab es irgendetwas, womit Sie sie hätten erpressen können? Und dann, als Sie sahen, dass das nicht funktionierte, haben Sie die Nerven verloren und zum Messer gegriffen, das vor Ihnen auf dem Tisch lag.«

Wieder schüttelte Tonio den Kopf.

»Nein«, sagte er, »nein, wirklich nicht. Es gab nichts, womit ich sie hätte erpressen können. Ich wollte einfach ... ihre Geschichte hören. Ich wollte irgendetwas über meinen Vater hören. Was damals geschehen ist. Wie er zu Tode kam. Wie es möglich war, in einem Meer wie dem Mittelmeer zu ertrinken.«

Er brach ab, lachte leise, ein wenig bitter. »Ob er jemals über mich gesprochen hat. Oder über meine Mutter. Was wir für ihn gewesen sind. Ob wir irgendetwas für ihn gewesen sind. Irgendetwas.«

Er verstummte.

Felix spürte Tonios vagen Schmerz und konnte plötzlich verstehen, dass dieses Fehlen von Erinnerungen ihn umgetrieben hatte, dass er wissen wollte, als sich die Gelegenheit dazu ergab, dass ...

Und glaubte ihm. Allmählich. Immer mehr.

»Erzählen Sie«, sagte er. »Erzählen Sie von Anfang an.«

Und Tonio erzählte. Von der Erbschaft. Von diesem plötzlichen Einbruch einer Familie in sein Leben, die neu für ihn war, unbekannt und unerwartet, dass der Schrecken darüber anfangs größer gewesen war als die Freude über das Erbe.

Er erzählte, wie all diese Menschen aufgetaucht waren, erst sein Vater, dann die beiden Frauen, und wie erstaunt er gewesen war, dass sie derart tief im Leben seines Vaters verankert gewesen waren. Er fand ihre Spuren viel tiefer und nachdrücklicher als die seiner Mutter oder seine eigenen. Wenn man ehrlich war, hatten seine Mutter und er im Leben seines Vaters gar keine Spuren hinterlassen, absolut keine.

Das war eine Kränkung gewesen, eine, die ihn völlig überrascht hatte, weil er niemals vermutet hatte, dass ihn das auf diese Weise treffen würde.

Nun aber veranlasste sie ihn, der Vergangenheit hinterherzuspüren. Er wollte wissen, wissen, wissen.

Und schickte Hanna, die in Frankreich lebte, diesen Brief. Und drang in Gertruds Leben ein.

»Und mit all diesen Aktionen haben Sie eine Menge Steine ins Rollen gebracht«, sagte Felix.

Tonio nickte und senkte den Kopf. »Ja, das habe ich wohl.«

»Wo ist Lilli?«, fragte Felix.

»Lilli?« Tonio blickte auf. »Meine kleine Schwester?« Er lächelte.

»Ja«, sagte Felix, »genau die meine ich.«

»Keine Ahnung«, sagte Tonio. »Wirklich! Keine Ahnung. Sie ist da gewesen. Wir haben geredet. Sie ist gegangen.«

»Und wohin?«

»Wollte Hanna suchen!«

»Und wo ist Hanna?«

»Auch das weiß ich nicht«, sagte Tonio. »Echt! Keine Ahnung!«

Felix nickte. Und glaubte ihm. Es gab keinen Grund, ihm nicht zu glauben.

»Aber Sie haben etwas gesehen in jener Nacht.«

Tonio seufzte, blickte Kristin an.

»Kanada«, murmelte er, »Kanada können wir wohl knicken.« Sie schwieg.

»Macht doch nix«, sagte Felix, »ist doch hier auch ganz schön! Die Bäume verfärben sich hier auch.« Er lächelte. »Also: Was haben Sie gesehen? Und vor allem: Wen haben

Sie gesehen? Wen, den Sie jetzt erpressen wollten?»

Tonio seufzte.

»Viele«, sagte er, »ich habe viele gesehen.«

86 Hansen lehnte sich zurück in seinem Stuhl und starrte den Bildschirm an. Staunen erfüllte ihn. 50000 waren keine Kleinigkeit. Wirklich nicht! 50000 zu haben oder nicht zu haben machte einen Unterschied. Einen großen, fand Hansen. Und noch bemerkenswerter fand er, sie einfach so zu kriegen. Einfach ... so. Noch dazu, wo doch angeblich gar kein Kontakt ... seit Jahren gar kein Kontakt ... was nicht sein konnte, was nicht stimmen konnte, was folglich ... gelogen war, schlicht und einfach ... gelogen ... denn jetzt ... vor einem halben Jahr ... 50000.

Hansen lehnte sich zurück, tippte die Fingerspitzen aneinander, wippte ein bisschen in seinem Stuhl und überlegte.

Also ich finde, dachte er, 50000 sind ein Kontakt, sind ein gewaltiger Kontakt, einer, den man richtig, richtig spürt!

Er nahm das Handy. Und tippte eine sms. Und schickte sie zweimal weg.

87 »Er ist wohl drüben in seinem Zimmer«, sagte Tonio resigniert und deutete mit der Hand aus dem Fenster. »Zumindest hat er noch nicht ausgecheckt. Wir hatten uns hier mit ihm verabredet. Aber das Arschloch ist nicht gekommen. Stattdessen ...«

»... sind wir aufgetaucht«, vollendete Arthur den Satz. Tonio nickte.

Herz war ans Fenster gegangen. »Drüben? In seinem Zimmer?«

Was sollte das denn? Ablenkungsmanöver? Wollte da einer sich entlasten mit vagen Verdächtigungen und abenteuerlichen Mutmaßungen? Aber er, Herz, hatte schon zu viel erlebt und gehört und gesehen. Er fiel nicht mehr auf jeden Dödel rein.

»Ja«, sagte Tonio, »im Hotel. Von hier aus sehen Sie nur die Rückseite. Das Babenberger. Luxushütte. Für die Upperclass. Kennen Sie es nicht?«

Felix überhörte geflissentlich den ironischen Unterton. Das Babenberger?

Er dachte nach.

Das Babenberger ... der Name war ihm geläufig, natürlich, klar, und er war gefallen in letzter Zeit, er war sich sicher, aber in welchem Zusammenhang?

Plötzlich piepte Felix' Handy. Er öffnete die sms. Hansen hatte geschrieben. Dass 50000 von einem Konto auf das andere gewandert waren. Still und heimlich quasi. Dass es keine Geschäftsabläufe darüber gebe, zumindest hätten sich auf die Schnelle keine finden lassen. Dass er, Hansen, das ein wenig merkwürdig finde, wo doch angeblich ... null Kontakt seit Jahren. Was aber nicht stimmen könne, denn jetzt vor einem halben Jahr eben dieses Geld. Demnach müsse ein wenig gelogen worden sein. Und obendrein:

Warum zahle einer einem anderen einfach per se so viel Geld?

Aber vielleicht täusche er, Hansen, sich und das alles habe mit der Sache nicht viel zu tun. Oder gar nichts. Oder aber eben doch. Und übrigens sei Belitz jetzt auch verschwunden.

Felix blickte hoch und wieder aus dem Fenster auf die Rückseite des Hotels.

Belitz? Jonas Belitz? Hanna Umlaufs besorgter Ehemann?

Und sofort wusste er wieder, in welchem Zusammenhang er in letzter Zeit vom Babenberger gehört hatte.

Er wandte sich um. »Belitz?«, fragte er. »Reden wir von Jonas Belitz?«

Tonio hob überrascht die Augenbrauen. »Ja«, sagte er. »Ja. Genau. Genau von dem reden wir.«

88 »50000 Euro«, sagte Franza, piffte leise durch die Zähne und drückte die sms wieder weg. »Das ist eine ordentliche Stange Geld, finden Sie nicht auch, Herr Brendler?«

Er schaute sie an, kurz, sie sah, er wusste, wovon sie sprach, er wandte sich ab, schwieg.

Dorothee schaute von einem zum anderen. »Wovon reden Sie?«

»Sie sollten Ihren Mann fragen«, sagte Franza, »ich glaube, er kann es Ihnen besser erklären.«

»Was soll das? Was wollen Sie eigentlich? Sollten Sie nicht besser den Mord an meiner Tochter klären, anstatt hier wild über Dinge zu spekulieren, die Sie nichts angehen und von denen Sie nichts verstehen?« Er war wütend, traurig, verwirrt, alles zugleich.

»Erklären Sie sie mir«, sagte Franza.

»Ja«, sagte Dorothee, »erklär es!«

Einen kurzen Moment schloss er die Augen, zuckte mit den Schultern. »Jonas hat mich vor etwa einem halben Jahr angerufen. Er wollte sich mit mir in München treffen.«

»Was? Was sagst du da?« Sie war aufgesprungen, stand ihm gegenüber. »Warum hast du mir nichts davon erzählt? Was wollte er? Geld also!«

Er wollte ihr übers Haar streichen, sie drehte den Kopf weg, sein Arm blieb eine Sekunde in der Luft hängen, wie im freien Fall.

»Ich wollte dich nicht beunruhigen«, sagte er leise, »und ja, er wollte Geld. Und ich habe es ihm gegeben.«

»Wofür«, fragte Franza, »wofür so viel Geld?«

Dorothee lachte verächtlich auf. »Das ist doch nichts. Da haben wir schon einmal viel mehr bezahlt.«

»Er wollte es für Hanna, als Absicherung quasi«, sagte Brendler und setzte sich. »Er erzählte mir, dass er sehr krank sei, nicht mehr lange zu leben habe, dass er Schulden habe mit der Galerie, dass er diese Schulden decken könne mit meinem Geld, und Hanna

hätte zumindest deshalb keine Sorgen, wenn er ...«

»Erpressung also?« Franza überlegte. »Mit Lilli? Er hat Sie mit Lilli erpresst?«

Brendler schüttelte den Kopf. »Nein, keine Erpressung. Ich habe ihm das Geld gern gegeben. Es war doch für Hanna.« Er schaute seine Frau an.

»Aber Sie haben schon einmal viel mehr bezahlt?«

Schweigen.

»Dass alles so enden muss«, sagte Dorothee tonlos, »dass alles so enden muss!«

Sie wandte sich zu ihrem Mann: »Erzähl es ihr. Erzähl du es. Ich mag nicht mehr.«

Er nickte, stützte den Kopf in die Hände. »Jonas«, sagte er, »Jonas ist Hannas Ehemann geworden und ich konnte es nicht verhindern. Ich hätte es getan, wenn ich es gekonnt hätte. Aber es lag nicht mehr in meiner Macht.«

»Warum wollten Sie es verhindern?«

»Weil es nicht ging. Weil es einfach ... nicht ging. Weil es ... zu gefährlich war. Für uns alle.«

»Das müssen Sie mir jetzt aber genauer erklären«, sagte Franza und beugte sich vor.

»Was meinen Sie damit?«

Er sagte nichts. Er saß einfach da und starrte auf den Tisch, Dorothee begann zu reden.

»Mein Mann hat ihm Geld bezahlt«, sagte sie, »damit er still ist. Damit er schweigt. Uns in Ruhe lässt. Davon hat er sich die Galerie gekauft.«

»So viel Geld? Dass man sich davon eine Galerie finanzieren kann? So viel ... Schweigegeld?«

Der Anwalt hob den Kopf. »Er ist aufgetaucht damals. Sie können es Zufall nennen oder Schicksal. Egal. Auf alle Fälle stand er plötzlich in der Tür, als Hannas Baby drei Tage alt war. Hanna lag krank in ihrem Zimmer und Gertrud hatte sich schon des Kindes angenommen. Er hat nicht lange gebraucht, um alles zu durchschauen. Was sollte ich tun?«

Er lachte bitter. »Er war mein bester Freund. Schon, als wir noch Kinder waren. Wir haben alles zusammen gemacht. Über ihn habe ich meine Frau kennengelernt.«

Er schaute sie an, ein langer Blick. »Wir haben während des Studiums zusammengewohnt, das war eine tolle Zeit. Anschließend bin ich hierher zurückgekommen und in die Kanzlei meines Vaters eingestiegen und er hat versucht, als freier Fotograf Fuß zu fassen. Anfangs lief es schlecht, aber das war ihm egal, er war ein Lebenskünstler, hat sich immer irgendwie durchgeschlagen, mal da, mal dort gelebt. Irgendwann ging er nach London, wurde groß, berühmt, hat wohl auch viel Geld verdient. Aber immer wieder mal in dieser Zeit hat er uns besucht. Wir wussten nie, wann, es war immer überraschend, dann hat er bei uns gewohnt, manchmal nur für zwei Tage, manchmal aber für ein paar Wochen. Das war auch in Ordnung, das Haus ist groß genug,

das wollten wir alle. Waren schöne Zeiten. Großfamilie.«

Nein, dachte Franza, höchstens die Illusion davon.

»Er hat die Mädchen aufwachsen sehen«, fuhr Brendler fort. »Er mochte sie, sie mochten ihn, er hatte selber keine Kinder, es war immer ein großes Trara, wenn er wieder mal kam. Sie mochten es, wenn er lange blieb. Er hat mit ihnen fotografiert und das war wohl der Auslöser für Hannas Beruf. Er war ein guter Freund. Ja. Der beste, den man sich wünschen konnte. Wirklich. Für alle. Aber ein einziges Mal ... kam er zum falschen Zeitpunkt.«

Er stand auf. »Möchte jemand ein Glas Wein?«

Franza schüttelte den Kopf, Dorothee rührte sich nicht. Er ging in die Küche, kam mit einem Glas Weißwein und der angebrochenen Flasche zurück. »Vielleicht«, sagte er, »sollte ich mir das zur Gewohnheit machen, ein bisschen saufen. Angeblich erträgt man damit alles leichter.«

»Nur anfangs«, sagte Franza, »nur anfangs. Später wird alles noch schwerer.«

Er nickte. »Ich weiß«, sagte er. »Ich weiß, sollte auch ein Scherz sein. Aber es ist wohl nicht die Zeit für Scherze.«

»Erzählen Sie weiter«, sagte Franza.

Er zuckte die Schultern. »Das war's eigentlich schon.«

»Nein«, sagte Dorothee, »nein, das war's noch nicht.«

Sie holte tief Luft. »Ich habe mich fürchterlich erschrocken, als er plötzlich in der Tür stand. Wir hatten drei Jahre nichts von ihm gehört! Und plötzlich ... steht er da. Ausgerechnet. Mit seinem üblichen Grinsen auf dem Gesicht. Mit seiner Leichtfüßigkeit. Und wir ... all diese Geschichten im Haus.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich wollte ihn gar nicht reinlassen. Ich sagte ihm, es passe schlecht, er solle sich diesmal eine andere Bleibe suchen. Aber er schaute mich nur verständnislos an, schob mich einfach beiseite und war schon im Haus. Er hat nach den Mädchen gefragt, das war immer seine erste Frage: Was ist mit den Mädchen? Wo sind die Mädchen? Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, bin ihm hinterher, da hat er die Lilli gehört, die hatte Hunger und schrie fürchterlich, und Gertrud kam mit ihr die Treppe herunter, um ihr in der Küche ein Fläschchen zu machen. Jonas war wie vom Donner gerührt, schaute das Kind an, schaute mich an, schaute Gertrud an. Die fing sich zuerst. Meine Tochter, sagte sie, meine Tochter Lilli. Und Jonas staunte und sagte: Aber ich wusste ja gar nicht, dass du ... und sie konterte und meinte: Wie auch, du warst doch ewig nicht da. Das hat er geschluckt, vorerst, aber dann ...«

Sie trank einen Schluck Wein.

»Er quartierte sich ein, ganz selbstverständlich wie immer, und am nächsten Tag war natürlich klar, dass auch Hanna da war, dass sie krank im Bett lag. Warum bringt ihr sie nicht ins Krankenhaus, hat er gefragt, und ich meinte, weshalb, ich sei doch Ärztin. Er

sagte, trotzdem, es gehe ihr doch schlecht. Und schaute mich an, als ob ich eine Verbrecherin wäre.«

Sie schwieg.

»Ich glaube, spätestens da hat er es gewusst«, fuhr Brendler fort. »Er kam am Abend in mein Arbeitszimmer, setzte sich, schwieg eine Weile und sagte schließlich: Nicht alles ist, wie es scheint, nicht wahr? Ich habe natürlich widersprochen. Ich habe mich entrüstet, hab gefragt, was diese Unterstellungen sollten, dass er das gefälligst lassen solle. Aber er hat nur gesagt: Hör auf! Erzähl mir keinen Scheiß, Hans! Ich kenne dich zu gut.«

Er schwieg, holte tief Luft. »Ja. So war das. Was sollte ich tun?«

»Du hast das Falsche getan, Hans«, sagte Dorothee.

Er nickte. »Ja«, sagte er, »das Falsche.«

Er schaute sie an, keine Wärme mehr zwischen ihnen.

»Ich habe ihm alles erzählt. Alles. Ich habe schon während des Erzählens gewusst, dass es ein Fehler war. Ich habe in sein Gesicht geschaut, habe sein Entsetzen gesehen, seine Ungläubigkeit, aber ich konnte nicht aufhören zu reden. Und habe gespürt, wie gut es mir tat, alles auszusprechen, mich ... frei zu reden.«

Er schwieg, nahm einen Schluck Wein, schenkte sich nach.

»Wir saßen noch lange da und schwiegen. Schauten uns nicht mehr an. Irgendwann sagte er, dass er pleite sei. Und dass er das Herumstreunen in der Welt satthabe. Und dass er eine Frau gefunden habe, die bei ihm bliebe. Und dass es da eine Galerie gäbe in Straßburg, die er übernehmen könnte. Aber dass er eben pleite sei.«

Wow, dachte Franza. Wow, dahin also können Freundschaften führen, in eine dunkle Einbahnstraße. Und kein Zurück gab es mehr. Keinen Schritt.

»Ich habe gefragt, wie viel. Er nannte eine Summe. Eine hohe Summe. Ich habe mein Scheckbuch herausgeholt, einen Scheck ausgestellt und ihn auf den Schreibtisch gelegt. Danach bin ich ins Bett gegangen. Und konnte schlafen wie seit Tagen nicht.«

Er atmete tief durch. »Am nächsten Morgen bin ich als Allererstes in mein Arbeitszimmer. Der Scheck lag nicht mehr da. Und Jonas ... Jonas war auch weg, verschwunden, wie er gekommen war. Drei Tage später war der Scheck eingelöst.«

Stille.

Ich bin es leid, dachte Franza, ich bin es müde, immer wieder all diese Scheißgeschichten zu hören.

»Wie ging es weiter?«, fragte sie.

Er zuckte die Schultern. »Nichts mehr. Es war wie abgeschnitten. Unsere Freundschaft war vorbei. Keiner hat mehr versucht Kontakt aufzunehmen. Er kam nicht mehr. Und wir sind nicht zu ihm gefahren, sind nie in dieser Galerie in Straßburg gewesen. Es war das letzte Mal, dass wir uns gesehen haben.«

»Bis vor einem halben Jahr«, sagte Franza.

Er blickte auf, nickte. »Bis vor einem halben Jahr. Er sah schlecht aus. Krank. Ich hätte ihn fast nicht erkannt.«

Franza stand auf. »Danke für Ihre Offenheit. Wir melden uns.«

Sie ging, blieb noch einmal stehen, wandte sich zurück, schaute Dorothee an. »Hatten Sie nie Angst, dass Hanna ihr Trauma aufarbeitet, sich erinnert und herkommt, um ihre Tochter zu fordern?«

Ein kurzer Augenblick der Stille.

»Doch«, sagte Dorothee. »Doch. Immer. Jede Sekunde.«

Tonloses Grauen in ihrer Stimme, Resignation, Ende. »Aber es war, wie es war. Wir hatten uns entschieden. Gab kein Zurück mehr.«

Franza nickte. Ja, so war das wohl. Irreversibel. Manche Entscheidungen. Gefällt für ein Leben. Nicht umkehrbar. Kein Zurück.

Und sie wollte endgültig gehen, aber wieder hielt Dorothees Stimme sie auf. »Und Lilli?«

Franza dachte nach. »Lassen Sie ihr einfach ein bisschen Zeit«, sagte sie und verharnte kurz. »Und auch ihrer Mutter.«

Über Dorothees Gesicht rannen Tränen, aber das sah Franza schon nicht mehr. Ihr Handy piepste. Eine sms von Sonja. »Mein Mann ist ein verdammtes Arschloch.«

89 Es wäre so einfach gewesen. Wenn sie geschwiegen hätte. Wie sie alle durch all die Jahre geschwiegen hatten. Wie man manchmal einfach schweigen musste.

Aber sie musste immer weiter reden, musste alles, alles aufs Tapet bringen, musste ihm Vorwürfe machen, ihm, der sich doch wirklich das allerwenigste hatte zuschulden kommen lassen, der in diese Geschichte nur durch einen dummen Zufall hineingeschlittert war.

Er war nur hergekommen, weil er gehofft hatte, dass sie wüsste, wo Hanna war, wenn diese unfähigen Polizisten schon nicht weiterkamen.

Aber alles war aus dem Ruder gelaufen. Und irgendwann hatte er rotgesehen. Als sie damit anfang, dass sie Hanna alles sagen würde, dass Hanna und sie nun das beste Einvernehmen hätten, dass Hanna ihn, Jonas, verlassen würde.

»Alles sagen?«, hatte er gefragt. »Alles sagen?«

Plötzlich war sie ganz ruhig geworden, ganz kalt, er hatte den Hauch dieser Kälte gespürt, wie er an ihn herangewabert kam, er hatte an den Fluss denken müssen, an Nebelschwaden, an Eisblumen.

»Hast du jetzt Angst«, hatte sie gefragt, »hast du Angst, dass deine heilige Hanna dich vernichtet? Dass sie dich, wenn sie alles, alles weiß, wie einen kleinen, ekeligen weißen Mehlwurm zertritt?«

Er sah sich als kleinen, ekeligen weißen Mehlwurm. Sofort. Auf der Stelle. Er sah dieses Bild, wie er Bilder immer sah, sich selber im Staub und über sich Hanna, eine große, mächtige Hanna, das Rot ihrer Haare leuchtete wie eine ungünstige Prognose.

Er musste sich wehren. Nicht gegen Hanna. Nein, nicht gegen sie. Gegen Gertrud, gegen ihre Kälte, gegen ihre infamen Unterstellungen.

»Du hast dir dein Schweigen erkauft«, sagte sie. »Glaubst du wirklich, das weiß ich nicht. Du hast dir dein verdammttes Schweigen von meinem verdammtten Vater erkauft und du hast geglaubt, du kannst irgendetwas gutmachen, indem du Hanna geheiratet hast, indem du immer um sie herum warst, sie und ihre Traurigkeit geschützt hast. Aber du hättest ihre Traurigkeit auflösen können, du hättest ...«

Sie stockte, überlegte, schüttelte den Kopf. Noch dachte er, alles würde gut, alles könnte man noch zum Guten wenden.

Aber sie fuhr erbarmungslos fort: »Du hast es nicht getan. Du bist immer zu feige gewesen. Du hast in Wahrheit dafür gesorgt, dass sie dieses Wissen nie in sich entdeckte.«

»Nein«, versuchte er zu widersprechen, »nicht feige! Ich wollte ihr das nicht zumuten. Ich wollte euch allen das nicht zumuten! Du hättest Lilli verloren und Lilli dich! Deine Eltern hätten sich verantworten müssen. Wir sind doch Freunde! Immer gewesen.«

Sie hatte nur gelacht, nicht laut, nicht böse, nein, es war ein leises, hilfloses Lachen. Aber ein Lachen.

»Freunde?«, wiederholte sie. »Glaubst du das wirklich? Nein, das kannst du nicht glauben. Eure Freundschaft hat sich in dem Augenblick in Luft aufgelöst, als du den Scheck genommen hast.«

»Aber was hätte ich sonst tun sollen? Zur Polizei gehen? Meinen besten Freund anzeigen?«

»Ja«, sagte sie leise. »Ja, vielleicht hättest du das tun sollen. Vielleicht wäre es für uns alle das Beste gewesen.«

Sie schwieg, verschränkte die Arme vor der Brust, schaute in sich hinein, schwieg.

»Und jetzt«, fragte er.

»Und jetzt«, sagte sie, »kommt alles ans Licht, alles, und du verlierst Hanna.«

Es war der Augenblick, da seine Verzweiflung überhandnahm. Und ihm bewusst wurde, dass er sich mit aller Kraft wehren würde, dass er nichts weiter zulassen würde.

»Du wirst sie verlieren«, wiederholte sie und in ihrer Stimme war eine solche Gewissheit, dass ihn zu frösteln begann. »Wir werden alle verlieren.«

Das sagte sie. Ausgerechnet sie. Die doch die Nutznießerin gewesen war, der Grund für all das ... Herumgetue.

Er sah sein Leben vor sich, die letzten zweiundzwanzig Jahre. Alles verging, alles schwand, sein Sehnen, seine Sorge, sogar die Krankheit, die in ihm fraß, der Krebs, der

seine Eingeweide zerstörte, der sich all die Jahre in ihn hineingefressen hatte, unerbittlich wie ein stilles Tier; aber in letzter Zeit hatte er immer öfter zu brüllen begonnen, ließ ihm immer weniger Platz.

Aber es war ... egal. Alles war egal.

Das Messer blinkte in seinen Augen. Die silbrige Schneide. Und dann ...

90 Alles musste sie loswerden, konnte nichts mehr tragen.

Dass ich ein Spielball gewesen bin in einem bösen Spiel, eine Schachfigur, die man hin- und hergeschoben hat. Das Bauernopfer. Dass Jonas alles gewusst hat, von Anfang an. Dass Geld geflossen ist. Viel Geld. Eine Galerie. In der meine Bilder hängen. In der ich ein und aus gegangen bin. Blutgeld.

So lang her, dass ich ihn wiedergetroffen habe. Jonas. So lang her.

Ich kenne ihn fast mein ganzes Leben. Er kam in unser Haus, da waren wir noch Kinder, Gertrud und ich, er war ein Freund von Gertruds Vater. Wir mochten ihn, er kam und ging, wie er wollte, blieb manchmal lange, manchmal kurz.

Irgendwann war er weg, ging nach England, wurde ein berühmter Fotograf, stellte in Galerien überall auf der Welt aus. Wir müssen fünfzehn oder sechzehn gewesen sein, ich weiß nicht mehr. Ich fand das toll, seine Bilder, das Reisen durch die Welt. Die Jahre vergingen, Studium in München, die Ferienwochen in Griechenland auf der Insel, meine Reise durch die Welt, alles wurde anders, alles wurde ... fremd. Keine Träume mehr zum Träumen.

Wie ist es mühsam gewesen, aus dem Fremden zurückzukehren, wie viel Kraft hat es mich gekostet, aber letztendlich bin ich wohl stärker daraus hervorgegangen, konnte mein Studium abschließen. Und wieder bin ich losgezogen, wieder durch die Welt, wieder auf der Suche, nach den Bildern, den Eindrücken, dem Leben.

Meine ersten Ausstellungen, meine ersten Erfolge, und irgendwann stand er plötzlich da. Jonas. In elegantem Schwarz mit einem Seidenschal um den Hals, er war älter geworden, ich auch, ich erkannte ihn auf der Stelle.

Später sagte er mir, ich sei eine von den Frauen, die er schön fände, weil sie unschlüssig seien, fern jeder Perfektion, nicht mit sich im Reinen. Ich musste lachen und ich hatte das, ich weiß nicht, aus irgendeinem Grunde so nötig. Es tat mir so gut, dieses Lachen mit Jonas.

»Hanna«, sagte er und berührte kurz mein Gesicht. Und nickte. »Ja«, sagte er leise. »Ja.« Sonst nichts. Irgendetwas in ihm schien mich zu verstehen.

»Meine Fotos«, sagte ich, »die Ausstellung. Darf ich sie dir zeigen?«

Aber er sagte nein. Nein, er kenne meine Fotos, er kenne mich, also auch meine Fotos. Und Kunst solle man nicht, nein, Kunst solle man nicht erklären.

Ich schwieg, ein bisschen beleidigt. Er merkte es und besänftigte. »Ich bin hier, Hanna,

weißt du, fast zufällig gelandet, nur übers Wochenende. Ein bisschen zum Nachdenken. Da hab ich dein Plakat gesehen und musste zumindest auf ein paar Minuten kommen.«

Er wies zur Tür, da wartete schon das Taxi. »Ich muss gehen. Hanna. Mein Flieger.«

Bedauernd hob er die Schultern, stellte das Weinglas auf die Anrichte neben der Tür, lächelte und ging.

Jahre später bekam ich einen Brief. Lange hatte er sich Zeit gelassen. Ich habe Dich in der Zeitung gesehen, schrieb er, ein wunderbares Foto übrigens, und Dein Interview gelesen. Erinnerst Du Dich noch an mich?

Ich musste lächeln, staunen, den Kopf schütteln. Ob ich mich erinnerte?! Kokett, dachte ich, er ist tatsächlich kokett.

Auch wenn ich ihn nicht schon seit meiner Kindheit gekannt hätte, auch wenn er nicht bei uns ein und aus gegangen wäre, hätte ich gewusst, wer er war. Eine Größe in seiner Kunst, auf dem Höhepunkt seiner Karriere, ich hingegen stand am Anfang. Vereinfacht konnte man sagen, er war alt und ich jung. Später, viel später würde er sich als am Ende befindlich bezeichnen, aber das habe ich ihm nicht durchgehen lassen.

Sein Brief. Er lag auf meinem Schreibtisch. Ich wartete einige Tage, klopfte regelmäßig mit dem Fingernagel meines Zeigefingers darauf, endlich tippte ich die Adresse in die dafür vorgesehene Zeile des Mail-Kopfes, schrieb mit zögernden Fingern. Dass ich über seine Nachricht überrascht gewesen sei. Dass ich mich ... gefreut hätte. Dass ich mich auf dem Foto auch mochte. Was selten vorkäme. Und klickte auf Senden.

Seine Antwort folgte umgehend. Er freue sich auch, ob wir uns auf einen Kaffee treffen könnten, wo auch immer, in meiner Stadt, in seiner, in der Mitte.

Wir nahmen die Mitte.

Er erzählte. Ich hörte zu. Sein Leben. Es traf mich. Ich hörte zu. Es traf mich. Feine Nadelspitzen, ich wusste nicht, warum. Saß in diesem Oktoberwind, hörte zu.

Er war ein wenig mitgenommen, kämpfte um die letzten Züge einer langen Liebe, rang mit verlorenen Träumen, war erfüllt vom Zusammenbruch dieser Liebe. Seit Jahren hatte er die Reißleine in der Hand gehalten und nie den Mut zum Ziehen gehabt. Nun hatte seine Frau ihm diesen Schritt abgenommen und überraschenderweise war er durch Dunkel gefallen, durch Schwere und immer noch nicht wieder in der Leichtigkeit angekommen.

»Bist dünn geworden«, sagte er.

Und ich: »Nein, bin ich gar nicht.«

»Doch«, sagte er. »Und deine Haare«, sagte er, »ganz kurz.«

»Ja«, sagte ich.

Der Wind blies die Asche von der Zigarette, Gänsehaut auf den Armen, zu wenig an, doch nicht mehr richtig warm.

»Ich bringe dich in die toskanische Sonne«, sagte er und lächelte, und ich schaute ihn

an mit leuchtenden Augen und schüttelte den Kopf.

Er ließ nicht locker. »Aber ja«, sagte er, »sie wärmt das Herz und die Seele.«

Ich lachte. »So poetisch, Jonas?«

Er wurde ernst, von einer Sekunde auf die andere. »Ich fotografiere nicht mehr«, sagte er. Das hatte ich nicht gewusst. Zwar hatte ich lange keine neuen Arbeiten von ihm gesehen, aber dass er gänzlich aufgehört hatte?

»Du meinst, du machst eine Pause«, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, keine Pause. Vorbei.«

»Warum?«, fragte ich und war ein bisschen entsetzt. Er merkte es, lächelte beruhigend, berührte kurz meinen Arm.

»Das ist nicht schlimm«, sagte er, »und wir haben doch jetzt dich. Und du bist besser als ich. Du hast mich überholt.«

Ich hielt den Atem an. Was sagte er mir da?

Er nickte, als wolle er es noch einmal bekräftigen, lächelte ein bisschen traurig.

»Ich habe eine Galerie«, sagte er, »das nimmt mich ziemlich in Anspruch. Ja, ich bin wohl sesshaft geworden. Besuchst du mich?«

Wir fuhren zurück, ein jeder in seine Stadt, schrieben hin und wieder Mails.

Ich fing wieder an zu reisen, genoss die Flüge, die Zugfahrten, genoss, was Jonas schon lange leid war. Irgendwann begann ich mit den Wartehallenfotos. In den Wartehallen der Flughäfen sitzend, der Bahnhöfe, stundenlangem Warten ausgeliefert, weil die Flüge, die Züge verspätet waren.

Ich fotografierte. Warteskizzen. Müdigkeit, Blick auf Züge, Hoffnung, Flugzeuge, Blick auf Bahnsteige, auf den breiten Gang zwischen den Gates, auf vorbeiwuselnde Reisende.

Oft saß ich allein in der Dämmerung, oft an Abenden oder in Nächten nach getaner Arbeit, nach absolvierten Aufträgen, nach Ausstellungseröffnungen, Stunden entfernt von daheim, mit Laptop und Notizbuch im Handgepäck, eine vage Erinnerung im Kopf manchmal, doch wusste nicht, woran, ein leichtes Ziehen in Bauch und Händen, doch wusste nicht, weshalb und konnte die Zeit nicht überbrücken, konnte die Zeit nicht auf null stellen.

Die Fremdheit der Fluggäste untereinander glich der Unnahbarkeit von Schneeflocken, die einander erst auf der Erde berühren, wenn sie aufeinanderfallen und kein Entkommen mehr möglich ist.

Französische Chansons spielten manchmal im Hintergrund, das passte, fand ich, gut. Traurige Lieder von gescheiterten Existenzen und gescheiterten Lieben, und immer wurde telefoniert. Mit dem Freund, der Mutter, dem Boss. Sie verabredeten ein Treffen, vielleicht am Donnerstag, vielleicht aber schon morgen, mal sehen, was der Kalender sagte. Die Stimmen waren mal jung, mal älter, mal müde, mal aufgeregt, nichts daran überraschend, der Dialekt vertraut, das Lachen ein Lachen, das Staunen ein Staunen.

Bald hörte ich auf die Reisestunden zu zählen, irgendwann auch die Ausstellungen und irgendwann konzentrierte ich mich nur noch auf die Augenblicke auf den Flughäfen und Bahnhöfen, wartend und in Bereitschaft der Bilder, der Fotos, wenn sie kamen, wenn sie da waren und wie Momentaufnahmen einer weiten endlosen Reise in mich tauchten.

Ich hatte das klare, sichere Gefühl, dass es richtig war, dass ich deshalb nur reiste, damit die Bilder sich ihre Wege bahnen konnten in mich, in meine Kamera, in mein Auge. Um mich herum all jene, die aufs Fortkommen warteten, die Plauderer, die Lacher, die Zeitungsleser, die Telefonierer, die Simser, die Chatter, und zwischendurch knackten und summten die Alarmgeräte, die Kontrollinstanzen.

Irgendwann beschloss ich, nur noch Gangplätze zu wählen, keine Fensterplätze mehr, keine Sicht auf Regen, Nebel, Wolken, Lichter, Sonne, Schnee, was auch immer, Gangplätze, um die Beine übereinanderschlagen zu können, um mich ein bisschen freier zu fühlen, ein bisschen gelassener, nicht so allein. Die Einsamkeit in den Hotelzimmern ertrug ich, aber nie routiniert.

Immer kurz vor dem Ende meiner Reisen begann ich eine Traurigkeit zu spüren. Es war die Traurigkeit über das Abgeschlossene, das Fertige, und eine Sehnsucht begann mich zu erfüllen nach dem Aufregenden des Anfangs.

Dazwischen sah ich Jonas. Der tatsächlich nicht mehr fotografierte. Es war, als hätte ich es von ihm übernommen und trüge nun seine Spuren weiter. Er beschränkte sich auf die Galerie, hatte tolle, vielbeachtete Ausstellungen.

»Bei mir flaut das ab«, sagte er, »meine Karriere ist im Sinken begriffen. Aber deine, deine geht kometenhaft los mit diesen genialen Bildern deiner Rastlosigkeit.«

Er lächelte, aber ich spürte seine Wehmut. Er litt, ich wusste nicht, woran. Vielleicht kam er schlecht damit zurecht, der »Prinzgemahl« an meiner Seite zu sein, vielleicht spürte er sein Alter schmerzlicher als sonst, vielleicht war es ihm ein Dorn, ein immerfort schmerzender. Vielleicht fühlte er mit meinem Erfolg seine Existenz in Frage gestellt, weil ich ihn damit auf sich selbst zurückwarf.

Ich hatte das Gefühl, dass er mir zum einen dankbar dafür war, was er mir durch Zartheit, durch Zärtlichkeit zeigte; zum anderen wusste er, dass ich ihn für mein Fortkommen nicht brauchte – und vielleicht ... war das sein größter Schmerz.

Nein, ich brauchte ihn nicht. Ich habe ihn nie gebraucht. Ich durfte ihn nicht brauchen, ich durfte nicht beginnen, ihn zu brauchen. Ich musste mir meine Freiheit bewahren, denn sie konnte keine Luftballonfreiheit sein, eine, die zerplatzte bei der ersten Gelegenheit, die sich auflöste und nichts mehr galt, weniger als Nichts.

Und so lebten wir uns auseinander, da hatten wir uns noch gar nicht zusammengelebt. Und doch war seine Zurückhaltung etwas Unvorgesehenes.

»Ist es eine Pflicht geworden?«, habe ich ihn gefragt. »Dann sollten wir es beenden. Ich kann keine Pflicht sein.«

Er bestritt das. Vehement. Nein, keine Pflicht. Was ich für Drohungen ausstieße.

Aber ich habe immer gespürt, wir konnten uns nicht folgen in unsere Welten, sie blieben fremd, fremde Welten hinter fremden Augen. Trotzdem bin ich eines Tages seine Frau geworden.

Einmal saß ein Mann neben mir auf dem Flughafen in München, noch nicht lange her, ein paar Wochen, ich spürte seine Augen, die mich neugierig streiften, ich spürte, dass er bereit war, mir nahe zu kommen auf ein Gespräch, auf einen Blick. Gut, dachte ich, das soll er haben, das soll möglich sein. Ich blickte auf und fand eine Wärme in diesen Augen, die hatte ich lange vermisst.

»Sie fliegen auch nach Köln?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich, »auch nach Köln«, und redete mit einer Leichtigkeit, die mich erstaunte, »genau. Wollen wir etwas trinken gehen?«

»Ja«, sagte er, »das machen wir. Darf ich Sie einladen? Wir haben ja noch ziemlich viel Zeit.«

Seufzend blickte er auf die Informationstafel am Gate, Verspätung, Verspätung, Verspätung, erst in vier Stunden sollte der Flieger starten.

Wir setzten uns in das nächstgelegene Restaurant und ich weiß nicht, warum, aber ich begann zu erzählen, von dieser komischen Liebe, in der ich festhing, die sich nicht orte und nicht festmachen ließ an Ziel und Zeit, die mir zu schaffen machte mit dieser, ich weiß nicht, Körperlosigkeit. Ja, das konnte ich plötzlich feststellen, das wusste ich plötzlich mit großer Hellsicht und Klarheit.

Nein, ich habe keine Ahnung, warum ich es erzählt habe. Vielleicht, weil es Nacht und still war und die Absätze, wenn man die Gänge entlangschritt, lauter klackten als am Tag. Vielleicht, weil dieser Mann mir so fremd war und trotzdem so nah, vielleicht, weil ich wusste, dass ich ihn nicht wiedersehen würde.

Ich sprach ein bisschen gedämpft, ein bisschen leiser als sonst, wie in einem Zwischenton in einer Zwischenwelt. Er hörte mir zu und während ich erzählte, sah ich, dass er lockiges, braunes Haar hatte, dass er einen Businessanzug trug, Krawatte, natürlich einen Laptop dabei hatte, natürlich einen dunklen Mantel und zu Hause Frau und Kinder, wahrscheinlich zwei, wahrscheinlich noch im Schulalter. Wie es sich gehört, dachte ich ein wenig spöttisch, wie es sich gehört, und wusste, dass wir's tun würden.

Wir taten es in einer dunklen Nische auf dem Parkplatz irgendwo zwischen den Autoreihen, da ließen sich dunkle Nischen finden, alles war ruhig, war voll Nebel in diesem November, der ansonsten seinem Namen keine Ehre machte, ohne Verve daherkam, ohne Biss und Verstand.

Wir taten es in der gebotenen Stille, in der gebotenen Konzentriertheit, aber seit einer endlos langen Zeit hatte ich nicht mehr diese Intensität an und in meinem Körper gespürt, diese Unbändigkeit, als hätte ich mich endlich selbst wiedergefunden und die

Klarheit des Wissens, dass es gut war, dass es stimmte, dass es passte.

Nie, das wusste ich obendrein in diesem Augenblick, würde das mit Jonas geschehen, nie in dieser ungeschminkten Ehrlichkeit und Direktheit, und meine Trauer, als mir das plötzlich klar vor Augen stand, war so groß, dass ich weinen wollte. Als der Mann im Businessanzug meine Tränen an seinem Mund spürte, hielt er erschrocken inne, wollte sich zurückziehen, aber ich hielt ihn fest, zog ihn an mich, in mich, sagte: »Lass, bleib, geh nicht, halt mich, halt mich fest, lass nicht los.«

Später saßen wir weit entfernt voneinander im Flieger, später trafen wir uns nicht mehr, nur noch kurz, als das Förderband unsere Koffer ausspuckte. Wir lächelten einander noch einmal zu und ich wusste, was für eine tröstliche Vorstellung von nun an seine Hand an meiner Brust sein würde, eine Hand, die mich aufrichtete und stärkte, und ich wusste, ich konnte Jonas vor die Augen treten und musste nichts erzählen, nichts sagen, nichts erzählen.

Zu Hause erst habe ich seine Karte gefunden, die er mir unbemerkt in die Manteltasche gesteckt hatte. Da hab ich dieses Rieseln gespürt, diese Wärme, die plötzlich irgendwie von oben in mich drang und mich mit einer leuchtend warmen Kraft erfüllte. Ich kann es nicht anders beschreiben.

Ich habe mir drei Wochen Zeit gelassen, ehe ich ihm eine Mail schrieb. Ich habe vorsichtig geschrieben, ein paar Worte nur.

Seine Antwort folgte umgehend.

... kannst du zaubern ..., fragte er, ... ich habe immer noch eine aura um mich wie einen bunten mantel, hast du eine wärmekappe über mich geworfen, kannst du also zaubern ...

... du fehlst mir ..., habe ich geantwortet, ... du wirst mir lange fehlen ...

... dann komm ..., schrieb er, ... komm einfach. komm zu mir und bleib ...

Es war die letzte Nachricht.

Ich meldete mich nicht zurück.

Er sich auch nicht mehr.

Jonas habe ich von jener Begebenheit am Flughafen nichts erzählt, nichts davon, dass mein Körper sich viele Abende erinnert hat, nichts von der Mail, nichts von der Frage: ... kannst du zaubern ...

Dann kam Tonios Brief.

Manchmal bin ich fremd in meinem Leben, ein Unruhepol, eine Wanderin zwischen den Welten.

91 Er widersetzte sich nicht. Er widersprach nicht. Er gab alles zu. Der Fall war plötzlich so klar wie frischgeputztes Glas.

Sie hatten an seine Tür geklopft, die Ermittler, Franza war rechtzeitig dazugestoßen,

hatte während der Fahrt in die Stadt mit Herz ihr jeweils neues Wissen ausgetauscht.

Die Tür zu seinem Zimmer war offen gewesen, Jonas Belitz lag auf dem Bett, erschöpft, am Ende seiner Kräfte. Sie hatten einen Krankenwagen gerufen.

»Sie wollte ihr das sagen«, hatte er auf die Fragen der Ermittler geantwortet, während sie auf den Krankenwagen warteten. »Sie wollte Hanna das sagen. Dass ich alles gewusst habe von Anfang an. Alles gedeckt habe. Geld genommen habe. Das konnte ich doch nicht zulassen. Das darf sie doch niemals erfahren.«

Sie blickten dem Wagen hinterher, der Belitz ins Krankenhaus bringen würde. Arthur war mitgefahren, würde alles regeln und in Gang bringen, was in Gang zu bringen war, wenn ein Tatgeständiger Krankenhausfürsorge benötigte.

Auch Bonnie und Clyde waren in Untersuchungshaft genommen und von Beamten abgeholt worden.

Blieben noch Franza und Felix. Auf dem Platz vor dem Hotel. Vor der Helligkeit des Himmels.

Blieb Hanna. Blieb Lilli. Wo immer sie waren.

92 Das Mädchen. Plötzlich stand sie da. Meine Lilli. Ihre Verzweiflung war zu sehen. Ihre Hilflosigkeit, ihre Verwirrtheit, ihr Staunen. Plötzlich stand sie da und sagte ... und ich wusste es doch schon ...

»Hast du sie ...?«, fragte sie dann.

»Nein«, sagte ich. »Nein. Keine Angst.«

»Sie ist doch«, sagte sie, »meine Mutter gewesen, so lang, mein ganzes Leben lang. Wie soll ich ...?«

»Ich weiß«, sagte ich, »ich weiß.« Und nahm sie in die Arme, vorsichtig, langsam, zog sie an mich, spürte die langen Jahre, die zwischen uns lagen, aber ... zog sie an mich und Wärme rieselte ... langsam, vorsichtig ...

Lilli ließ es zu. Ich weiß, es wird ein langer Weg.

93 »Hannas Mutter«, sagte Hansen.

»Hannas Mutter?«, fragte Franza.

Sie waren zurück im Präsidium, tranken Kaffee, spürten der Erschöpfung des langen Tages nach, der hinter ihnen lag.

»Was meinst du?«

»Na ja«, sagte Hansen, »ihre Mutter halt!«

Herz schüttelte den Kopf. »Aber die ist doch ...«

»Nein«, sagte Hansen, »nein, die ist nicht ...«

»Nicht tot?«, fragte Franza und hielt den Atem an. »Hannas Mutter ist nicht tot?«

»Nein«, sagte Hansen, »ist sie nicht. Ich weiß, das haben wir aus irgendeinem Grunde alle angenommen.«

»Ja«, sagte Franza und staunte ein bisschen, »stimmt. Obwohl es uns nie jemand bestätigt hat.«

»Also«, sagte Hansen und strahlte ein bisschen. »Ich habe weiterrecherchiert, nachdem das mit Belitz irgendwie so ... ein Erfolg war.«

»Und?«

Plötzlich lag Spannung in der Luft, plötzlich war alle Müdigkeit verflogen.

»Es gibt da eine Rehaklinik etwas außerhalb der Stadt, die ist an ein Kloster angeschlossen. St. Anna. Ich kenne es zufälligerweise, meine Mutter war ein paar Wochen dort nach ihrem Schlaganfall. Ein sehr stiller Ort, ein sehr meditativer. Man kann in diesem Kloster auch wohnen, sehr spartanisch zwar, wie Klosterzellen halt sind, aber, wie gesagt, auch sehr meditativ. Vielleicht ...«

»... vielleicht kommst du bitte auf den Punkt, liebster Kollege«, unterbrach ihn Franza.

Hansen grinste. »Ach, Franzalein«, sagte er, »gönn dir doch eine kleine Pause. Jetzt läuft sie dir nicht mehr weg.«

Sie boxte ihn an die Schulter, er lachte.

»Also«, sagte er, »damit ich euch nicht noch länger auf die Folter spanne. In dieser Klinik wird seit gut dreißig Jahren eine Frau namens Rosemarie Umlauf betreut. Sie ist ein Rundumpflegefall, aber sie lebt. Und sie hat derzeit Besuch. Und sie wird weiteren kriegen. Ich habe euch schon angemeldet.«

»Wow«, sagte Herz und stand auf. »Hansen, mein Freund, du bist ein Genie!«

»Ja«, sagte Franza und folgte Herz eilig zur Tür. »Das kann ich nur bestätigen! Danke! Dankedankedanke!!«

Hansen lachte und rief ihnen nach. »Gern geschehen! Kostet euch ein Bier!«

»Nein«, rief Herz, fast schon an der Treppe, »kostet uns zwei. Oder sogar drei. Ein gepflegtes Besäufnis eben.«

Dann waren sie weg.

94 Lilli hält sich gut. Ich habe sie mit ins Zimmer gebracht und gesagt: »Das ist Lilli. Meine Tochter Lilli. Deine Enkelin.«

Nun sitzt Lilli am Bett ihrer Großmutter, die wie ein Kleinkind ist, und gibt ihr zu essen. Man muss sie füttern, waschen, wickeln. Sie hat den Blick auf uns geheftet, aber ich weiß nicht, ob sie uns sieht. Ich lese ihr aus alten Büchern vor, die ich im Kloster gefunden habe. Während ich lese, fühle ich Lillis Augen auf mir und ich spüre ihre Nachdenklichkeit wie ein kühlendes Tuch. Manchmal macht es mich frösteln, ich frage mich, wie das werden soll, meine Tochter und ich und ihre Großmutter und um uns herum all die anderen, die so lange Lillis Familie gewesen sind und auch die meine vor so vielen

Jahren, Christian, der kleine Moritz, Dorothee, Hans. Nicht zuletzt Jonas. Nicht zuletzt ... Tonio. Aber es wird gehen, irgendwie. Ich bin nicht mehr allein.

95 »Ja«, sagte die Schwester an der Pforte, »eine Frau dieses Namens haben wir hier«, und »ja«, sagte sie erneut, »seit ein paar Tagen hat sie Besuch. So viel wie all die Jahre nicht. Zuerst die Tochter, dann die Enkelin.«

Sie lächelte ein bisschen. »Aber sie fügen sich gut ein.«

Stille herrschte auf dem Gang, eine seltsame Harmonie, eine Aura von ... Franza spürte in die Luft, eine Aura von ... Frieden ...

Vielleicht, dachte sie, vielleicht würde es mir guttun, hier einmal ein paar Tage auszuspannen; nein, dachte sie, besser ein paar Tage Adriaküste; obwohl, dachte sie, das eine schließt das andere ja nicht aus; und dann hörte sie auf zu denken, denn sie standen vor der Tür, hinter der sich aller Voraussicht nach die restliche Auflösung des Falles finden würde.

Sie blickten auf, Lilli und die Frau Mitte vierzig, als die Tür sich öffnete. Auf zwei Stühlen saßen sie nebeneinander an einem Bett, in dem eine weitere Frau lag, klein, schwächling unter der weißen Decke, graues Haar, ein Gesicht, das alt anmutete, alt geworden vor der Zeit, uralte, und als hätte es viel ertragen, viel erduldet, aber immer noch fanden sich Hannas klare Züge darin.

»Lilli«, sagte Franza und spürte eine große Erleichterung, »Frau Umlauf! Endlich! Endlich haben wir euch gefunden.«

»Ja«, sagte Hanna. Sonst. Nichts.

96 Ja, dachte Franza, sonst nichts, nur ein gutes Gefühl. Von Weitergehen, von Nichtstehenbleiben, von Wohinauchimmer, das weiß man doch nicht, das kann man nicht wissen, nie, aber immer weiter und weiter, und wenn es nur die Au ist oder die Donau. Dann stehen bleiben und hinunter bis Wien schauen und hinunter bis ins Schwarze Meer.

Es kann klappen, dachte Franza und kämpfte sich durch die Au, ja, ich habe ein gutes Gefühl, während Hopfenstänglein sich in ihren Haaren verhakten, Hagebuttenstacheln ihre Arme ritzten und die Blätter der Sträucher ringsum schon ein bisschen angedörft waren an den Rändern, eine Farbe zwischen Grün und Grau, zwischen Bleiben und Vergehen. Nebenbei die Sonne, ein mildes Spektakel am Herbstrand.

Vor drei Tagen hatten sie den Fall abgeschlossen, vor zwei Tagen hatte Franza Urlaub genommen und ein Flugticket gekauft, gestern war sie Richtung München losgefahren, Richtung Flughafen.

Nach der halben Strecke etwa war sie von der Autobahn abgefahren, hatte sich den kleinen See gesucht, an dem Port und sie im letzten Jahr ein Wochenende verbracht

hatten, war ausgestiegen, hatte sich an das Auto gelehnt, eine Zigarette geraucht. Es war Nachmittag, gegen vier. Die Bäume verglühten rot und gelb, flammende Gemälde vor der Klarheit des Herbsthimmels. Leichter Wind kam auf, kräuselte die Wellen, Sonnenglitzer und der Spiegel der Bäume im Wasser, manchmal sprang ein Fisch, klatschte zurück in die Wellen, ansonsten Septemberstille.

Dann noch eine Zigarette, dann nahm sie das Flugticket aus der Tasche, schaute es an, legte es vor sich hin auf das Autodach, nahm das Handy und schickte eine SMS. Erneut nahm sie das Ticket, schaute es noch mal an, musste lächeln, traurig – und zerriss es.

Zerfetzte es in kleine Fetzelchen, warf sie in die Luft und ins Wasser und manche landeten da und manche landeten dort. Die in der Luft trug der Wind weiter, die im Wasser das Wasser und Franza stellte sich vor, wie sie eintrafen in Wien, in der Strömung der Donau dort oder am Rochusmarkt im Dritten Bezirk, wo Port jetzt wohnte. Sie stellte sich vor, dass er sich bückte nach so einem Fetzelchen, dass er es hochhob und sich fragte, was es wohl gewesen war, als es noch Teil eines Ganzen gewesen war.

Franza musste lächeln, als sie sich das vorstellte, wischte sich mit beiden Händen über das Gesicht, wischte die Nässe fort, atmete tief durch, dass es wie ein Stoß aus ihr kam, schüttelte den Kopf, stieg zurück ins Auto und fuhr zu Herz. Der fragte nichts, der nahm sie in die Arme und dann kamen die Zwillinge angesprungen und Angelika servierte Kaffee und Kuchen, leckeren, saftigen, fetten Kuchen voller explodierender Kalorien. Franza aß zwei Stück und wusste, morgen würde sie sich darüber ärgern, wie immer, aber das war morgen und heute war heute und heute war es gut.

Sie schwiegen ein bisschen, schauten den Kindern zu, wie sie spielten und stritten und stritten und spielten und nichts war gut, aber doch ein wenig, und irgendwann in der Nacht fuhr Franza heim, mit guten Vorsätzen gepanzert, keine Zigaretten mehr, gesundes Essen, viel Bewegung.

Nichts war ausgestanden, nichts, das wusste sie, Baustellen, wohin sie schaute, da warteten Schmerzen, die ihrem Namen gerecht werden würden, aber es würde zu ertragen sein, alles, immer, irgendwie, sie waren ja alle keine siebzehn mehr, standen in der Mitte ihres Lebens und fragten sich doch ständig: Was ist gewesen? Was kann noch sein?

Endlich rief sie ihn an.

»Was ist los?«, fragte er. »Wieso?«

Sie schloss die Augen, lauschte seiner Stimme nach. Sie hatte ein bisschen beleidigt geklungen, ein bisschen aufgeregt, ein bisschen traurig. Ja, dachte sie, das ist in Ordnung.

»Du bist mein allerliebster Schauspieler«, sagte sie und lächelte ein wenig, »und du wirst das immer sein«, und spürte Sehnsucht wie ein Ziehen in der Brust und wusste nicht mehr weiter.

»Wieso?«, wiederholte er, »sag es mir. Ich verstehe es nicht.«

»Du bist dort«, sagte sie, »und ich bin hier.«

»Und?«, fragte er.

Sie schwieg. Er legte auf.

Sie stand noch eine Weile mit dem Handy in der Hand da und dachte an die Fetzelchen und ob eins gelandet war in Wien und ob Port es gefunden hatte und wusste natürlich, dass es Quatsch war, aber es war trotzdem schön, es sich vorzustellen.

Dann ging sie an den Computer, schrieb ihm eine Mail. ... manchmal in der nacht blasen schon die ersten schneewinde ...

Am nächsten Morgen hatte sie seine Antwort. ... und man spürt die kälte verdammt in den knochen ...

Sie lächelte unter Tränen. Wir schreiben uns in den Abschied, dachte sie, ja, genau, und fand das ... schön, ein bisschen morbide zwar, aber schön, passt zu Wien, dachte sie, passt zu mir, passt zu ihm. Und dass es sich verlieren würde. Und dass sie das beide spürten. Auch wenn sie immer noch weich aneinander wurden, auch wenn sie einander immer noch Fragen stellten, sich Antworten gaben, sich in Diskussionen verloren, in weitläufigen Erläuterungen, in zärtlichen Kontroversen.

Es verlor sich. Es ging verloren.

»Warum cuttest du alles?«, fragte Sonja. »Du müsstest das doch gar nicht. Ich meine, Wien! Na und?«

»Cutte ich alles?«, fragte Franza zurück und dachte an alien two und spürte ein diffuses Grimmen im Magen und schaute Sonja an und ...

»Ich cutte nichts«, sagte sie, »ich fange alles neu an.«

»Warum?«

Sie dachte nach. »Ich weiß nicht«, sagte sie, »muss man das nicht manchmal? Neu anfangen?«

»Du bist so mutig«, sagte Sonja sehnsüchtig, »ich wünschte, ich könnte das auch sein.«

»Nein«, sagte Franza leise, »ich bin nicht mutig. Ich bin bescheuert. Und riskiere viel zu viel.«

Sie schaute Sonja an wie jemanden, der einem sehr wichtig ist. Aber Sonja bekam das gerade nicht mit und hatte auch nicht zugehört. Sonja dachte an ihren Mann und dass er seine Unschuld beteuert hatte. Was sie ihm vorwerfe, sei absurd, nie und nimmer würde er sie betrügen, er sei kein Arschloch, mit einem alten Studienfreund sei er in dieser Bar gewesen, da sei es halt ein bisschen später geworden, sie könne den anrufen, wenn sie wolle, aber er fände, mit Verlaub bemerkt, ihr Misstrauen echt zum Kotzen!

»Ach Franz, meine Franz«, sagte Sonja und schlang die Arme um Franza. Franz! Franza musste lachen. Sonja war die Einzige, die das sagen durfte, sie hin und wieder so

nennen durfte. Franzi. Ein Stück aus ihrer Kindheit.

»Ich habe ihm verziehen«, seufzte Sonja, »was immer da gewesen ist, ich habe ihm verziehen. Und jetzt lass uns verrückt sein und rauchen und trinken!«

»Und ich werde mich scheiden lassen«, sagte Franza.

»Ja«, sagte Sonja, »ich habe davon gehört.«

»Er ist bei dir gewesen?«

»Ja, er ist bei mir gewesen. Er hat gedacht, ihr beide würdet ... Er hatte gehofft ...«

»Ich weiß«, sagte Franza, »ich weiß. Aber ich muss Schnitte machen. Einfach loslassen. Unsere Ehe jetzt. Klarheit. Neu alles. Offen. Nicht nur ich. Max auch. Und vielleicht ... wir werden sehen ... ich weiß es doch nicht ... vielleicht ...«

Merkwürdig, dachte sie, so vieles geht, so wenig bleibt. Irgendwann werde ich merken, dass Freiheit kalt sein kann.

Es klingelte. Lilli. »Lass uns was kochen«, sagte sie ein bisschen verlegen. »Magst du?«

»Klar mag ich«, sagte Franza, »Sonja, komm, wir kochen!«

Sie kochten. Sie kochten stundenlang. Rinderbraten mit Karotten, Selleriegemüse und Kartoffelpüree, und als ob das nicht genug wäre, hängten sie noch Franzas berühmten Lebkuchen an. »Den musst du einfach können, Lilli«, sagte Franza, »ohne diesen Lebkuchen kann man nur ganz schwer leben.«

Sie lachten, drei Frauen in der Küche, die lachten.

Baustellen überall, dachte Franza, aber manchmal müssen wir fliegen. Baustellen überall, dachte Sonja, aber manchmal müssen wir fliegen. »Hanna kann nicht kochen«, sagte Lilli, »Gertrud konnte kochen.«

»Ich weiß«, sagte Franza und streichelte Lilli über den Rücken, »ich weiß.«

»Ich werde auf die Polizeischule gehen«, sagte Lilli.

Franza lächelte. »Bist du sicher?«

»Ja«, sagte Lilli, »ich bin wohl sicher. Soweit man sicher sein kann.«

»Essen wir«, sagte Sonja und trug den Braten auf die Terrasse, »essen wir, bis wir platzen.«

Sie saßen vor dem Abendhimmel, gelber Mond linker Hand inmitten aufgetürmter Wolkenfestungen, sie hörten Tracy Chapman, Musik von damals, Musik von aus dem Dorf.

Unterwegs sein, dachte Franza, als sie allein war, als die Geschirrspülmaschine lief und im Kühlschrank Essen für drei Tage stand, im Leben unterwegs sein, ich in meinem Leben, noch immer nicht angekommen, sehnsuchtsvoll und ahnungslos, wohin die Suche, wohin das Sehnen mich noch führen wird.

Ja, dachte sie, ich bin es immer noch, immer noch ich, Franza Oberwieser, 45, bald geschieden, ein Sohn, Kriminalbeamtin. Vom Leben verbrannt, aber immer noch heiß und durstig. Immer noch bereit, an das einzig Beständige zu glauben, an die Veränderung.

Immer noch bereit, in die harschen Tiefen des Lebens loszustürmen, die manchmal süß waren, so süß, dass man hoffte, an dieser Süße nicht zu ersticken.

Ich also, dachte sie. Immer noch und immer wieder. So fühlt sich Glück an. So auch. Manchmal. Ein Stück davon.

Sie würde fliegen. Baustellen überall, aber zwischendurch würde sie immer wieder mal fliegen. So musste das sein. So.